Digitized by Google

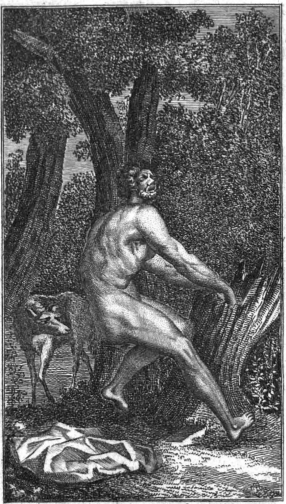
Digitized by Google

<36604371290011

<36604371290011

Bayer. Staatsbibliothek

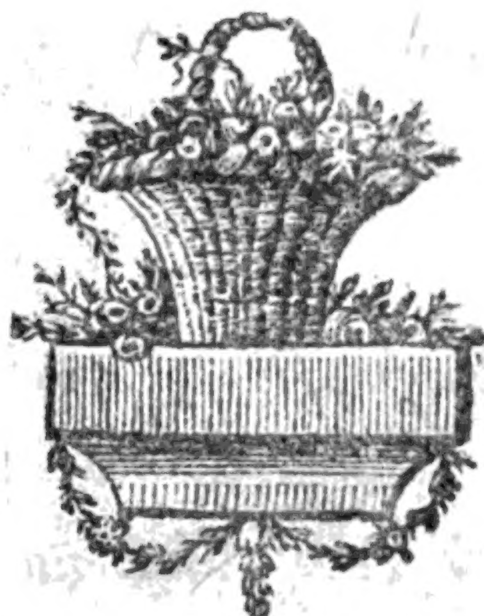
Digitized by Google


Des Starken Kraft ward sein Verderben.

Digitized by Google

Von dem

Ursprung und den Absichten des Uebels.



Erster Band.

Carlsruhe,
bey Christian Gottlieb Schmieder.
1786.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Vorrede.

Es ist wol keine wichtigere Frage in der Philosophie und Theologie, als die von dem Uebel. Man kann, ohne Berichtigung derselben, keinen rechten, wahren, lebendigen Glauben an Gott haben.

Denn man weiß nicht, ob man Gott eines bösen Willens, oder des Unvermögens, oder der Unwissenheit und des Mangels an Weisheit, beschuldigen soll. Und man weiß nicht

nicht, ob man Gott vertrauen, und wie weit das Vertrauen gehn kann?

Der Glaube an Gott ist aber der stärkste Zügel der Begierden und Leidenschaften; die sicherste Brustwehr wider die Versuchung.

Das Vertrauen in Gott ist des Leidenden kräftigster Trost.

Ohne Glauben und Vertrauen verliert also der Mensch sehr viel — Die Schrift hat wol Recht, wenn sie sagt: Ohne Glauben wird Niemand selig.

Deswegen ist die Frage von dem Uebel so oft behandelt worden — und leider! sehr schlecht. Bis auf Leibnitz hat man eine Menge Ungereimtheiten gelehrt — Manchmal war man nah an der Auflösung; und sah sie nicht.

Vorrede.

Leibniz — ich habe ihn mit vieler Aufmerksamkeit durchgelesen, aber — nicht immer verstanden. Schade, daß der große Mann sich von den Lehrsäzzen der Theologie die Hände binden ließ. Er schmieget und windet sich zuweilen mit vieler Mühe hindurch.

Hätte der Philosoph nicht das Recht, seine Hypothese auszuarbeiten, ohne sich an irgend einen vorhandenen Saz zu binden? Ist denn der vorhandene Saz ausgemachte Wahrheit? Kann die Hypothese mit dem Saz nicht bestehn, nicht vereinigt werden? Man ist vielleicht darin zu furchtsam.

Ich habe mir völlige Freiheit genommen; hoffentlich wird man mir solches nicht verdenken. Wenn man Wahrheit sucht, kann man ja nicht bei dem stehn bleiben, was schon da ist — denn das darf man nicht suchen.

Gern

Vorrede.

Gern hätte ich für Alle, für Gelehrte und Ungelehrte geschrieben — Auch das andre Geschlecht sollte mich verstehn können. Daher habe ich manches gesagt, das sonst weggeblieben wäre. Das wichtigste, die Resultate wird auch hoffentlich Jeder fassen. Allein in der Untersuchung ist es mir nicht immer geglükt. Vieles lag tief; vieles war sehr zusammengesezt; vieles durcheinander geschlungen. Ei nun; wer es nicht versteht, mag es überschlagen. Ich hoffe, daß er doch etwas Nahrung in meinem Buche finden wird.

Manche verwandte Idee habe ich mitgenommen; warum sollte man, im Vorbeigehn, nicht zuweilen auf nebenliegende Gegenstände sehn? Wenn nur diese Gegenstände angenehm oder nüzlich sind.

Den Plan des Werks kann ein Jeder aus dem Register ersehen; ich sage also davon nichts.

Oft

Vorrede.

Oft wird der Leser auf Wiederholungen stoßen; sie standen nicht immer zu vermeiden. In einem so zusammengesezten, weitläuftigen Werke; wo alles so sehr in einander greift, und wo mir so wenig vorgearbeitet war — konnte ich einige Wiederholungen schwerlich vermeiden.

Meine Abtheilungen sind ziemlich deutlich und rein abgesondert; in der Ausarbeitung greifen sie aber vielfältig in einander — Auch das habe ich gefühlt, ohne es gänzlich vermeiden zu können. Die Gränzlinie ist zuweilen so fein, daß man sie kaum sieht. Und dann — soll ein Mann, der von seinem Gegenstand voll ist, sich beständig durch die Besorgniß ängstigen, irgend einen Schritt über seine Gränze zu thun? In dem raschen Laufe der Gedanken möchte diese Aengstlichkeit alles verderben. Die ganze Aufmerksamkeit, die volle Kraft des Verstandes reicht kaum zu, den

Gegen-

Gegenstand recht zu fassen; — warum sollte man sie noch durch schüchterne Seitenblikke schwächen? Es ist besser, glaube ich, seine Materie, so gut als man kann, zu entwikkeln; als die Gründlichkeit der strengen Genauigkeit aufzuopfern. Ich schreibe nicht, wann ich will — sondern wann ich kann — und alsdann habe ich keine Kräfte für Nebensachen, für Kleinigkeiten der Kunst übrig.

Ich bitte den Leser, die Schwierigkeiten der Materie zu betrachten, und mich darnach zu beurtheilen.

Halberstadt, im August 1784.

Villaume.

Von

Von dem

Ursprung und den Absichten des Uebels.

Eingang.

Absicht des Werkes.

Ich wage einen neuen Versuch einer Theodicee*). Einer Theodicee wie! bedarf Gott vor dem Menschen einer Rechtfertigung? Nein, der

*) Das Wort Theodicee bedeutet Rechtfertigung GOttes, und ist der Titel eines Buches, in welchem ein berühmter Philosoph, namens Leibnitz, die Frage von dem Ursprung des Uebels abgehandelt hat.

der Gedanke ist verwegen. Ich mag keine Theodicee; ich brauche keine, weil ich einen Gott glaube. Sollten wirs dem Schöpfer nicht zutrauen, daß alle seine Einrichtungen weise und gut sind, wenn wir sie auch nicht einsehn? wenn ich auch gar nichts in seinen Anordnungen verstünde, so würde ich doch fest glauben, daß der Gott, der die Himmelskörper schuf, und in ihren Bahnen erhält; Saamentragende Gewächse bildete meinen Leib so künstlich bereitete, mich beseelte und mich mit Verstand belebte; gewiß alle seine Werke weiser gemacht haben wird, als ich es denken kann. Wie ists möglich einen Gott zu glauben, und dennoch seine Werke zu tadeln, und über die Verordnungen seiner Vorsehung zu klagen?

Wenn ich die Frage von dem Uebel in der Welt zu untersuchen mir vornehme, so geschiehts keinesweges um Gott zu rechtfertigen; er braucht keine Rechtfertigung.

Ich will nicht untersuchen, ob Gott wirklich gut und weise gehandelt hat; das ist ohne mein und aller Menschen Zeugniß ausgemacht. Meine Absicht ist die Bestätigung meines und meiner Brü-

der

der Glaubens, unsre gemeinschaftliche Belehrung, und unser Trost.

Unser Trost, sage ich. Es ist nicht immer nöthig ein Uebel zu heben, um den Leidenden zu trösten. Jedes Ungemach erhält von der Art es zu dulden mehr Bitterkeit, als von seiner eignen Kraft; und die Art es zu dulden hängt von den Vorstellungen ab, die man sich von dem Uebel und dessen Quellen macht.

Ein Stich mit einer Lanzette ist physisch weit schmerzhafter, als ein Schlag; und eine ungerechte Beschuldigung macht gar keine physische Empfindung. Dennoch leidet der Mensch von einem Lanzettenstich weit weniger, als von einem Schlag, oder von einer ungerechten Beschuldigung; und es ist wohl kein Mensch unter den gesitteten Völkern, der nicht lieber eine Operation des Wundarztes, als einen Schlag, oder eine Kränkung an seiner Ehre erduldete. Warum? Weil er eine Operation als einen wohlthätigen Schmerz betrachtet, der ihm nur in der Absicht, seine Wunden zu heilen, zugefügt wird. Leztere aber kann er nur für muthwillige Beleidigung, für Verachtung

und Haß ansehn. Wenn bei finstrer Nacht der Eilende mich gewaltig in die Seite, oder ins Gesicht stößt, oder wolgar umrennt, weil er mich nicht sieht, so verdrießts mich nicht, obs mich gleich schmerzt; weil es ein bloßer Zufall, ein Unglük ist; weil ich es nicht als eine Wirkung seines Hasses oder seiner Verachtung für mich ansehn kann.

Wo ist das Kind, das einen Verlust erlitten hat, das ich nicht gleich damit beruhigen könnte, wenn ich ihm sagte: Das hat dein Vater gethan? vorher zürnete es, bejammerte seinen Verlust, schmälte auf den Thäter. Nun ist es ruhig. Es fühlte also vorher das Uebel heftig; nunmehr ists nicht so unglüklich; und doch ist das Uebel an und für sich noch immer dasselbe. Nur ist seine Vorstellung, und durch diese seine Art zu dulden, geändert. Vorher hatte es die Nebenbegriffe von Ungerechtigkeit, Gewaltthätigkeit, Bosheit, Feindschaft des Thäters; es betrachtete sich als einen ungerecht Leidenden. Als ich ihm aber sagte, sein Vater hätte es gethan, sind alle diese Nebenbegriffe verschwunden.

Es ist der Liebe seines Vaters versichert, und kennt dessen Rechte; was dieser zurükgenommen hat, war sein.

Wird der Christ, der Mensch, nicht immer in seinen größten Trübsalen getröstet, wenn man ihn erinnert, daß es Gott gethan hat, und er im Stande ist, diesen Gedanken zu denken? Sagt er nicht: der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen; der Name des Herrn sey gelobt! Woher kommt das? Er denkt an die Liebe Gottes, und hofft von ihm Trost, Ersaz.

Es ist also dem Menschen zu seiner Beruhigung nicht gleichgültig, aus welcher Quelle sein Ungemach fließt, und welche Vorstellung er sich davon macht. Es ist ihm nicht gleichviel, ob seine Leiden die Wirkung einer unvermeidlichen Nothwendigkeit, eines blinden Zufalls, oder der Willkühr eines ungünstigen Wesens, oder einer väterlichen Verordnung seines gütigen Schöpfers sind.

Diese Gründe haben mich bewogen, die wichtige Frage von dem Uebel zu untersuchen. Was kann ich thun, das meinen Mitmenschen nüzlicher wäre?

wäre? Kein Uebel in der Welt kann ich hemmen oder heben. Und doch wollte ich gern die Menschen trösten, ihnen ihr Schiksal erleichtern. In dieser Absicht kann ich nur auf ihre Vorstellungen wirken.

Ich hoffe vieles zu ihrer Beruhigung beizutragen, wenn ich zeigen kann, daß das Uebel eine Folge von den Wohlthaten des Schöpfers ist.

Und wenn mir nun gar mein Vorhaben gelingt, wie ich hoffe, und ich beweisen kann, daß das Uebel eine der wohlthätigsten Einrichtungen Gottes, und die Quelle unsrer Größe, unsers Glüks ist; dann, hoffe ich, werde ich Manchem seine Schmerzen lindern, und seine Ruh, ohngeachtet seiner Leiden, wiedergeben.

I. Buch.

I. Buch.
Erklärung des Uebels.

I. Kapitel.

Falscher Begrif von dem Uebel
a) aus Weichlichkeit.

Was ist Uebel? Wir pflegen alles, was uns unangenehm ist, also zu nennen.

Allein, nach dieser Erklärung und nach unsern Klagen, würde die Menge des Uebels in der Welt unaussprechlich groß seyn! Wann und worüber klagt der Mensch nicht?

Erstlich ist er sehr weichlich und bequem, so daß ihm manches Gute, ja Nöthige unangenehme Empfindungen verursachet. So klagt er im

Sommer über Hizze, im Winter über Kälte, und in beiden andern Jahrszeiten über Regen und unbeständige Witterung.

Dies alles ist ihm aber doch empfindlich! Ja wol; aber wenn er sich nicht verzärtelt hätte, würde er nicht so weichlich seyn, und diese Kleinigkeiten leicht ertragen. Die Natur, wenn wir ihren Lehren Gehör gäben, wenn wir Zutrauen genug zu ihr hätten, um ihr nicht beständig entgegen zu arbeiten; die Natur würde uns hinlänglich gegen diese kleine Ungemächlichkeiten stärken, und wir würden solche nicht empfinden. Die Grönländer leiden von der strengen Kälte ihres Himmelstriches wenig. Die Araber und Neger trozzen der brennenden Hizze ihrer Sonne und ihrer Sandwüsten.

Unsre Weichlichkeit, die uns so sehr beschwerlich ist, uns so manchen Genuß vergällt, so oft unglüklich macht, haben wir uns und unsern Eltern und Erziehern allein zu verdanken. Die Natur hat uns nicht so hart und stiefmütterlich behandelt. Allein die Erziehung, die fast in allen Stükken der Natur widerspricht, macht alle

wohlthätigen Einrichtungen der lezteren zu Quellen von Leiden. Man verzärtle nur die Kinder nicht, und sie werden nicht den Zehntentheil von ihren Leiden empfinden. Ich will von den Wilden nichts sagen; diese sind weit von uns, wir sehn sie nicht, ihr Beispiel kann uns nicht zur Nachahmung reizen; wir können die Nachrichten davon bezweifeln. Den Landmann aber, dem Handwerker haben wir unter Augen; wir sehn seine Kraft, seine Festigkeit, seine Gesundheit. Warum erziehn wir unsre Kinder nicht auch so? Wir wünschten ihnen doch die Vorzüge dieser Leute — sie sind aber nicht anders zu erhalten, als für den Preis, wodurch er sie erhält, durch harte, mäßige freie, arbeitsame Erziehung.

Multa tulit, fecitque puer, sudavit et alsit.

„Er hat als Knabe viel gelitten und gethan, „er hat geschwizt und gefroren.„

Nur auf diese Art kann man feste Männer bilden.

II. Kapitel.

Falscher Begrif vom Uebel
b) aus Kurzsichtigkeit.

Zweitens sind wir sehr kurzsichtig; jeden Schein des Uebels halten wir für ein wahres Uebel, weil wir nicht weiter hinaus sehn. Wir fürchten jede Begebenheit, deren Ausgang uns verborgen ist; und weil wir keinen Ausgang sehn, glauben wir, es gebe keinen. Wir sehn eine Menge Uebel in der Welt, weil wir nicht recht sehn. Sogleich hebt die Klage an, und wir schreien über das häufige Uebel in der Welt.

So hört man jeden Frühling den Menschen zagen, und für die künftige Erndte besorgt seyn. Ist die Witterung regnicht: Wie wirds werden? heißt es, die Saaten faulen in der Erde, die Flüsse werden austreten, Wiesen und Felder überschwemmen! Ists hingegen trokken? Alles wird verdorren, es kann nichts wachsen! Haben wir früh schöne Tage? Alles wird treiben, hernach wird die Kälte wieder kommen, und alles

alles muß zu Grunde gehn! Hält der Winter etwas an? Es kann nichts fortkommen! Und so gehts immer. Umsonst lehrt uns die beständige Erfahrung das Leere unsrer Klagen und Besorgnisse, wir achten nicht darauf.

So wie der Mensch über Gott klagt, so klagt er auch über den Menschen. Schwerlich ist wol eine bürgerliche Einrichtung, ein Gesez des Staates, worüber man nicht laute Klagen erhoben hätte. Abgaben, Polizeyverordnungen, die die Sicherheit der Stadt und des Bürgers machen, die gegenseitigen Pflichten, alles gibt zum Misvergnügen Anlaß, weil fast Jeder in jeder Einrichtung nur das fühlt, was sie für ihn Unbequemes hat, und den Nuzzen nicht sieht, der ihm daraus erwächst. Es ist Bequemlichkeit und Kurzsichtigkeit.

Noch auf eine andre Art ist er beschränkt; er sieht nemlich selten die Dinge in ihrer ganzen Größe, in allen ihren Theilen und Verhältnissen. Nur immer das Stük, den Punkt, der ihm in dem Augenblik vor Augen liegt, und eben jezt auf ihn eine unmittelbare Beziehung hat. So klagt

Gärtner und Akkermann über den starken Trieb der wilden Gewächse, die er Unkraut nennt, und bedenkt nicht, daß der starke Trieb dieser Kräuter auf der Wiese, die größte Wohlthat für ihn ist; er bedenkt nicht, daß diese Gewächse auf dem guten Boden des Akkers und des Gartens nothwendig stark treiben müssen, wenn sie, ohne Pflege, auf dem schlechten Boden der Wiese hinlänglich wachsen sollen.

III. Kapitel.

Falscher Begrif vom Uebel

c) aus Anmaßlichkeit.

Wir sind sehr geneigt einen Genuß als ein Recht anzusehn, und daher sogleich zur Klage bereit, wenn er uns versagt, oder nur unterbrochen wird. Man höre nur das Geschrei, wann etwa ein Produkt unserer Felder oder Gärten mißräth; wann wir in unsrer Nahrung eine noch so geringe Vermindrung leiden! Fehlt es uns vielleicht dann an der Nothdurft? Nein, wir haben

noch

noch reichlich unser Bedürfniß, wir haben Ueberfluß, wir können zurüklegen; nur freilich nicht so viel als vorher; etwas vermissen wir.

Ich will nicht von den Feldfrüchten sprechen, weil diese ein Hauptbedürfniß sind, und die Menschen gar zu leicht bange werden. Ich übergehe auch die Klagen der Akkerleute und Gärtner, die schwere Abgaben, oder hohe Pacht bezahlen müssen. Aber, was soll man zu den lauten Klagen derer sagen, die ohne Land und Kasten, dennoch den Miswachs irgend eines Obstes so sehr bejammern? Ist denn das ein nothwendiges Nahrungsmittel? werden wir ohne dasselbe verhungern? Nein, aber wir entbehren eines Vergnügens! Ey, Männer klagen, daß ihnen ein Vergnügen abgeht! Und was habt ihr denn für ein Recht darauf? Wir genießen es sonst alle Jahr! Also sind die Geschenke der Natur eine Pflicht, die sie sich auflegt, und euer Genuß wird zu einem Recht! der Mensch kann sich nur über die Nothdurft ein Recht anmaßen, und seine Klage ist alsdann nur billig, wann sie den Mangel des Nothwendigen

digen betrift, weil er alsdann wirklich leidet. Wie oft aber trift ihn dieses Uebel.

Alles überflüßige, alles was nur zum Vergnügen dient, kann man nach Billigkeit nur als ein freies Geschenk der Natur ansehn, worauf wir gar kein gegründetes Recht haben, noch je durch den Besitz bekommen können; und das sie uns entziehn kann, ohne daß wir Ursach zur Klage hätten. Wir, zum Beispiel, in unserm Niederdeutschland können keine Art von Obst als unser Eigenthum ansehn; die Natur hat uns keines gegeben. Und doch genießen wir solches alljährlich; denn es fällt gemeiniglich nur eines oder das andere, und zwar nur zum Theil, aus; und es pflegt das, was hier oder da ausfällt, bei den Nachbaren in Ueberfluß zu gedeihen. Aber wir wollen nicht Obst, sondern das Obst, eben das, was misrathen ist, haben; wir wollen es nicht von den Nachbaren, die uns ihren Ueberfluß bringen. Es soll in unsern Gärten wachsen, wir müssen es unter der Hand haben, sonst sind wir unzufrieden.

Wer sonst eine ansehnliche Einnahme gehabt hat, und jezt etwas davon verliert, führt eben-

falls

falls die bittersten Klagen. Er braucht sich nichts abzubrechen, er legt noch wol zurük; das hilft nichts; genug, er verliert.

Kleine Kinder wollen den Bissen, den der Bruder eben zum Munde führt; das grössere Stük, das er ihnen davon abgebrochen hat, wollen sie nicht; nein, nur jenes. So machen wirs auch. Wir wollen, nicht überhaupt Gutes genießen, sondern dies oder jenes, das wir nicht haben. Wir besizzen schon manches schäzbare Gut; das ists aber nicht, was uns behagt. Jenes soll es seyn. Und wenn wir es erhalten, ist es das nicht mehr, was wir wollen. Nun ists was neues; und dann klagen wir, daß wir unsre Wünsche nicht erreichen. Kein Wunder; wir wünschen ja immer was nicht da ist.

Also darf man bei der Berechnung des Uebels sich nicht ganz auf die Klagen der Menschen verlassen. Nicht alles, was man dafür hält, ist Uebel.

IV. Kapitel.

Falscher Begrif
vom moralischen Uebel.

Aus allen diesen Gründen urtheilt man auch von den Fehlern und Vergehn der Menschen viel zu streng. Alles worunter wir leiden, scheint uns ungerecht, boshaft, himmelschreiend. Wir wissen selten die Ursach einer Beleidigung oder Uebervortheilung, die uns betrift, genau zu prüfen; wir urtheilen davon nach dem übertriebenen Eindruk, den unser Nachtheil, die fehlgeschlagene Hofnung, die Ueberraschung auf uns machen. Weil wir heftig empfinden, glauben wir, daß man uns heftig hat beleidigen wollen. Daher wird alles für boshaft gehalten. *)

Es

*) Man hat von jeher das Betragen der Menschen mehr nach dessen Folgen, als nach den Bestimmungsgründen desselben beurtheilt. Das war natürlich, denn wir haben den Schaden vor Augen, die Beweggründe aber nicht; der Schade ists, der uns angeht, die Triebe sind uns gleichgültig. Daraus entsteht nun die Vermuthung, daß der Mensch alles Böse thun will, was er thut. Das ist aber in den mehresten Fällen falsch. Unter tausend Vergehen,

Es kommen noch allerley Ursachen hinzu, warum das moralische Uebel unrecht beurtheilt wird. Dahin gehört vorzüglich die Frömmigkeit, welche jedes Vergehn als sündlich und religionswidrig verabscheut. Andächteley und Scheinheiligkeit übertreiben noch die Strenge. Die Lehre von den Verführungen des Satans, von der Erbsünde, von der natürlichen Verderbtheit des Menschen, haben ein allgemeines hartes Endurtheil über unsre Schwachheiten und Vergehn gesprochen.

Wozu aber alle diese Einschränkungen? Denn, wahr oder eingebildet, das Uebel ist immer übel, da unser Glük doch immer von unserm Gefühl abhängt. Freilich; in Ansehung des Leidens, vollkommen einerlei; der eingebildete Kranke ist so elend als wirkliche Kranke. In Rüksicht auf die Genesung aber, ists ganz anders. Bei Schein-

übeln

gehen, ist vielleicht nicht eines beabsichtet. Unwissenheit, Unbesonnenheit, Ueberraschung der Triebe und Leidenschaften, Unvermögen Gutes zu thun, Bedürfniß, Furcht sind die Quellen der mehresten Fehler und Vergehen. Mehrentheils bereut der Mensch seinen Fehltritt nach der That; ein Beweis, das er daß Böse nicht liebt; daß er es oft wider Willen thut. Ich werde noch Gelegenheit haben davon zu sprechen.

übeln darf ich nur die Vorstellung berichtigen; bei wahren Uebeln aber müßte ich die Dinge ändern — und so schwer auch jenes zum öftersten seyn mag, so ist es doch weit leichter, als lezteres. Aus diesem Grunde schreibe ich dieses Buch.

V. Kapitel.

Unterscheidung des Uebels in Physisches und Moralisches.

Wahres Uebel ist nur das, was wirklich schadet, Schmerzen verursacht, den Menschen außer Stand sezt seinen Beruf zu erfüllen. Uebel ist, was ihn zu Thorheiten verleitet, seine wahre Vollkommenheit zurük hält, oder vermindert. Jenes ist das physische, und dieses, das moralische Uebel.

Also wären physische Uebel, Mangel der Nahrung, Verstümmelung, Krankheit, und alles was dergleichen verursachen kann, als Krieg, Brand, Ueberschwemmung, Erdbeben, Dürre, allerley Unglüksfälle.

Moralische Uebel sind die Schwachheiten des Verstandes, Eingeschränktheit, Unwissenheit, Irrthümer und Vorurtheile; Mangel an belebenden Trieben, oder Trägheit; allzustarke Neigungen, Weichlichkeit, heftige Leidenschaften.

VI. Kapitel.

Unterscheidung des Uebels in positives und negatives.

Das Uebel besteht entweder in einem Schmerz, oder in dem Mangel irgend eines Gutes. Der Schmerz heißt ein positives, und der Mangel, ein negatives Uebel.

Gebrechen, Leibes- oder Seelenschwäche, Armuth, Wittwen- und Waysenstand sind negative Uebel.

Krankheit, Sorgen, Gram, Betrübniß, sind positive Uebel.

Negative Uebel schmerzen nur durch die Vergleichung mit einem bessern Zustande, nicht durch ihre eigne Kraft. Sie können unbekannt und also

ungefühlt bleiben: und sind alsdann keine Uebel. Unsre Fantasie muß sie erst dazu machen.

Also ist die Ursach des Schmerzes nicht in dem Mangel, sondern in der Vorstellung und der Begierde.

Aber Hunger ist ein negatives Uebel, und schmerzt doch.

Der Hunger, das heißt, der Schmerz, den man beim Hunger empfindet, ist keine Negation; sondern die Wirkung der Kraft des Magens. Ueberall wo Schmerz ist, ist eine Wirkung, jede Wirkung aber erfordert Kraft, und es kann keine Kraft in einer Negation, das heißt, in dem Nichts gedacht werden.

Bei dem negativen Uebel ist immer etwas positives, nemlich, das Gefühl, welches aus der Vergleichung des Mangels mit dem Besiz entsteht.

II. Buch.

Schäzzung des Uebels.

I. Theil.

Schäzzung des negativen Uebels.

I. Kapitel.

Vom negativen Uebel.

Es geht bei der Berechnung des Uebels manche Unrichtigkeit vor, die man berichtigen muß, wenn man es nach seinem wahren Werthe schäzzen will.

Negatives Uebel, zum Beispiel, das so hoch angeschlagen wird, ist an und für sich gar nichts, und kann nur durch Vergleichung empfunden werden, wie schon vorher gesagt worden ist.

Ich bin arm, ohne des Nothdürftigen beraubt zu seyn; das nennt man ein Uebel: allein ich leide keine Schmerzen dadurch, das Uebel, wenn es eines ist, besteht blos darin, daß ich die Annehmlichkeiten des Lebens nicht geniesse, die der Reichthum geben kann. Es ist also nur weniger Genuß, oder Abgang von irgend etwas Gutes.

II. Kapitel.

Von den körperlichen Gebrechen.

Mangel, Schwäche, Beraubung der Glieder und der Sinne, sind unstreitig beklagenswerthe Uebel. Mich deucht aber, daß sie etwas zu hoch angerechnet werden. Erstlich, sind sie gemeiniglich ohne Schmerz; ihr Schaden besteht darin, daß sie uns eines größern Vergnügens, einer größern Bequemlichkeit berauben. Ich möchte aber wol sagen, daß das Glük, gesunde Sinne und Glieder zu haben, unter die unerkannten und ungenossenen Güter gehört; man denkt dabei an sein Glük nicht. Ich meyne

nicht

nicht, daß die Beschädigung oder der Verlust derselben gleichgültig seyn solle oder könne. Es thut weh, und mit Recht. Allein der Schmerz darüber vergeht, wie jeder andre, nach einer kurzen Frist. Der Betrübte wird ruhig, er gewöhnt sich an seinen Zustand, und ist, weil er seinen Verlust in seiner Seele nicht mehr empfindet, eben so glüklich als ers vorher war. Denn Glük und Unglük bestehn doch immer in der Gemüthsruhe oder Unruhe.

Meinen Saz bestätigt die tägliche Erfahrung. Ueberall sieht man Blinde, Lahme, Taube, Stumme, Krüppel eben so munter und vergnügt, als wenn sie völlig ihrer Sinne und Glieder genössen.

Noch leichter geben sich Verstümmeltgeborne zufrieden, da sie von Kindesbeinen an mit ihrem Unglük bekannt sind; und da diejenigen, die an ihren Sinnen Abbruch leiden, sich keinen eigentlichen Begrif von ihrem sogenannten Elende machen können.

Wenn Gellerts Land der Hinkenden realisirt würde, so wäre daselbst das Hinken, das

uns jezt so unangenehm ist, und so unglüklich scheint, kein Unglük, weil man von Geradegehn nichts wüßte. Ja noch mehr; wenn etwa ein gesunder Fremdling hinkäme; oder, wenn durch einen Irrthum der Natur, jemand mit geraden Beinen gebohren würde; so würde man ihn als eine unglükliche Misgeburt beklagen, oder über seinen possirlichen Gang lachen. Hinken wäre Glük und Schönheit, Geradegehn aber Fehler. Eben dies kann man von allen Gebrechen sagen.

Es wird häufig über Schwäche der Augen geklagt. Sind denn schwache Augen ein Uebel? Nein, sie sind ein Gut, denn sie sehn. Aber sie sind schwach! Gut, und wie wißt ihr das? Weil ich nicht alles sehen kann, was Andre sehn. Wenn also alle Uebrigen noch weniger sähen als ihr, so würdet ihr eure Augen, wie sie sind für sehr gut, für vortreflich halten; nicht wahr? Ja freilich, weil ich keine bessere, und nur schlechtere kennen würde. Also wären in diesem Falle eure Augen vortreflich. Nun was schadets denn euren Augen, daß Andre

bessere haben? Nimmt die Schärfe der Andern den eurigen etwas ab? Nicht das geringste. Nun so geniesset mit Freuden was ihr habt, und lasset euch das Wohl andrer nicht quälen. Eure Augen sind gut, sie dienen euch, und machen euch keinen Schmerz. *)

Es wäre für den Menschen eine große und sehr heilsame Klugheit, wenn er wüßte das, was er hat, zu geniessen, ohne auf das zu sehn, was ihm fehlt; oder vielmehr was Andre haben. Jeder hat ein gewisses Maaß von Gut; und keiner kann alles haben, weil alle geniessen sollen. Der Trieb immer mehr zu begehren, ist der gerade Weg nimmermehr zufrieden und glüklich zu seyn; weil des Begehrens kein Ende ist.

*) Ich muß gestehn, daß etwas von diesem so scheinbaren, und in den mehresten Fällen, so gründlichen Trost, etwas abzurechnen ist. Wenn alle Menschen schwächere Augen hätten, als ich, so würde ich allerdings ein beträchtliches dabei gewinnen, denn sie würden alle ihre Werke und Einrichtungen für ihre schwächere Augen machen, und da könnte ich in den Werken der Kunst, in der That, weit besser sehen als jezt: denn da die

Ich sehe mit meinen Augen, ich geh mit meinen Füßen, ich arbeite mit meinen Händen. Dieser aber hat schärfere Augen, Jener leichtere Füße und ein Dritter stärkere Hände als die meinigen. Was thut mir das. Gesezt auch ich bekäme diese Vortheile, wäre ich dann zufrieden? Keinesweges; noch immer würde sich einer finden, dem ich nachstehn müßte. Und endlich blieben doch der Falke mit seinem Auge, der Hirsch mit seinen Füßen und der Elephant mit seinem Rüssel, die mich quälen könnten.

Uebrigens wird man selten einen Mangel oder ein Gebrechen haben, ohne daß es irgend durch eine andre Kraft ersezt wird. Verwachsene Leute sind mehrentheils fähige Köpfe. Wer schwache Augen hat, hat ein scharfes Gehör. Derjenige, dem es an Stärke fehlt, ist leicht, be-

Einrichtungen für gute Augen gemacht sind, so reicht mein schlechtes Gesicht nicht zu. In der That schadet mir das bessere Auge der Andern. Dieses gilt aber nur von den Werken der Kunst. In der Natur findet dieser Einwurf nicht statt.

behend, geschikt, u. dergl. m. Mehrentheils ist der Abgang der einen Kraft die Ursach der Vortreflichkeit einer andern. So muß der Blinde sein Gefühl üben, weil er es statt des Gesichts braucht. Ja ich glaube, daß die Gebrechlichkeit und Leibesschwäche eine Ursach der vorzüglichen Fähigkeit in vielen Fällen ist. Davon aber in der Folge ein Mehreres.

III. Kapitel.

Mittel gegen Gebrechen.

Gegen alle diese Mängel hat uns die Vorsehung mit zwei wichtigen Hülfsmitteln versehen.

Das erste ist die Gewöhnung, die uns alles ertragen lehrt; alles, Gutes und Böses, gleichgültig macht; und hierzu gehört eben nicht eine lange Frist. Das hab ich schon im vorhergehenden Kapitel berührt.

Dieses Hülfsmittel macht uns gegen die Leibesgebrechen unempfindlich; das zweite ersezt den Mangel. Es besteht in dem Verstand des

Men-

Menschen, und in der Bildungsfähigkeit seines Leibes.

Der Lahme weiß Krükken zu machen und zu brauchen; hölzerne, zwar schlechtere, aber doch brauchbare Beine, ersezzen den Abgang der natürlichen. Der Armlahme behilft sich mit dem Munde, den Knien, den Stummeln seiner Arme. Man hat einen an Armen und Beinen verstümmelten Federn schneiden und schreiben, und ohne Instrumente gehn gesehn. Wie viele Blinde wissen allerley künstliche Arbeiten zu verrichten; Clavier zu spielen, u. dergl. m. Alle brauchen das Gefühl statt der Augen, um die Gegenstände, und zwar sehr ähnliche Dinge, als gleichgroße Münzen, zu unterscheiden. Ich habe einen Blinden gekannt, der im Brette spielte, und von einem blinden Mädchen gehört, daß die Flekke in der Wäsche, und die Farbe ihrer Bänder durch das Gefühl unterscheiden konnte. Wer den rechten Arm verliert, lernt mit dem linken arbeiten. Man erzählt, daß ein Mann, der beide Hände verloren hatte, seine Schriften mit den Füßen verfertigte. Stumme

machen

machen sich eine Sprache aus Zeichen und Tönen.

Noch eine Erleichterung dabei sind die verschiedenen Gewerbe, worunter sich immer einige finden, deren ein Verstümmelter fähig ist. Einige verlangen fast keine Kraft, andre können mit weniger Geschiklichkeit, andre ohne Gesicht, ohne Gehör, verrichtet werden. Durch alle diese Hülfsmittel wird das Unglük, das gleich so schreklich scheint, sehr vermindert.

IV. Kapitel.

Von der Armuth.

Das Wort Armuth ist zweideutig, man bezeichnet damit den Zustand dessen, der von seiner Arbeit leben muß, und keinen Ueberfluß hat; auch nennt man arm den Elenden, dem es am Nothdürftigen fehlt.

Armuth ist höchstens ein negatives Uebel; und negatives Uebel ist an und für sich nichts, weil es nur durch Vergleichung erkannt und empfunden werden kann.

Der

Der Armgebohrne fühlt und beklagt seine Armuth nur in einigen mürrischen Augenblikken, wo ihn die Schranken seines Zustandes, oder schwere Arbeit drükken; wo der Anblik der Pracht des Reichen, oder die unbescheidene Begegnung desselben, seine Begierden rege macht. Ausserdem ist er zufrieden, fröhlich, oder wenigstens ruhig.

Der Neger hat kaum satt Maiz, der Grönländer kennt nur seinen thranigten Seehund; und noch fehlt ihm dieser manchmal ganze Tage hindurch. Das macht ihm aber weder Angst noch Sorge. Er verzehrt unterdessen seine Kleider und Schuh, oder fastet mit seiner Familie bis er was fischt; und ist dabei ruhig und zufrieden. Diese sind doch gewiß ärmer als irgend ein Armer unter uns; und doch klagen sie über Armuth nicht. Warum? weil sie keinen andern Zustand kennen.

Unter uns ist des Klagens und Jammerns kein Ende. Woher kömmt das? daher, daß unsre Armen, die zehnmal mehr besizzen und genießen, als die Hälfte des menschlichen Ge-

schlechts

schlechts in allen vier Welttheilen; andre neben sich sehn, die mehr besizzen als sie, weil Sattwerden und Bedektseyn ihnen nicht genug ist.

Wer aber satt und bekleidet ist, leidet nicht. Was er alsdann Unangenehmes empfindet ist eine Wirkung, nicht der Dinge selbst, sondern seiner Vorstellung. Diese sieht nicht auf das, was wir haben, sondern auf den größern Reichthum Andrer. Wenn aber das ein Uebel zu nennen ist, so sind alle Menschen unglüklich, weil jeder, auch der Reichste unter ihnen, der große Mogul selbst, immer etwas sehn wird, das er Andern überlassen muß.

Arm seyn ist kein Unglük. Man gewöhnt sich dazu; und Gewöhnung macht alles leicht. Man wird thätig, arbeitsam, erfinderisch, und erwirbt das Nöthige; man lernt Sparsamkeit, und reicht dadurch zu allen Bedürfnissen zu.

Außer ihrer Betriebsamkeit und Geschiklichkeit hat die Armuth manche Vorzüge.

Die Mäßigkeit in der sie zu leben gezwungen ist, erhält ihre Gesundheit, bewahrt sie vor tausend Beschwerden, die die Lekkerhaftigkeit

keit und die überflüßige Nahrung dem Reichen zuziehn. Dieser ist fast beständig in den Händen des Arztes.

Die Arbeit stärkt Jenen; sie schüzt ihn vor der quälenden Langenweile und vor den verderblichen Ausschweifungen und Lastern und Thorheiten, denen der Müßiggang den Reichen unterwirft.

Dieser hat bei allem Glanze seines Glüks auch seine Plage und Sorgen. Den Armen kann man nur an seiner Person, und an seiner kleinen Habe angreifen. Leztere schüzt ihr geringer Werth, und das Auge des Besizzers, das sie immer übersehn kann. Seine Person beschüzzen die Gesezze, und seine eigne gesunde Faust. Den Reichen kann man auf tausenderlei Arten angreifen; er kann seine Habe nicht übersehn, nicht hüten. Der Angrif belohnt sich, und geschieht desto öfter. Er hat Gerechtsame, es geschehen Eingriffe, sie werden ihm streitig gemacht. Ein Reicher, ein Gutsbesizzer braucht Verwalter, Pächter, die ihn hintergehn können; er hat beständig Rechtshändel, und muß zuweilen

len mehr als einen Sachwalter mit einem Theile seines Vermögens mästen, um den andern Theil zu retten.

Der Arme, wenn ihm Unrecht geschieht, oder wenns ihm an einem Ort nicht mehr gefällt, zieht hin wo es ihm beliebt; sehr schwer ists, ihn zu halten. Was hilft es aber dem Reichen seine Stadt, sein Vaterland zu verlassen? Er kann sein Vermögen nicht mitnehmen; und ohne das ist er hülflos, ist er nichts. Der Arme aber ist immer ganz, weil er Hand und Kopf überall bey sich führt.

Was die größte Beschwerde macht, ist, daß man unter uns nicht wohl mit der bloßen Sättigung und Bedekkung zufrieden seyn kann. Es wird mehr zum Leben und Vergnügen erfordert; man muß sich so speisen wie Andre, so kleiden wie Andre, so mit Wohnung und Hausgeräth versehn wie Andre, wenn man nicht Verachtung und Spott auf sich laden will. Diese Noth ist groß, und drükt nicht sowol die niedrigsten Stände, als den mittlern. Der Akkermann und der Handwerker können sich einrichten wie sie wollen.

die höheren Stände nicht füglich. Wenigstens gehört ein nicht gemeiner Muth dazu. Dennoch sind überall Mittel und Wege sich zu helfen; und die mehresten würden keine Ursach zur Klage haben, wenn sie Vorsicht brauchen, und sich auf einer gewissen Mittelstraße halten wollten.

Eine zweite Quelle der Noth ist, daß es nicht genug ist fleißig zu arbeiten, und einen Vorrath an nüzlichen Erzeugnissen zu haben. Der Akkermann kann bei einer reichen Erndte elend seyn, und der Handwerker nach seinem Tagewerke, und bei Vorrath von nuzbarer Arbeit hungrig und nakt schlafen gehn. Wenn der nüzliche Mann gearbeitet hat, muß er sich nun, ehe er seine Bedürfnisse befriedigen kann, nach Jemand umsehn, der ihm seine Erzeugnisse abnimmt, und Geld dafür gibt. Und bei der Menge von vorräthigen Gütern aller Art; von Arbeitern, die Arbeit und Absaz suchen, kanns geschehn, daß er nur spät einen Käufer findet. Die Künste machen die Arbeit so leicht, daß immer mehr verfertigt als gebraucht wird.

Da=

Dagegen hilft wiederum der Credit. Der Bäkker, der Kaufmann, der Fleischer borgen dem fleißigen Manne und ordentlichen Wirthe gern; sie wissen, daß er wird bezahlen können, und sind seiner Ehrlichkeit versichert. Es muß schon ein sehr schlechter Mensch seyn, dem keiner borgen will. Dieses Mittel erleichtert sehr das Leben; ohne dieses Mittel möchte es vielen oft am Nothdürftigen mangeln.

Aber das Elend! Ja, es ist betrübt; und zwar kann es fast nur unter polizirten Völkern statt finden. Unter den rohen Nationen findet man fast überall auf der Erde, an den Bäumen, oder in den Meeren und Flüssen die nöthige und gewöhnliche Nahrung. Und wenn irgend ein Unfall den Menschen verhindert seine Speise zu suchen oder zu finden, so dauert das Hinderniß wenig, er fühlt seine Noth nicht sehr, oder er findet in der Sorglosigkeit seines Nachbarn das Hülfsmittel wider dieselbe. Bei uns aber findet man nichts; es muß alles durch Arbeit erzeugt oder erworben werden. Die große Volksmenge macht, daß man alles zurathe halten muß,

 die

die Fische in den Flüssen, und das Wild auf dem Felde und in Wäldern. In unserm Clima trägt die Erde von selbst nichts als Gras.

Also haben wir Elend. Wie viel aber? das muß durch den Begrif von Nothdurft bestimmt werden. Wenn wir nach der Weichlichkeit und den Klagen unsrer Mitbürger hören, wird der Noth viel seyn; wir würden gewiß weniger finden, wenn wir die Nothdurft nach Grönländer Sitte bestimmen, das heißt, auf Nahrung und Bekleidung einschränken wollten. An Sättigung, an nothdürftiger Bedekkung vor der Kälte fehlt es sehr selten; denn wo es wirklich zu fehlen anfängt, treten Nachbaren und Obrigkeiten zu, die dem Mangel abhelfen. Viele genießen derselben Hülfe, die noch nicht bis auf das Elend heruntergesunken sind. Wie oft misbrauchen Schwelgerey und Faulheit diese Bereitwilligkeit zu helfen nicht? *)

V. Kap.

*) Ich glaube, daß man hierin zu viel und zu wenig thut, wie es in vielen menschlichen Einrichtungen der Fall ist. Man thut zu viel darin, daß man zu viel Almosen gibt; dadurch wird Mancher in seiner Unordnung bestärkt, und Mancher zur Unordnung verleitet. Brod nicht, son-

V. Kapitel.

Wittwen- und Waysenstand.

Wenn man von Wittwen und Waysen spricht, so pflegts in einem Tone zu geschehn, als wenn man von Verhungernden redete. Ihr Zustand hat freilich seine große Beschwerden; er ist aber nicht hülflos. Noch immer findet sich in der Verlassenschaft des Verstorbenen, in Fleiß und Arbeit, oder in der Menschenliebe, das Nothdürftige für die Hinterbliebenen. Man sieht ja doch keine Wayse, keine Wittwe verhungern. Für die Erziehung der erstern wird doch auch, wenigstens von der Obrigkeit, und nothdürftig gesorgt. Eine Wittwe, die von Seiten der Nahrung keine Sorgen hat, ist gerade in dem Zustande, worin sich alle Mädchen finden, und worin sie selbst vormals gewesen ist. Sie kann noch wohl einen

sondern Arbeit muß man geben — und hierin thut man zu wenig. Wo sind die Anstalten, in welchen der Arme jederzeit Gelegenheit finden kann, sein Brod durch Arbeit zu verdienen? Doch das ist die Sache der Polizei, der Obrigkeit, und nicht des Bürgers. Also muß ich davon schweigen.

Mann bekommen; manche heirathen ja drei und viermal.

Freilich ist der erste Schmerz ziemlich heftig; aber er legt sich mit der Zeit; bey manchen ziemlich bald; und einige mögen wol nur zum Schein weinen, und aus bloßem Wohlstande Trauer anlegen. Alle sind, wenigstens nach einer gewissen Frist, ruhig, zufrieden, auch unterweilen munter und froh.

Für manches Kind war es Glük, daß es eine Wayse wurde. Es wurde in dem väterlichen Hause verzärtelt, verwöhnt, lekker gemacht, zerstreut. Jezt muß es unter treuer Aufsicht eines Fremden, der für dasselbe eine vernünftige, und keine Affenliebe empfindet, Ordnung, Gehorsam, Fleiß lernen, nüzliche Kenntnisse erwerben. Es wird ein ordentlicher, nüzlicher Mann werden; ohne seines Vaters Tode, wäre nichts als ein unnüzzer Wollüstling daraus geworden *).

VI. Ka-

*) Weil ich von Waysen rede sey es mir erlaubt einen Augenblik auszuschweifen, und von den Waysenhäusern, die zu jeziger Zeit viel Anfechtungen leiden, ein Wort zu sagen.

Es

VI Kapitel.

Geistesschwäche.

Unwissenheit und Eingeschränktheit sind wol eigentlich keine Uebel; niemand klagt darüber,

Es ist wahr, die Waysenhäuser, wie sie sind, sind für die Gesundheit, das Leben, die Arbeitsamkeit und die Sitten der Kinder gefährlich. Ein enger Raum und eine zahllose Jugend, schlechte Kost, noch schlechtere Aufsicht und Behandlung sei die Quelle von manchem Schaden. Jeder Bube wird von der Strasse aufgeraft und unter die Kinder gestekt, ohne daß man auf die Reinigkeit seines Leibes und noch weniger auf die Reinigkeit seiner Sitten sieht. Knaben und Mädchen speisen, arbeiten und spielen zusammen, oder sind doch nicht gehörig getrennt. Ich kenne solche Institute, wo die Gesunden in den Betten schlafen, worin Kranke, Krätzige gelegen haben: auch ist seit Jahren die Krätze in diesen Häusern, und Niemand kann sie daraus vertreiben. —

Das sind aber keine nothwendige Uebel solcher Anstalten: es ist Unwissenheit, Sorglosigkeit der Vorsteher, Unvermögen, Kargheit, Scharrsucht. Man ist nur darauf bedacht, wie es wohlfeil veranstaltet werden kann: man weiß die Menge nicht zu dirigiren, nicht wie man sie beschäftigen soll; man heftet die Knaben an den Spinnrokken; Laster, grobe, verderbliche Laster, die ver-

auch selbst der nicht, den alle Welt beklagt; niemand verlangt hierüber Trost. Freilich berauben diese Mängel den Menschen des Vergnügens die

heerende Ononie wüthen fast öffentlich — Freilich, das ist eine Pest für die Menschheit.

Nun will man die Waysenhäuser abschaffen — das heißt, das Kind mit dem Bade wegwerfen — Schaft nur die Gebrechen ab. Denn eure Vertheilung der Kinder auf das Land hebt nicht alle Schwierigkeiten, und damit geht der Nuzzen der Waysenhäuser ganz verloren.

Durch diese Vertheilung geht der reguläre und sichre Unterricht verloren. Wer weiß, ob der Bauer das Kind in die Schule schikt, und wer weiß, wie die Schule beschaffen ist.

Das Kind kann auf dem Dorfe alle Laster lernen oder lehren, die es ins Waysenhaus bringen, oder daselbst lernen kann; und dabei hat man gar keine Aufsicht. Durch diese Vertheilung wird das Laster nur noch weiter ausgebreitet.

Wenn die Waysenhäuser gut eingerichtet wären, was für herrliche Anstalten könnten sie nicht seyn! Die Einheit der Methode, der Behandlung, die jedesmal vom Staate vorgeschrieben werden sollte; kann sie zu Pflanzschulen des Nationalkarakters, des Bürgersinnes, der Vaterlandsliebe und der brauchbarsten Tugenden bilden. Man gebe mir alle Kinder eines Staates in solche Institute, ich will aus dem Staate ein Rom, ein Sparta machen.

Es ist hier nicht der Ort, von der Einrichtung dieser Anstalt zu sprechen.

die Wahrheit zu kennen; das ist aber ein Uebel, das der Leidende nicht fühlt. Und zwar wächst die wohlthätige Unempfindlichkeit mit dem Uebel in gleichem Maaße, ungefähr so, wie bei dem Kaltenbrande. Je unwissender und eingeschränkter ein Mensch ist, desto mehr dünkt er sich zu wissen, und er vermißt nichts.

Schädlich wird die Unwissenheit alsdann nur, wann Dünkel, Nothwendigkeit oder Leidenschaft uns zum Handeln antreiben. Sie selbst aber handelt nicht und treibt uns nicht an. Irrthum aber ist an und für sich schädlich, weil er uns Gegenstände zeigt, die uns anlokken. Der Wandrer, der sich bei tiefer Nacht in einem Walde verirrt hat, und keinen Weg mehr weiß, wird keinen Schaden nehmen, wenn nicht etwa Angst oder Ungeduld, Hunger oder Frost ihn anspornen einen Ausgang zu suchen. Er wird sich unter einen Bäum lagern, und die Rükkehr des Tages erwarten. Er ist in dem Fall der gänzlichen ruhigen Unwissenheit. Laßt ihn aber einen Schimmer erblikken: er hält ihn für ein Licht in einer Wohnung, er geht darauf zu, und kann in

 einem

einem Sumpf stekken bleiben oder ins Wasser fallen. Das verrätherische Schimmerlicht ist das Bild des Irrthums.

Im Grunde ist die Geistesschwäche eben kein großes Uebel. Nur wenig Menschen sind in der Lage Geistesstärke zu brauchen, und anwenden zu können; und wenn diese keine Uebung hat, plagt sie den Menschen, und schadet ihm mehr als sie nüzt.

Unter allen Schwächen der Seele, ist das Gedächtniß, gerade das, was am mehresten von uns abhängt, das einzige, worüber wir klagen. Geist, Vernunft, Einsicht können wir uns nicht geben, klagen aber über ihren Mangel niemals. Wir bedürfen also deswegen keines Trostes. Und das Gedächtniß dürfen wir nur üben.

II. Theil.

Schäzzung des positiven Uebels.

I. Kapitel.

Von Krankheiten.

Krankheiten sind ein wahres = und positives Uebel. Allein wir müssen sie nicht, weil sie alle unter einem Namen begriffen werden, als gleich schreklich schildern. Wer ein hizziges Brustfieber hat, heißt krank: wer aber einen Schnupfen hat sagt auch, daß er krank ist. Manche Krankheit bedeutet gar nichts, andre sind wenig schmerzhaft; die mehresten, wann sie heftig sind, betäuben den Kranken, so daß er von seinen Leiden nichts weiß.

Ueberhaupt sind die Krankheiten, mit der Gesundheit verglichen, gemeiniglich nur von sehr kurzer Dauer. Es ist kaum der Mühe werth sie in Anschlag zu bringen. Mancher ist nimmer-

mehr

mehr krank gewesen, und außer einigen Unglüklichen ist die Krankheit immer etwas seltenes.

Die Pflege, die Theilnehmung der Freunde, die zärtliche Sorgfalt der Angehörigen, lindern die Leiden des Kranken sehr. Wenige Verlassene vermissen diesen Trost. So bald nur ihr Zustand bekannt wird findet sich Hülfe.

II Kapitel.

Von Sorgen, Gram, Furcht, Traurigkeit über einen Verlust.

Alle diese Gefühle sind unstreitig die schwereseten Leiden, die drükkendsten Uebel, weit schmerzhafter als Krankheit und Armuth. Sie greifen unser Mark, die Seele, die Quelle unsrer Vorstellungen und Gefühle, mit Macht an. Man kann sagen, daß es die einzigen wahren Uebel sind, weil ohne sie alles übrige nicht schmerzt. Armuth, zum Beispiel, ist nichts, so bald wir über dieselbe keinen Gram, keine Sorgen haben. Ohne Furcht stöhrt die Gefahr unsere Ruh, unser

Glük nicht; und ein Verlust, den wir nicht betrauern, ist kein Uebel.

Diese furchtbaren, diese einzigen Uebel, sind gerade diejenigen, die am mehresten von uns abhängen. Armuth und Reichthum sind nicht in unsrer Gewalt, wol aber in gewissem Maaße die Sorgen oder die Ruh der Seele. Von uns hängt die Erhaltung oder der Tod unsers Geliebten nicht ab; aber wir können unsre Traurigkeit über seinen Hintritt vermehren und vermindern. Wir haben viele Beispiele von Männern, die solche Unfälle mit Standhaftigkeit ertragen haben. Gewisse bestimmte Vorstellungen vermehren den Schmerz; andre hingegen mildern ihn.

Die schädliche Stärke dieser Gefühle hängt von der Weichlichkeit und Unwissenheit ab. Man lehre das Kind leiden, oder vielmehr, man störe die Natur nicht, die es leiden lehrt; man vermehre seine Bedürfnisse nie; man lehre es den wahren Werth jedes Dinges kennen; der Mann wisse sich auf das, was wirklich nüzlich ist, einzuschränken; so werden viele Quellen der Klagen und des Unglüks verstopft seyn. (Siehe das erste Buch.)

Man

Man würde es nicht vermuthen, wenn die Geschichte es nicht lehrte, und kaum begreifen wir, was sie uns davon sagt. Wir staunen, wenn wir hören, mit welcher Kaltblütigkeit dieser in die Gefahr gieng; mit welcher Standhaftigkeit Jener den Tod erwartete; mit welchem Muth ein Dritter die Schmerzen ertrug; mit welcher Zufriedenheit ein Andrer seine Armuth duldete. Wir begreifen so etwas nicht! und warum nicht? wir sind ja auch Menschen; jene waren nichts mehr. Allein wir sind zu weichlich, zu bequem; wir sind verwöhnt worden. Eine spartanische Erziehung würde uns zu Spartanern machen. Man sehe nur, wie viele Kraft und Mannheit noch unter dem gemeinen Haufen ist. (S. I. B. I. K. von der Weichlichkeit.)

III. Kapitel.

Vom Tode.

Wird sich mein Leser wundern, daß ich den Tod nicht mit in das Verzeichniß der Uebel gesezt habe?

Vergessen habe ich ihn nicht. Ein Wechsel einer Art des Lebens gegen eine andre Art, kann ich eben so wenig, als eine Veränderung der Wohnung, oder die Versezzung aus einer Stadt in eine andre, für ein Uebel halten. Der Christ, wenn er den Namen verdient, wenn er, nach den Verheissungen Jesu, ein künftiges Leben glaubt; wenn er glaubt, sage ich; der Philosoph, der es hoft; wie kann er sich vor dem Tod fürchten? Und der, der keine Hofnung hat—? Nun, wovor fürchtet sich der? Vor dem Nichtseyn? Vor einem Zustand, in welchem alles Gefühl, alles Denken, alles Bewußtseyn aufhört? Wer fürchtet sich vor einem festen, tiefen, gesunden Schlaf?

III. Theil.

Von den falschen Schrekken des Uebels.

I. Kapitel.

Falsche Schrekken der Krankheiten.

Wir müssen die Krankheiten nicht nach ihrem Schein und unserm Gefühl, wenn wir bloße Zuschauer sind, beurtheilen. Freilich, wenn wir uns, in voller Gesundheit, ein Krankenlager vorstellen, erschrekken wir vor der Unthätigkeit, vor dem Unvermögen an irgend einem Vergnügen Theil zu nehmen; vor dem Liegen, den Unbequemlichkeiten, dem Ekel, den unangenehmen Empfindungen und den Schmerzen. Unsre vollen Kräfte könnten dieses träge Lager, unsre gesunden Sinne diese Dunkelheit, diese Stille, diese Einsamkeit, diesen Mangel des Genusses nicht ertragen. Allein der Kranke ist nicht gesund, seine Triebe schweigen, seine Sinne sind matt, alle

alle seine Kräfte sind erschlaft; Stille, Ruhe, Dunkelheit sind gerade sein Bedürfniß Die wenigen Gegenstände, die schwachen sinnlichen Eindrükke erschöpfen das ganze Maaß seiner Kräfte. Die thätigsten Menschen sind alsdann schlaf, und verlangen nur nach Ruhe. Der Kranke leidet lange nicht so viel, als es dem gesunden Zuschauer vorkommt. Das muß ein jeder, der krank gewesen ist, bemerkt haben.

Was das schreklichste bei den Krankheiten ist, als Irrreden, Ohnmachten, Konvulsionen, ist gerade nichts. Ich will sagen, daß der Kranke nichts davon empfindet. Es sind bloße Zeichen einer gewaltigen Zerrüttung, und eines gefährlichen Zustandes, wovor die Umstehenden erschrekken, den der Leidende aber gar nicht fühlt. Selbst der sogenannte Todeskampf, oder die Verzukkungen des Sterbenden, sind ein leeres Schrekkenbild, wovon der Agonisirende nichts weiß. Dieß werden mir wol manche von meinen Lesern nicht so leicht glauben; deswegen muß ich Erfahrungen zum Beweise anführen.

Die Kranken erinnern sich, wenn sie zu sich kommen, niemals ihres Fantasirens, oder Irreredens. Sie wissen nichts von dem, was während der Wuth der Krankheit mit ihnen vorgegangen ist; nichts von den Vesicatorien, die man ihnen gelegt. Also haben sie kein deutliches Gefühl davon gehabt; sie waren sich ihrer und ihrer Lage nicht bewußt; also war die Krankheit, mit allen ihren schreklichen Symptomen, für sie nichts.

Es weiß Jedermann, daß die wahre Probe der fürchterlichsten Krankheit, der fallenden Sucht, darin besteht, daß man dem Kranken die geballte Faust mit einem brennenden Eisen aufzubrechen sucht; und daß derjenige, der wirklich diese Krankheit hat, das Eisen fest hält, und sich eher die Hand verbrennt, als sie aufthut. Nur der Ruchlose, der diese Krankheit spielt, fühlt den Brand, und verräth seinen Betrug, indem er die Hand öfnet.

Wenige meiner Leser werden nicht aus Erfahrung wissen, daß eine Ohnmacht uns alle Empfindung benimmt.

So geht es wol mit den mehresten, und sollte ich wol irren, wenn ich sagte, mit allen Uebeln und Unfällen. Sie haben alle für das ungewöhnte Auge eine schrekliche Hülle, die ihre wahre Gestalt verbirgt. Wer, wie der Abergläubige, sich dadurch schrekken läßt, bebt zurük; wer aber den Muth hat, die fürchterliche Larve aufzuheben, sieht, daß das Schrekliche nur Behängsel, und wenn ich so sagen darf, Mummerei ist. Man verbanne z. B. von dem Bette des Sterbenden den Schmuz und was die Sinne beleidigt, die Angst der Umstehenden, ihre Bewegungen, das Klagegeschrei, das Händeringen; was bleibt dann? Ein Mensch, der, wenn er vernünftig gelebt, nunmehr seinen Geist in die Hände seines himmlischen Vaters befiehlt, und dieses Erdenleben gegen ein anders verwechselt. Man wird erschrokken und betäubt, nicht durch das Wahre der Szene, nicht durch das Sterben des Kranken, sondern durch den Zusaz, durch das Betragen der Gesunden. *)

*) Man sollte überhaupt darauf sehen, daß man von dem Krankenlager und dem Sterbebette das schrekliche Behäng-

II. Kapitel.

Große Plagen.

Nie erscheint das Uebel unter einer grauseren Gestalt, als wo die Menge der Leidenden das Herz des Zuschauers bestürmt. So erscheinen Wahl-

hängses verbannte. Denn Anwesende würden weniger erschrekken, und der Leidende würde ruhiger seyn. Wie vielen Kranken mag ein unbesonnener Geistlicher das Fieber an den Hals gebetet, wie viele Frauen und Kinder mögen den Mann und Vater ins Grab geweint haben? Gewiß würde mancher genesen, wenn er ruhig liegen könnte, wenn man ihm nicht durch Aengstlichkeit und Klagegeschrei das Blut erhizte und Wallungen verursachte. Die Aerzte sollten darauf sehen; und das thun sie: aber was können sie wider Vorurtheil, wider das Gefühl, die Angst, den Aberglauben des Kranken und der Familie ausrichten. Und wenn ein zwar wohlgemeinter, aber blinder Eifer dazu kömmt — darf niemand den Mund aufthun. Was kann der Prediger bei einem Kranken, der im Paroxismus des hizzigen Fiebers liegt, für Frucht stiften —? Was überhaupt bey einem Sterbenden? Er wird ihn wahrlich nicht durch die Kraft seines Amts in den Himmel heben. Man misbrauche doch zu der Qual der Menschen in den betrübtesten Augenblikken eine wohlthätige Religion nicht, die die Ruhe des Gemüths, das Heil, die Glükseligkeit des Menschen zur Absicht hat!

Wahlplässe, Krankenhäuser, Seuchen, Pest, Schifbrüche, Erdbeben. Hier liegen Todte und Sterbende untereinander; wo man hinsieht ist Jammer und Noth und Klagen. Lissabon stürzt zur Hälfte ein, und begräbt unter den Schutt seiner Paläste viele tausend Einwohner. Hier ist von allen Seiten Jammer und Klagegeschrei. Die Pest wüthet in Konstantinopel, die Todten werden zu Haufen hinausgetragen.

Das ist wahr, das Schauspiel ist schaudervoll. Allein — ? Wird nicht der Leser mich der Härte und Unempfindlichkeit beschuldigen? Sehr leid sollte es mir thun; ich kann aber unmöglich umhin auch diese großen Theater des menschlichen Elendes mit philosophischem Auge zu betrachten.

Die Menge der Elenden macht das schrekliche des Schauspiels; denn wenn wir jeden insbesondre betrachten, ist hier nichts anders, als was wir täglich mit ruhigem Mitleid ansehn, nemlich ein Sterbender, oder ein Todter Es ist nun aber richtig, daß jeder Leidende nur seine Schmerzen leidet, und jeder Sterbende nur für sich stirbt, und nichts von dem Leiden und Tod

Andrer fühlt. Ihm ists völlig gleich, ob er allein, oder mit vielen Tausenden zugleich den Geist aufgibt. Aber es leiden und sterben viele? Freilich. Was geschieht aber hier mehr, als was täglich, ja zu allen Stunden geschieht? Jede Stunde sterben auf Erden viele Tausende; jeden Augenblik gibts Millionen Nothleidenden. Der einzige Unterschied ist, daß eine Menge hier in einem kleinen Bezirk zusammen gedränget ist, da die tägliche Verheerung sich weit umher zerstreut. Sollte man mit einem Blik, so wie es auf dem Schlachtfelde geschieht, die tägliche Noth, die stündliche Verheerung überschauen, was würde da für ein Wehklagen entstehn!

Aber der schrekliche Tod! niedergemezzelt werden! unter der Erde, unter Trümmern von Wohnungen begraben liegen, von der Pest abgezehrt dahin sterben! Es ist wahr. Sollte aber der Tod durch das Schwerd, durch die Kugel, durch den Sturz eines Balkens oder Steins, oder an Pestbäulen schwerer und schmerzhafter seyn, als der Tod am Fieber, am Schlagflusse, an der Darmgicht und andern Krankheiten?

ten? Gemeiniglich tödten jene Unfälle schnell, und Krankheiten pflegen manche Tage, zuweilen Wochen und Monate, auch wol Jahre lang zu währen. Noch einmal, das Schrekken ist für den Zuschauer, für den Gesunden und Wohlbehaltenen. Der Leidende empfindet hier weniger als die mehresten eines natürlichen Todes Sterbende.

Sie verlieren aber das Leben vor der Zeit! Ich gebe es zu; aber um wie viel? Viele doch nur um eine nicht gar lange Frist. Ich kann den Verlust nicht so berechnen als die Zinsen eines verlornen Capitals; so viel ist aber gewiß, daß keiner sein ganzes Leben, und jeder nur einen Theil desselben verliert; denn alle haben ja schon einen Theil ihres Lebens genossen. Und, lieber Leser, wir müssen ja alle sterben, dieser früh, jener etwas später. Sind denn einige Jahre mehr oder weniger so ein wichtiges Ding! Ich dächte, Nein; und vorzüglich für den Christen. Wann einmal der Augenblik des Scheidens da ist, so ist doch das längste Leben, so gut als das kürzeste, verflossen; und was hilfts mir

 als.

alsdann hundert Jahr und darüber gelebt zu haben? Der Genuß ist hin! Wenn ich einen Menschen sich beklagen höre, daß er in seinen besten Jahren sterben muß; so möchte ich ihm sagen: Wie, Lieber, wenn du dreißig Jahr eher gebohren wärest, so wärest du jezt alt, und du könntest über deinen bevorstehenden Tod nicht klagen. Was würden dir aber in diesem Augenblik auf deinem Sterbebette die verflossenen dreißig Jahre helfen? auch die wären dahin; und du wärest gerade so weit als jezt, nemlich am Ende. Ich machte mir aber Hofnung zum Leben. Und worauf gründetest du sie? Auf deine Jugend? Wustest du nicht, daß viele jung sterben?

Der Staat wird guter Bürger beraubt. Richtig. Es finden sich aber immer andre, die bereit sind die erledigten Stellen zu besezzen.*)

Noch

*) Wir sind vermittelst der Künste, die alles vereinfachen, alles erleichtern, dahin gekommen, daß wir an wahren Reichthümern, an nüzlichen Erzeugnissen und an Menschen einen Ueberfluß haben, der uns vielfältig beschwerlich wird. Wir brauchen Menschen, aber mehr zum Verzehren als zum Erzeugen. Unser Ueberfluß drükt uns, wir wissen nicht was wir mit den vollen Magazinen anfangen

Noch einmal; meine Absicht ists nicht, solche Plagen für nichts zu rechnen. Nein, es sind immer Uebel, große Uebel. Allein ich suche dem Uebel die lügenhafte Schrekkenhülle abzunehmen, und es in seiner wahren Gestalt zu zeigen.

III. Kapitel.

Von den Schrekken, die in der Verwöhnung unsrer Sinne bestehn.

Unserm zur Ruhe verwöhnten Auge, und unsrer Weichlichkeit scheint jedes Uebel, jede Gefahr erschreklich. So wie dem, der immer auf der flachen Erde geblieben ist, jede geringe Höhe, jeder Hügel Schwindel macht. Man kann sich aber

fangen sollen — und die Menschen, die müßig gehn, weil wir keine Arbeit für sie haben, fallen uns beschwerlich. Es geht dem Staatskörper wie dem natürlichen; überflüßige Säfte, wenn sie auch an sich die vortreflichsten sind, werden schädlich, verursachen Stokkungen und Lähmungen, und wolgar tödtliche Krankheiten. Ich glaube, daß mancher Unglüksfall, mancher Krieg, manche Feuersbrunst die Rettung eines Staatskörpers gewesen ist, wie die Aerzte erkannt haben, daß das Fieber den Körper reiniget.

so zur Gefahr gewöhnen, daß man sie, wie die Höhen und Tiefen, mit ruhigem Blik betrachtet. Der Etna und Vesuv sind, ohnerachtet ihrer Feuerströme, ihrer Erdbeben, der Gewalt, mit der sie Hügel versenken und aufthürmen, mit Menschenwohnungen umgeben. Catanea ist von Lava überströmt worden, man hat es auf den Lavastrom wiedergebaut, und zwanzigtausend Menschen trozzen darin der Gefahr. Der Schiffer, der kaum dem Sturm und dem Schiffbruch entronnen, der auf einem Trümmer des Schiffes mit Mühe sich gerettet hat, steigt getrost in ein neues Fahrzeug, und segelt nach Indien. Der Bergmann fährt in den Schacht, und fürchtet den Einsturz nicht. Der Dachdekker steigt ruhig auf die Thurmspitze, von welcher gestern sein Kamarad gestürzt ist. Der Soldat dringt in die Reihen der Feinde ein, und weicht nicht, ob gleich um ihn her seine Gefährten fallen. Wenn man nach einem langen Frieden von Krieg spricht, so wird Jedermann bange; man erschrikt, wenn die Truppen ins Feld rükken. Nach einiger Zeit wird man wieder ruhig. Krieg war der gewöhnliche Zustand, das Geschäft,

ich möchte sagen, das Element Roms und Spartas. Welcher Römer, welcher Spartaner scheute den Feind, die Gefahr, oder den Tod? Der Türk ist mit der Pest vertraut geworden, weil er sie fast alljährlich hat. Er sieht sie um sich her wüthen, wie wir den Schnupfen graßiren sehn.

Man kann sich also zu dem Uebel und der Gefahr gewöhnen; sie muß also nicht wirklich so schreklich seyn, als wir sie uns vorstellen. Wäre sies in der That, so würde keine Gewöhnung helfen; denn keine Gewöhnung, keine Erziehung, keine menschliche Kraft kann das Wesen der Dinge ändern. Wir ändern dadurch weiter nichts, als unsre Sinne, unsre Weichlichkeit, unsre Einbildung. Also ist das Schrekliche größten Theils nicht in der Gefahr, sondern in unsern Sinnen, in unsrer Weichlichkeit, in unsrer Fantasie.

IV. Kapitel.

Historischer Beweis.

Wenn in Nordamerica nach einem Kriege das siegreiche Heer nach Hause kömmt, und sich seinen

Gränzen

Gränzen nähert, schikt es einige Leute voran, seine Ankunft zu melden. Weiber, Knaben und Jünglinge, die die Waffen noch nicht tragen, versammeln sich, und stellen sich in zwo Reihen, durch welche die Kriegsgefangene Gassen laufen müssen, und auf eine grausame Art mit Steinen und Prügeln gemißhandelt werden.

Einige Gefangene werden gewählt, den Abgang der Landesleute, die etwa im Kriege geblieben sind, zu ersezzen. Wenn die Weiber der Verstorbenen sie annehmen, so ist alles richtig, und sie treten in den Rang und die Rechte der Lezteren. Weigern sich aber die Weiber, so ist der Tod der Kriegsgefangenen unvermeidlich.

Diese scheinen in der Ungewißheit ihres Schiksals ganz gleichgültig, und eben so ruhig nach dem Todesurtheil. Wenn ihnen dieses angekündiget wird, stimmen sie ihren Todesgesang an, und machen sich gefaßt als Männer zu leiden.

Nun werden sie nakt an einen Pfahl gebunden. Alle Anwesende, Männer, Weiber und Kinder fallen über sie her. Einige brennen sie mit glühenden Eisen, andre zerfleischen sie mit Messern, andre reissen ihnen das Fleisch ab, pflükken ihnen die Nägel aus der Wurzel aus, zerreissen und verdrehen ihnen die Sehnen. Dieß wird oft einige Tage nach einander an einem und demselben fortgesezt. Unterdessen singt der Gepeinigte, und trozet und drohet seinen Peinigern.

Das Hauptgeschäft der Erziehung bei den Americanern ist, die Kinder zum standhaften Leiden zu bilden. Oft binden zwei Kinder ihre nakten Arme an einander, legen eine glühende Kohle dazwischen, um zu sehn, wer sie zuerst abschüttelt.

Die sämtlichen Proben bei der Aufnahme eines Jünglings in die Klasse der Krieger, oder bei der Erhebung eines Mannes zu der Würde eines Anführers, sind Proben der Geduld. Wenn am Orenoko ein Krieger nach dem Hauptmannsrange strebt, fängt seine Prüfung mit einem langen und

strengen

strengen Fasten an. Hernach versammeln sich die Oberhäupter, und jeder giebt ihm mit einer großen Peitsche drei derbe Hiebe, so daß er fast geschunden wird. Einige Zeit nachher legt man ihn mit gebundenen Händen in ein Hangebett, und beschüttet ihn mit Ameisen. Zulezt wird er mit Palmettoblätter bedekt, und es wird unter seinem Bett ein Feuer von stinkenden Kräutern angezündet. Viele kommen in diesen rauhen Prüfungen um. Wer aber dabei die geringste Empfindlichkeit äussert, ist auf Lebenszeit verunehrt. Eben so vertragen die Americaner chirurgische Operationen. (Siehe Robertſ. Gesch. von Amerika.)

V. Kapitel.

Schluß des zweiten Buchs.

Ich habe in diesem Buche zu beweisen gesucht:

1) daß es so viel Uebel in der Welt nicht gibt, als man gemeiniglich dafür hält;

2) daß man das wahre Uebel gemeiniglich größer glaubt, als es in der That ist.

Ich will mich freuen, wenn mir der Beweiß gelungen ist.

Nunmehr komme ich auf die Untersuchung von den Quellen des Uebels.

Von

Von dem

Ursprung und den Absichten des Uebels.

III. Buch.

Vom Ursprung des Uebels.

I. Theil.

Bekannte Lehren darüber.

I. Kapitel.

Von höheren bösen Wesen.

Woher entsteht das Uebel? Eine Frage die man von jeher als ein großes unauflösbares Räzel angesehn, das man sich zu errathen bemühte, ohne sich zuzutrauen es aufzulösen. Mich deucht, daß die Hauptschwierigkeit in dem Mangel an Beobachtung besteht.

Man

Man unterstand sichs nicht, den Schöpfer, den man für höchst weise und höchst gütig hielt, als den Urheber des Uebels anzusehn; denn man hielt dafür, daß ein gütiges Wesen nur Gutes thun könnte, und daß das Uebel das Werk eines bösartigen Wesens seyn müßte. Daher nahm man zu feindseligen höheren Wesen seine Zuflucht; man erdachte Dämonen allerlei Art, sezte sie dem Schöpfer entgegen, und bürdete ihnen auf, daß sie das gute Werk des Schöpfers verdorben, allerlei Böses hineingestreuet hätten. Man erdichtete sie als Wesen, die nur am Bösen, an Unordnung, Zerstörung und Jammer ein Wohlgefallen fänden; ohne einzusehn, daß ein solches Wesen ein wahrer Widerspruch, eine Chimäre ist.

Diese Auflösung der Frage ist so allgemein, als der Glaube an einen Gott. Jedes Volk, das höhere Wesen erkennt, glaubt zugleich böse Dämonen. Die Americaner haben ihre Götter und Teufel; die Neger ihren Horey; die Perser ihren Ariman; die Egyptier ihren Typhon; die Griechen und Römer ihre Furien, Harpyen, Mars, u. s. w. Die Manichäer hatten zwey Urwesen, ein gutes und

ein böses. Die Manichäer hatten zwey Urwesen ein gutes und ein böses. Die Christen, Juden und Muhamedaner haben ihren Teufel, der dem bösen Urwesen der Manichäer wenig nachgibt. Die Lehre von den Teufeln ist bei ihnen ein Glaubensartikel, und man darf, bei Strafe der Verdammniß, eben so wenig an dem Satan, als an Gott zweifeln.

Diese Dämonen sind nicht allein die Urheber der Krankheiten, des Todes, mit einem Worte, des physischen Uebels; sondern man hat ihnen auch die Fehler, die Schwachheiten, die Thorheiten, die Laster der Menschen aufgebürdet. Ganz natürlich! niemand will Unrecht haben, und sich Bosheiten oder Albernheiten zu Schulden kommen lassen. Also schiebt man alles auf dem Teufel. Die Entschuldigung ist zur Hand, Er hat gereizt, verblendet, verführt; wer kann einem so mächtigen Wesen widerstehn? Der Mensch ist also ausser Verantwortung.

Allein der Mensch vereinigt doch sonderbare Widersprüche! Unterdessen, daß man seine Thorheiten mit der Verführung des Teufels entschuldigt,

schuldigt, straft der Richter den Missethäter; der Vater, den ungehorsamen Sohn; der Herr, das lasterhafte Gesinde; der Nachbar klagt über die Beleidigungen und Uebervortheilungen des Nachbaren; es kehrt sich keiner an den Teufel und seine Versuchungen, sondern behandelt den Beleidiger, als wenn er selbst und aus eigenem Triebe gesündigt hätte. Ich dächte doch, daß man den Menschen nicht strafen könnte, wenns der mächtige Verführer thut. Einmal irrt man gewiß, entweder in der Lehre oder in der Ausübung. *)

*) Ich weiß wol, daß die Verfechter der Lehre von einem mächtigen bösen Wesen, sich diesen Widerspruch nicht zu Schulden kommen lassen wollen. Sie sagen, der Mensch kann der Versuchung des Teufels widerstehn. Wie sie aber solche Behauptung verdauen können, weiß ich nicht. Sie machen den Menschen so schwach, so ohnmächtig, und den Satan so mächtig, so furchtbar — wie kann jener diesen Widerstand leisten? Und — stark oder schwach, wenn der Mensch widerstehn kann, warum widersteht er nicht jederzeit? warum unterliegt er so oft? Er muß also der Versuchung nachgeben; er muß sich verführen lassen wollen, sonst würde er kämpfen und siegen. Wer kann und will, der thut. Am Können fehlt's dem Menschen nicht, heißt es; also muß es ihm am wollen fehlen

Un[illegible]essen, daß man durch diese Hypothese die Güte des Schöpfers zu retten suchte, machte

man

fehlen. Es muß ihm also nicht Ernst seyn zu widerstehn. Auch sagen die Verfechter der Dämonologie, daß er nicht will. Also ist sein Wille schon böse ehe er verführt wird; also muß sein Wille schon böse seyn, ehe er verführt werden kann. Also brauchts gar keiner Verführung. Also ist der Mensch schon böse vor der Verführung, und der Satan ist nicht die erste Ursach des moralischen Uebels.

Meine Gegner werdens doch wol nicht wagen zuzugeben, daß der Mensch nicht widerstehn kann.

Diese Schwierigkeiten haben sie gefühlt, und in der Lehre von der Gnade sich zu retten gesucht. Diese nun soll dem schwachen Meuschen in den Anfechtungen des Verführers beistehn; diese soll ihm die fehlende Kraft geben. Allein hier sind wieder Schwierigkeiten. Der Mensch sündigt ohnerachtet der göttlichen Gnade. Wie nun? Verläßt ihn die Gnade zuweilen, sehr oft? steht sie ihm nur so selten bei, da er doch so oft sündigt? Oder wird die göttliche Gnade so oft von dem Verführer überwunden, und unterliegt die Macht Gottes der Kraft des Satans? Ja! der Mensch ist frei, und kann die göttliche Gnade annehmen und verwerfen, nach seinem Wohlgefallen. Sehr schön: frei! zwischen der Gnade und dem Satan, die ihn zwischen sich klemmen; die ihn jeder auf seine Seite ziehn! beinahe hätte ich zerren gesagt. Der Gnade widerstehn! Die Gnade ist eine Wirkung Gottes auf das Herz der Menschen, um sie zum Guten zu lenken. Also kann der schwache, der

ohne

man seiner Weisheit und Macht wenig Ehre. Das wird kein Mensch glauben, daß Gott sich

ohnmächtige Mensch dem Teufel und Gott widerstehn! Es muß doch wol Gott kein rechter Ernst seyn: und die Rettung, die Unschuld und das Wohl des Menschen müssen ihm wenig zu Herzen gehn. Ja der Mensch muß frei bleiben. Gut. Die Gnade soll doch dem Menschen die fehlende Kraft geben; denn sonst ist sie keine Hülfe. Was fehlt aber dem Menschen in seinem Kampfe wider die Anfechtungen? Der Wille, nicht wahr? Ja, denn er *kann* widerstehn, wenn er *will*. Es fehlt ihm also weiter nichts, als der Wille, und wer ihm helfen will, muß ihm den Willen geben; jede andre Hülfe ist überflüßig und nichtig. Nun — die Gnade bewirkt den Willen nicht, weil der Mensch frei bleibt, und die Gnade annehmen und verwerfen kann. Sie thut also nicht, was einzig und allein nötig und nüzlich ist. Was thut sie denn? Dis mögen diejenigen sagen, die diese Lehre vertheidigen. In meinem System weiß ichs wol, aber in jenem? Nein.

Man bedenke doch, was man für sonderbare Maschinen um den Menschen her versammelt hat! Wo bleibt seine Moralität? Was ist er anders, als ein Tummelplaz der göttlichen Gnade, und der List und Bosheit des Verführers?

Es bleibt dabei immer die Ehre des Schöpfers in Gefahr. Er hatte den Menschen mit Kräften ausgerüstet, sie reichten nicht zu. Er leistet ihm einen außerordentlichen Beistand, der auch nicht zureicht. Der

mit dem bösen Wesen einverstanden, oder ihm die Erlaubniß gegeben habe, sein Werk zu verderben.

Mensch, den Gott liebt, bleibt dem Satan bloßgestellt, und wird gestraft, weil er nicht widerstanden hat.

Man hat von folgendem Dilemma viel Aufhebens gemacht. Entweder kann Gott das Uebel nicht hindern, oder er wills nicht. Kann er nicht, so ist er nicht allmächtig; will er nicht, so fehlt es ihm an Güte. Ich leugne die dringende Kraft dieses Dilemma nicht. Ich hoffe, daß man es, nach der Lesung dieses Werks, nicht so furchtbar finden wird. Doch, dem sey wie ihm wolle, so ists gewiß nicht in der Lehre von den bösen Dämonen, daß man die Auflösung desselben finden wird. Denn mit eben dem Rechte kann ich auch sagen: Entweder hat Gott den Teufel nicht einschränken können, oder er hat es nicht gewollt. Ist das erste, so leidet seine Macht; ist das andre, so leidet seine Güte. Das Dilemma ist hier desto dringender, da der Dämon, nach den gangbarsten Lehrbegriffen, ein Geschöpf Gottes, und ein freies Wesen ist, das nicht aus wesentlicher Nothwendigkeit seiner Natur sündigt, wie man es etwa von der Materie sagen könnte; so kann man immer fragen: Warum hat Gott den Satan geschaffen, da er doch seine Bosheit vorher sehn konnte? oder: Warum hat er ihn leben lassen, da er seine Bosheit gewahr ward, wenn er sie nicht vorher gewußt hatte? oder, warum hat Gott den Teufel nicht in den gehörigen Schranken erhalten, da dieser doch ein bloßes Geschöpf war? In dem Lehrbegrif der Manichäer, wo das böse Urwesen unerschaffen ist, hat das Dilemma eben die Kraft, als gegen die Lehre von der Fürsehung.

ben. Also hat es der Dämon wider den Willen des Schöpfers gethan. Nun bleibt nichts übrig, als daß ers öffentlich mit Gewalt, oder heimlich mit List gethan habe; und man hat die Wahl zu sagen, entweder daß der Satan Gott überwunden, oder überlistet hat. Ists mit Gewalt geschehn, so ist des Satans Macht der göttlichen wenigstens gleich, weil diese ihn nicht besiegt, nicht zurückgehalten hat. Ja sie muß größer seyn, denn der Satan hat, wider den Willen des Schöpfers, seinen Zweck erreicht. Also hat der Teufel gesiegt. Wo bleibt da des Schöpfers Macht? Oder hat sich der Satan heimlich in die Welt geschlichen, und ohne Gottes Wissen, das Werk desselben verderbt? Wo bleibt da des Schöpfers Allwissenheit? Und als Er, der Gütige, der Mächtige, der Weise den Schaden sah, warum besserte er ihn nicht? Was konnte ihn daran hindern? Wie? war sein Wille auf einmal geändert? und Er, der aus Güte eine gute Welt geschaffen hatte, war er nun mit einer verdorbenen Welt zufrieden? und wenn er nicht zufrieden war, warum änderte und verbesserte er den Schaden nicht?

Ein Missionar hatte einen Indianer die Lehre von Gott, von seiner Macht und Güte gelehrt. Jezt kam er auf die Lehre von dem Teufel, von seinen Verwüstungen und Verführungen, von dem Uebel, das er in der Welt angerichtet haben soll. Da sagte der Indianer: Aber warum hat denn Gott den Teufel nicht todtgeschlagen, da er doch allmächtig ist? Ich möchte wol wissen, was der Lehrer auf diese treffende Frage geantwortet haben mag. Auch möchte ich fragen: Warum hat der allwissende Gott einen Teufel geschaffen, der ihm alle seine Werke verderben würde?

Sollten es die Verfechter der Lehre von den Dämonen wol wagen, ihnen alles Uebel, ohne Ausnahme, zuzuschreiben? Wir wollen sehn. Nicht wahr, die reissenden Thiere sind ein Uebel? Nun frage ich: Hat der Teufel den Löwen, den Tiger, den Wolf gemacht? Sie richten furchtbare Verheerungen an, und sind selbst dem Menschen gefährlich. Hat sie Gott geschaffen, so hat Gott ein Uebel geschaffen. Hat aber der Satan sie gemacht, so finde ich, daß er dem Schöpfer an Weisheit und Macht sehr nahe kömmt. Denn

diese

diese Thiere sind so schön, so vollkommen in ihrem Bau, als der Hund und das Pferd, diese schönen Geschenke Gottes. Ja sie sind stärker, schneller, und folglich in ihrem Bau vollkommener. Sie sind weit schöner, als der Ochs oder das Kameel. Und — wohl zu merken! diese furchtbaren Thiere sind nicht ganz ohne Nuzzen. Ihre Haut, eben so wie die Haut der mehresten reissenden Thiere, giebt wenigstens einen guten Pelz. Also muß man bekennen, daß Gott an ihnen etwas Uebels, oder der Teufel etwas Gutes gemacht hat. Ferner, das Pferd und der Ochs sind Geschenke Gottes. Allein, wie viele Menschen sind nicht von ihnen verwundet, gelähmt, getödtet worden? Dieses Uebel hat also Gott gethan; also kommt doch etwas Böses auf die Rechnung des gütigen Schöpfers. Oder sind die Kraft, wodurch diese Thiere dienen, und die Kraft, womit sie schaden, zwei verschiedene Kräfte, so daß dem Schöpfer die erste, und dem Satan die andre zugeschrieben werden könne? Also kann man durch die Hypothese von zwei Urwesen nicht einmal die Frage auflösen; und es wird immer manches Uebel

Uebel dem Schöpfer, und manches Gute dem bösen Urwesen zugerechnet werden müssen.

Diese Lehre von einem guten und einem bösen Urwesen kann, meines Erachtens, die Prüfung nicht aushalten. Sie enthält so viele Widersprüche, daß sie sich von selbst widerlegt; und man muß sich wundern, daß sie sich so allgemein verbreitet, und so lange behauptet hat. Sollte wol jemand ihre Verbreitung und Dauer als einen Beweis ihrer Wahrheit ausgeben wollen? Aus diesem Grunde müßten wir auch die Gespenster und Hexen glauben.

Das Hauptversehn dabei ist gewesen, daß man von jeher das Gute und das Böse als ganz getrennte und entgegengesezte Dinge angesehn, und aus lezterem etwas außerwesentliches, einen Zusaz gemacht hat. Freilich mußte man bey dieser Lehre, wegen des Ursprunges des Uebels, in nicht geringe Verlegenheit gerathen. *)

*) Wie man doch die herrlichsten Sentenzen wissen, tausendmal lesen und anführen kann, ohne jemals Gebrauch davon zu machen! Wie oft hat man das: Ne quid nimis, des Terenz, das: Sey nicht allzuweise,

II. Kapitel.

Leibnitzens Lehre.

Der Philosoph Leibnitz war der erste, der die Ungereimtheit dieser Vorstellung von dem Uebel ein-

des Paulus; das bekannte Sprichwort: Omne nimium vertitur in vitium, das ein jeder Schulmeister weiß, das bekannte deutsche Sprichwort: Allzuviel ist ungesund, nachgebetet, und dennoch den Sinn derselben entweder schlecht gefaßt, oder nicht applizirt. Sagen diese Sentenzen nicht alle, daß das Uebermaaß des Guten schädlich ist? daß also das Böse nicht etwas von dem Guten getrenntes, dem Guten entgegengesetztes, sondern eine Folge des Guten, das Gute selbst im Uebermaaß ist? Diese Folgerungen, die so nah liegen, sah man nicht — Denn man sehe die Schriften der mehresten Gelehrten nach, so wird man immer darin mit Händen greifen können, daß sie sich das Böse als etwas ganz fremdes, ganz zufälliges vorstellen, so wie das Unkraut unter dem Weizen. Wer aber das Uebel als eine Wirkung des Guten gedacht hätte, der wäre wegen seines Ursprungs nicht in Verlegenheit gewesen; er würde kein böses Urwesen, keinen Teufel gesucht haben, um den Knoten, und zwar so elendiglich, aufzulösen. Allein die Gelehrsamkeit ist gar zu oft, wie die materia medica in einem Naturalienkabinet, nicht um sie in der Noth einzunehmen, sondern um das Kabinet zu kompletiren, und — sie zu zeigen.

einsah, und eine vernünftige Auflösung der Frage von dem Ursprung des Uebels gab. Seine Lehre ist kürzlich folgende:

Gott allein ist unbeschränkt, vollkommen; alle Geschöpfe aber sind beschränkt und unvollkommen. Diese Unvollkommenheit der Geschöpfe ist die Quelle alles Uebels, die die Allmacht selbst nicht verstopfen kann; denn die Allmacht kann keine unendliche Geschöpfe hervorbringen, weil unendliche Geschöpfe ein Widerspruch, ein Unding sind. Man kann und muß also dem Schöpfer alles Uebel zuschreiben, ohne ihn eines Mangels an Güte, an Weisheit oder Macht zu beschuldigen; weil die Vermeidung des Uebels eine in der Natur der Dinge gegründete Unmöglichkeit ist. Wohl hatte er Recht.

Ich glaube aber in dieser Lehre zween Fehler zu bemerken.

1) Ich finde, daß der Saz: Die Vollkommenheit der Geschöpfe ist ein Widerspruch; worauf die ganze Theodicee beruht, nicht so ganz deutlich, und wenigstens sehr schwer zu fassen ist. Man könnte auch fragen, warum denn ein Geschöpf

schöpf unmöglich vollkommen seyn kann? Was Vollkommenheit hier heißt, da Vollkommenheit kein absoluter, sondern ein relativer Begrif ist? Was unendlich, unbeschränkt heißt? Möchte vielleicht die ganze Theodicee nicht auf diesen Saz zurükgebracht werden können: Es giebt Uebel, weil es nicht anders seyn kann, ohne den Grund des nicht könnens anzugeben?

2) Wenn man auch diesen Saz ganz deutlich und gegründet findet, so löset er doch die Frage nur zum Theil auf; denn Eingeschränktheit, Unvollkommenheit oder Endlichkeit, wie man es immer nennen will, ist eine bloße Negation, ein Nichtseyn, oder Mangel. Mangel aber kann keine Ursach seyn, denn Ursach wirkt und hat Kraft. Ein Mangel oder Nichts kann nicht wirken, nicht Kraft haben. Also ist die Eingeschränktheit der Dinge nicht Ursach oder Quelle des Uebels.

Es ist wol negatives Uebel, d. h. Mangel an Kräften. Nicht Ursach dieses Uebels, sondern das Uebel selbst. Wenn Einer frägt: Woher kommt das negative Uebel? und der Andre antwortet:

Von den Schranken und der Unvollkommenheit der Dinge, so hat er eben so viel gesagt, als folgendes: Woher kömmts, daß es den Wesen an Kräften fehlt? (das negative Uebel). Es kommt daher, daß es ihnen an Kräften fehlt; (daß sie unvollkommen sind.) Es ist also hier keine Ursach, keine Quelle, kein Grund.

Vom positiven Uebel ist diese Eingeschränktheit nicht die Ursach, sondern nur die Gelegenheit: Es entsteht eine Feuersbrunst, (ein Uebel) woher? Aus der Brennbarkeit der Gebäude, (d. h. aus Mangel an Kräften, dem Feuer zu widerstehn). Nicht richtig. Die Brennbarkeit (die Schwäche) war nicht die Ursach, denn sie hat nicht gezündet, sondern nur die Gelegenheit; sie hat der wirkenden Ursach nicht Widerstand geleistet, sie hat ihre Wirkung angenommen.

Wenn also Leibnitz die Schwäche, die Unvollkommenheit der Geschöpfe angibt, zeigt er nur die Gelegenheit des Uebels, nicht aber die wirkende Ursach desselben. Und man hat noch immer Recht, nach derselben zu fragen. Denn

die

die Frage ist ja nicht: Wie fühle oder empfange ich das Uebel; sondern: Woher kommt es?

Ich hoffe nicht, eine vollkommene Theorie zur gänzlichen Auflösung der Frage zu geben; noch manche Schwierigkeit werde ich unaufgelöset lassen müssen. Ich hoffe aber doch, um einen Schritt weiter zu kommen; indem ich die Ursach des Uebels, die Kraft, die es erzeugt, angeben werde.

Ohnerachtet Leibniz gelehret hat, daß das Uebel mit zu dem Wesen der Dinge gehört, und sich nothwendig an alle Kräfte der Natur anhängt, so hat man noch von dem Uebel manche unrichtige Begriffe. Noch immer stellen sich Ungelehrte, und auch wol Gelehrte dasselbe als etwas Zufälliges vor. Allenthalben hört man noch den unphilosophischen Saz: Was gut ist, kann nicht schaden. Er ist die allgemeine Empfehlungsformel der Hausarzeneien, die jeder, ohne Kenntniß der Krankheiten und der empfohlenen Mittel, anzupreisen und anzurathen sich untersteht. Dem Pöbel möchte es hingehn; daß aber Gelehrte, Leibniz und der Erfahrung zum

Troz,

Troz noch eben so sprechen, das ist unbegreiflich! Und ich thu ihnen nicht zu viel. Ich könnte viele Stellen aus Schriften zum Beweise anführen.

III. Kapitel.

Eine neue Theorie.

Es fiel mir vor einigen Tagen ein Buch in die Hände, unter dem Titel:

> Versuchter Beweis von der Nothwendigkeit des Uebels und der Schmerzen bei fühlenden und vernünftigen Geschöpfen, von Pleßing. Dessau, 83. 120 Seit. 8vo.

Die Theorie des Verfassers ist kürzlich diese.

1) Glükseligkeit kann nur in Empfindung bestehn.

2) Eine jede Empfindung ist eine Veränderung des Zustandes.

3) Der Zustand kann nur durch Vermehrung oder Verminderung des Genusses verändert werden.

4) Jede Vermindrung des Genusses ist ein Uebel, ein unangenehmer Mangel.

Also

Also kann die vollkommne Glükseligkeit nicht in einem Wechsel der Empfindung bestehn; denn wenn der Wechsel vom mindern zum höheren Grade der angenehmen Empfindung steigt, so sind alle Grade, die vor dem vollkommenen vorhergehn, mangelhaft, und folglich ein Uebel, so daß die Glükseligkeit nicht vollkommen ist. Fällt die Progression vom höheren zum minderen, so ists klar, daß keine vollkommene Glükseligkeit da ist. Geht endlich das Fallen und Steigen wechselsweise, so ists wieder offenbar, daß jede Vermindrung unangenehm seyn wird. Es kann also keine vollkommene Glükseligkeit in dem Wechsel der Empfindungen statt finden.

Eben so wenig aber ohne Wechsel. Denn Empfindung ist Wechsel, und ohne Empfindung ist keine Glükseligkeit.

Also ist überhaupt keine immerwährende, vollkommne Glükseligkeit möglich. Also ist das Uebel nothwendig.

Ohne Empfindung ist:

1) Kein Bewußtseyn, keine Vernunft und Ueberlegung; denn wir erhalten Begriffe nur

 durch

durch Eindrükke, und Eindrükke können ohne Empfindung nicht seyn.

2) Keine Thätigkeit, weil der Reiz dazu, der nur aus Bedürfniß und Mangel entstehn kann, fehlen würde. Also müßten vollkommen glükliche Geschöpfe unthätig seyn.

Sie könnten auch von Hofnung, Freude, Liebe, Großmuth, Tugend keinen Begrif haben. Man kann das nur hoffen, was fehlt, nur über das sich freuen, was gefehlt hat. Nur das Bedürfniß zwingt uns zu lieben, weil wir gewisse Vollkommenheiten in dem Gegenstand erblikken, deren Genuß wir wünschen; und Genuß sezt Bedürfniß zum voraus.

Das Uebel ist also nötig, um das Gute durch den Gegensaz zu erkennen und zu empfinden, und durch diese Empfindung glüklich zu seyn.

Also ist das Uebel, seiner Entstehung nach, unvermeidlich; zur Bildung des Menschen, zur Vernunft, Thätigkeit und Tugend nothwendig; und zum Genuß des Lebens und der Glükseligkeit unentbehrlich.

Bis hierher der Verfasser.

In

In den Resultaten und Schlüssen bin ich mit ihm vollkommen einig; die Vordersäzze aber kann ich nicht so ganz anerkennen. Weil die Materie wichtig ist, will ich meine Bemerkungen hersezzen; ich habe von dem Verfasser die Erlaubniß dazu.

Ohne Empfindung, sagt er, kann keine Glükseligkeit bestehn.

Heißt Empfindung hier bloß Gefühl, oder auch Beifall? Beifall ist eine Art von Empfindung; (ich kann mich nicht bestimmter ausdrukken, und es thut mir sehr leid;) denn er erwekt Vergnügen, ohne auf den untern Kräften der Seele zu beruhn. Es kann also eine Glükseligkeit gedacht werden, ohne Gefühl, nemlich in dem Beifall oder Wohlgefallen.

Wenn das ist, so scheint mir die ganze Theorie des Verfassers über den Haufen zu stürzen. Alsdann nemlich könnte man eine vollkommne und immerwährende Glükseligkeit denken, nemlich in dem immerwährenden vollkommenen Anschaun der höchsten Vollkommenheit. So denken wir uns die Seligkeit Gottes; so

die Seligkeit der Seligen in jenem Leben; wenigstens stellt man sich leztere als von dieser Art vor.

Freilich gehört diese vollkommne Glükseligkeit für kein Geschöpf, wenn wir annehmen, daß kein Geschöpf vollkommen geschaffen werden kann, und seine Vollkommenheit erstreben muß; was der Verfasser aber nicht bewiesen hat. Seine Schlüsse bleiben immer wahr, aber folgen nicht aus den Vordersäzzen.

„Jede Empfindung, sagt der Verfasser, ist eine Verändrung des Zustandes.„

Ja der Anfang derselben. Ist aber eine immerwährende angenehme Empfindung an und für sich ein Widerspruch? Das getraue ich mir nicht zu behaupten, ob ich gleich überzeugt bin, daß diese unwandelbare Fortdauer zu unserer Natur nicht paßt.

„Die Verändrung des Zustandes kann nur durch Vermehrung oder Vermindrung von Genuß, und folglich von Glükseligkeit, gedacht werden.„

Ich dächte,

1) daß der Genuß auch in der Art verändert werden könnte, ohne vermindert zu werden. Z. B. Diesen Augenblik genieße ich mit Vergnügen schmakhafte Speisen, nun höre ich auf zu essen, und labe mich mit einem Trunk; nach Aufhebung der Tafel geht der eine ans Spiel mit eben so viel Vergnügen, als er vorher aß und trank; ein andrer geht spazieren, ein dritter fängt eine muntre Unterredung an, noch einer sezt sich an die Arbeit, und der Müde geht zur Ruh. Alle haben den Genuß verändert, und ein jeder kann durch alle diese Wechsel gehn, ohne eine Vermindrung zu spüren und zu leiden. Jeder Genuß verhält sich nach dem Geschmak, mit welchem wir ihn empfinden. Unser Bedürfniß, unsre Lust dazu, unser Verlangen darnach bestimmen jedesmal seinen Werth, und das Vergnügen, das wir daraus ziehn.

2) Ich glaube, daß auch die Vermindrung des Genusses noch keine Vermindrung der Glükseligkeit ist; denn jedes übertriebene oder zu lange dauernde Vergnügen wird Schmerz, so daß es nothwendig abnehmen, ja aufhören muß;

 und

und manches ist von der Art, daß es nur eine sehr kurze Zeit dauern kann, als z. B. der Genuß beim Essen und Trinken. Sobald das Bedürfniß gestillt ist, nimmt das Vergnügen ab; und nach einem gewissen Maaße von Ueberfüllung verwandelt sich der Genuß in Ekel; und dann hören wir mit eben dem Vergnügen, der Zufriedenheit, und mithin der Glükseligkeit, auf, als wir angefangen hatten. Da spürt keiner eine Vermindrung des Wohlseyns, noch weniger ein Leiden.

Die Glükseligkeit besteht nicht in dem absoluten Maaße des Genusses und der Empfindungen, sondern in ihrem Verhältniß und Ebenmaaß mit unsern Kräften. Nun aber erschöpft jede Art von Genuß die Kräfte, also daß seine gleiche Fortdauer eine Quaal werden müßte. So wie die Kräfte abnehmen, muß der Genuß sich vermindern; und sogar aufhören, wenn jene erschöpft sind. In dieser Vermindrung, in dem Aufhören besteht alsdann die Glükseligkeit, weil solches das Verhältniß zu unsern Kräften ist. Wer im flüchtigen Tanze das größte Vergnügen genossen

hat,

hat, tanzt mit eben dem Vergnügen die gravitätische Polonoise, wenn er anfängt müde zu werden; und sezt sich mit Vergnügen nieder, wenn er nicht mehr tanzen kann.

Aus diesen Betrachtungen ergiebt sich von selbst, was ich von dem vierten Sazze des Verfassers denke, nemlich, daß

„Jede Vermindrung des Genusses ein Uebel ist.„

„Der aufsteigende Genuß kann mit der vollkommnen Glükseligkeit nicht bestehn.„

Warum nicht? Glükseligkeit ist, noch einmal, nichts absolutes, sondern ein Verhältniß zu den Kräften des Subjekts. Ich sage mit Fleiß, zu den Kräften, und nicht, zu den Bedürfnissen. Denn Genuß sezt nicht immer ein Bedürfniß voraus. Einen Mangel freilich; aber nicht jeder Mangel ist ein Bedürfniß; hauptsächlich, wenn ich den Mangel nicht kenne. Der erste Neger, der Brandtwein trank, bedurfte wenigstens das erstemal den Brandtwein nicht, und doch fand er viel Vergnügen in dessen Genuß. Welches Bedürfniß ruft mich zu einem

 schönen

schönen Blumenbeet? und doch geniesse ich das Anschauen desselben.

Ich habe schon zu beweisen gesucht, daß der Grad des Genusses mit dem Grade der Kräfte in Verhältniß steht. Mit der Art des Genusses ists eben so. Die Güter sind mannigfaltig, und Niemand kann sie alle, und zu gleicher Zeit geniessen. Der eine, der einen gesunden, geübten Leib hat, findet in der Bewegung Vergnügen; ein andrer zieht die Uebung des Geistes vor, weil er mehr Geist hat; u. s. w. Es wäre dem Unwissenden mit der Lesung der Werke eines Newtons oder Sulzers eben so wenig, als dem schwächlichen Gelehrten mit einem Walzen oder dem Ballspiel gedient. Musik, Malerei können nur denen gefallen, die Kenntniß und Geschmak haben; Andern machen sie kein Vergnügen. Das heißt, zu jedem Genuß gehört eine gewisse Art von Kräften.

Vollkommne Glükseligkeit ist also nicht der Genuß aller Güter im höchsten Grade; sondern jeder Genuß, der mit den Kräften des Subjekts, sowol dem Grade als der Gattung nach, im

genauesten Verhältnisse steht. Also kann Dieser mit dem zehnten Theil des Genusses eines Andern vollkommen glüklich seyn; nemlich wenn er nur den zehnten Theil von den Kräften des Andern hat. Und dieser Andre kann, mit seinem zehnfachen Genusse, nicht glüklich seyn, wenn seine Kräfte größer sind als sein Genuß. Wenn der Genuß die Kräfte übersteigt, ist er Schmerz!

Man könnte sich also ein empfindsames Wesen denken, das anfänglich wenig Kräfte hätte, und eine beständige Vermehrung derselben erführe. Worin würde nun seine vollkommne Glükseligkeit bestehn? Nicht wahr, anfänglich in einem geringen Grade von Genuß, der immer fortwüchse? Da wäre also Veränderung, Zuwachs, und doch immer vollkommne Glükseligkeit. So ist nun gerade der Mensch beschaffen. Sind vielleicht nicht alle empfindende und vernünftige Geschöpfe von der Art? Es ließe sich also eine immer vollkommne Glükseligkeit für sie denken; wenigstens hat der Verfasser die Unmöglichkeit derselben nicht bewiesen.

„Besteht die Verändrung im wechselsweisen Fallen und Steigen, so ist keine vollkommne Glükseligkeit da, weil jede Vermindrung ein Uebel ist.„

Ich habe das Gegentheil zu beweisen gesucht; und glaube behaupten zu dürfen, daß unsre Glükseligkeit in wechselsweisem Steigen und Fallen bestehn muß, und daß sie durch diesen Wechsel für uns vollkommen wird, weil unsre Kräfte steigen und fallen.

Mich deucht, daß der Verfasser in den Irrweg gerathen ist, vor dem er Andre so gründlich warnt; nemlich, er ist zu sehr bei seinen Abstraktionen geblieben, ohne hinlänglich auf die Erfahrung und die Wirklichkeit der Dinge zu sehn. Es war allerdings immer schwer, auf einer neuen Bahn, die der Verfasser eröfnet hat, sich vor dem Irrwege, der so schnurgerade zu gehn schien, zu hüten; denn wirklich haben seine Grundsäzze etwas sehr blendendes, sie sind klar, und der Beweis, der darauf beruht, sehr bündig. Wenn nun die Wahrheit schon bekannt ist, wie sollte man an der Richtigkeit des Weges zweifeln,

der

der so gerade hinführt? Und das war die verführerische Lage des Verfassers; wenn ich sonst recht sehe.

Nur noch einige Anmerkungen über die folgenden Säzze.

„Ohne Empfindung ist weder Bewußtseyn, noch Vernunft, noch Ueberlegung.„

Ist hier in dem Worte Empfindung nicht vielleicht eine Zweideutigkeit? Sollten hier etwa die sinnlichen Eindrükke mit den Gefühlen verwechselt werden? Freilich sind die sinnlichen Eindrükke eine Art von Gefühl; sind auch öfters von wahren Gefühlen begleitet; allein man kann sie doch mit diesen nicht ganz verwechseln, und sie pflegen auch nicht unter der Benennung von Gefühlen begriffen zu werden.

Die Begriffe erhalten wir durch sinnliche Eindrükke. Diese sind öfters ganz gleichgültig, mithin ohne das Gefühl, das man Empfindung nennt; und folglich können Begriffe ohne Empfindung statt finden.

„Eindrükke können ohne Empfindung nicht geschehn.„

Heißt Empfindung überhaupt ein Gefühl, impressio? richtig. Wenn man aber dadurch

affectus

affectus versteht, so scheint mir die Erfahrung dem Saz des Verfassers zu widersprechen. Denn nicht alles, was wir sehn und hören, macht auf uns angenehme oder unangenehme Eindrükke, manches glitscht gleichgültig hinüber, und läßt demnach einen Begrif bei uns zurük.

Der Schluß also,

Daß vollkommen glükliche Geschöpfe ohne Begriffe seyn müßten,

fällt gleichfalls weg.

Ferner könnte man fragen, ob der Schöpfer nicht seinen Geschöpfen Begriffe anschaffen, oder, ohne sinnliche Eindrükke, einflößen könnte? Diese Frage ist nicht entschieden. Man könnte wol das Nein mit Wahrscheinlichkeit wagen; aber es wäre doch immer nur gewagt.

„Ohne Empfindung würde es keine Thä„tigkeit geben, weil der Reiz dazu, der nur „aus Bedürfniß und Mangel entstehn kann, „fehlen würde.„

Könnte ein bloßes vernünftiges Anschauen, die Erkenntniß von Wahrheit und Ordnung nicht vielleicht einen Beweggrund abgeben? Dieß ist doch

doch wahrscheinlich; denn es deucht uns, daß wir manches aus kalter Ueberlegung, und ohne Rüksicht auf eignes Bedürfniß, Glük oder Unglük, thun. Wenn das ist, können vollkommen glükliche Geschöpfe thätig seyn.

Dieses läßt sich bei vollkommen glüklichen Geschöpfen am leichtesten denken, weil solche, da sie keinen Mangel haben, kein Bedürfniß fühlen, für sich keine Sorge tragen dürfen, keiner Beschwerde, keiner Ermüdung unterworfen sind, zur wohlthätigen Thätigkeit am leichtesten zu bewegen seyn sollten. Wir müssen schon stärkere Reize haben, weil uns manches schwer wird, weil alles auf uns Eindruk macht, und von Betriebsamkeit abschrekken kann, weil eignes vielfältiges Bedürfniß uns in uns selbst einschränkt. Bei uns freilich reicht bloße Einsicht der Ordnung und Schiklichkeit nicht zu; das Gefühl muß uns mächtig anspornen. Aber bei vollkommen glüklichen Geschöpfen, scheint mirs doch anders möglich.

III. Buch.

III. Buch.

Von dem Ursprung des Uebels.

II. Theil.

Das Gute ist die Quelle des Uebels.

I. Kapitel.

Vorläufige Betrachtungen.

Ein gutes Messer ist kein anders, als ein schar-fes Messer in seiner Art.*) Das Messer also ist gut, weil es scharf ist; seine Güte besteht in seiner Schärfe. Ein stumpfes Messer ist schlecht, eben weil es stumpf ist. Welches von beiden Messern aber wird, wenn es durch Unglük, oder Unbedacht, in die Finger, oder den Leib, oder das Kleid, oder eine

*) Ich bitte den gelehrten Leser um Vergebung, wegen der Gemeinheit meines Vortrages. Ich wünschte auch Ungelehrten zu nüzzen; und derentwegen muß ich manches sagen, das der Philosoph gern entbehren, und ich ihm gern ersparen würde.

eine kostbare Schilderei kömmt, den größten Schaden anrichten? Nicht so, das schlechte wird wenig oder gar keinen Schaden thun, das gute aber wird tief hinein fahren, eben weil es gut ist? Das ist doch richtig. Also finden wir hier, daß das Gute schaden kann, und zwar desto mehr, je besser es ist. Sollte das wol mit andern Dingen auch so seyn? Wir wollen sehn.

Diese Arzenei, sagt ein gutherziges Weib, hat mir bei meiner Krankheit geholfen; sie ist gut; sie wird ihnen also nicht schaden, und sie können sie ohne Furcht brauchen. Dieses Arzeneimittel aber ist eine hizzige Stärkung. Der Geberin ist es gediehen, weil sie an Erschlaffung und Schwäche krank war. Diese aber, der sie es empfiehlt, liegt an einer Entzündung darnieder. Ihr Blut ist in Wallung, die Theile sind gespannt. Erweichende, erschlaffende und kühlende Arzenei ist ihr nöthig. Wenn sie die empfohlene nimmt, wird diese, weil sie eine hizzige Stärkung ist, weil sie jener bei ihrer Schwäche heilsam war, noch größere Spannung, noch heftigere Entzündung verursachen, und das Uebel vermehren.

Ein

Ein grosser Strom, wie etwa die Elbe oder der Rhein, sind besser als ein kleiner Bach. Sie haben reiche Fischereien, befördern die Handlung durch Schiffahrt. Der Bach thut keinen von diesen wichtigen Diensten. Die Vortheile des Flusses bestehn in seiner Grösse. Nun aber thut auch der Bach keinen, oder nur sehr geringen Schaden. Kein Schif sinkt darauf unter, kein Mensch verliert darin das Leben; denn wenn jemand hineinfällt, richtet er sich nur mitten im Wasser auf, und ist in Sicherheit. Seine Ueberschwemmungen reichen nicht weiter als einige Fuß von seinen Ufern. Der Fluß verschlingt Fahrzeuge, Reichthümer und Menschen; er überschwemmt ganze Gegenden, verheeret Felder und Wohnungen. Schrekken und Bestürzung überfällt die Nachbarschaft; Menschen und Vieh und Feldfrüchte gehn verloren. Dämme vermögen nicht immer ihn in seinem Bett zu erhalten, er übertritt, oder bricht sie durch. Der schrekliche Eisgang reißt Pfeiler und Brükken und Ufer hin, und alles, was er auf seinem Wege angrift.

Also

Also thut der bessere Fluß auch den größten Schaden; und zwar schadet er durch eben die Eigenschaft, wodurch er dient. Seine Größe macht ihn nüzlich, trägt schwerbeladene Fahrzeuge, nährt die Menge der Fische; und eben seine Größe ist es, die ihn furchtbar macht, und alle die ungeheuren Verwüstungen anrichtet. Dem Bache fehlt die Kraft zu schaden, weil er die Kraft zu dienen nicht hat. Seine Kleinheit macht ihn mild und unnüz. Also ist die nüzliche und schädliche Kraft eine und eben dieselbe; Nuzzen und Schaden, Gutes und Böses fliessen hier aus einer Quelle.

Sollte es nicht allenthalben also seyn? Wenn man recht nachdenkt, so findet man, daß es so seyn muß. Gutes thun ist wirken, und wirken erfordert Kraft. Nun aber wirkt jede Kraft, sobald sie in Bewegung gesezt wird, und einen ihr angemessenen Gegenstand hat. Das ist ein nothwendiges Gesez. Es kann aber geschehn, daß der Gegenstand nicht der rechte sey, daß die Kraft zu heftig wirke, so erfolgt nothwendig eine unrechte oder eine übermäßige Wirkung; und in beyden Fällen entsteht Uebel. Z.B. wenn ich mich in die Hand schnei-

de, so hat die Kraft, d. h. die Schärfe des Messers, einen für mich unrechten Gegenstand bekommen. Eben so ists mit der unrecht angebrachten Arzenei. Wenn der Fluß die Gegend weit umher überschwemmt, so ist seine Menge Wassers, oder seine Kraft zu groß geworden, und hat seine Schranken überschritten.

Wir sehen hieraus, daß das Gute das Uebel erzeugt; und zwar auf eine zwiefache Weise; nemlich 1) durch Uebermaaß, 2) durch unrechte Anwendung.

Nun wollen wir die Kräfte der Natur, der Thiere und des Menschen untersuchen, um zu sehn, ob die wohlthätigen Kräfte alle, in der That, Uebel erzeugen.

II. Kapitel.

Die wohlthätigen Kräfte in der Natur erzeugen Uebel.

Das Feuer thut uns die wichtigsten Dienste; es erhält die Flüßigkeit des Wassers, und macht Pflanzen und Früchte wachsen. Ohne dasselbe würde

de unser Blut stokken, unsre Glieder erstarren, und unser Leben verloren gehn. Es erwärmt unsre Zimmer, erweicht unsre Speisen, macht die Metalle biegsam und sogar flüßig. Mit einem Worte, in der Natur ist das Feuer unentbehrlich, und seine Dienste sind unzählbar. Diese leistet es uns durch seine auflösende Kraft. Allein eben diese Kraft zerstört unsre Glieder, verzehrt unsre Habe und Wohnungen, wenn wir unbehutsam mit demselben umgehn. Das Feuer richtet unsägliche Verheerungen an, durch seine wohlthätige Kraft.

Härte und Schwere sind zwei überaus nüzliche Eigenschaften der Steine, der Metalle, 2c. Wären diese leicht und weich, so könnten sie uns die Dienste nicht leisten, die wir von ihnen erhalten. Allein ihre Härte und Schwere machen sie uns sehr furchtbar, wenn sie auf uns fallen oder geworfen werden, oder wenn wir darauf stürzen.

Wein ist zur schnellen und augenbliklichen Stärkung besser als Wasser, weil er viel Feuer oder Geist enthält. Dadurch spannt er die Theile an, und treibt das Blut geschwind herum. Allein eben dieses Feuer macht Entzündungen, treibt das Blut

zu heftig, verursacht das Beben der Nerven, das den Körper und den Geist in Unordnung bringt. Eben durch diesen Reiz und diese Hizze wird er der Gesundheit, dem Leben, und der Vernunft gefährlich. Eben weil er schnell und stark die Nerven reizt, erschöpft er bald die Kräfte und erzeugt Erschlaffung. Diesen Schaden wird das Wasser nicht thun, weil es die Kraft nicht hat, die Dienste des Weines zu leisten. Es erwekt nicht, wie jener, den Geist, die Munterkeit. Seine Kraft besteht in Kühlung; es stillt die Wallungen des Blutes, es troknet den Schweiß, es zieht die durch Wärme erschlaften Theile wieder zusammen. Eben dadurch aber, durch diese heilsame Kraft, hemmt es die Ausdünstung, und macht Stokkungen in der Lunge, Stich- und Schlagflüsse, Darmgicht, Auszehrungen. Seine heilsame Kraft, seine Kühlung, richtet schrekliche Verwüstungen durch die Verkältung an. Das Gute erzeugt das Uebel.

Fleisch gibt mehr Nahrung als Brod, beschwert aber eben deswegen sehr leicht den Magen und das Blut mit überflüßigen Säften, die Fäulniß, Gährung verursachen, Ausschläge und faule Fieber er-

zeu-

zeugen. Brod wird dem Kranken höchst selten untersagt; sehr oft aber das Fleisch, eben weil es nahrhaft, stärkend ist; weil die schwachen Gefässe den Ueberfluß nicht gehörig vertheilen könnten.

Der Wind hat eine große Stärke, und verschaft uns großen Nuzzen. Er treibt Mühlen und Schiffe, reinigt die Luft, erhält sie durch die Bewegung, und bewahrt sie vor Fäulniß; zerstreut schädliche Nebel, führt wohlthätige Wolken herbei. Allein, eben diese heilsame Bewegung reißt Bäume und Wohnungen nieder; wirft vor der Zeit das Obst herunter; zerbricht die Zweige; dekt Häuser ab; wirft dem Menschen die Ziegel auf den Kopf; schwellt Flüsse und Meere auf, so daß sie große Ueberschwemmungen anrichten; facht Feuersbrünste schreklich an; treibt Heerden in Sümpfe und Seen, wo sie umkommen; verweht die abgemähten Saaten, und den lang erwünschten Regen; treibt reich beladene und stark bemannte Schiffe auf Klippen und Sandbänke; bringt uns aus fernen Gegenden erstarrenden Frost, stikkende Hizze, verderblichen Hagel, und tödtende Seuchen. Und — er thut Gutes und Böses durch eine und eben dieselbe

 Kraft,

Kraft, durch die Bewegung der Luft. Das Gute erzeugt das Böse.*)

*) Die gemeine Vorstellungsart ist, daß das Gute gut ist, und kein Uebel erzeugen kann; Was gut ist, kann nicht schaden; daß das Uebel nicht nützlich seyn kann. Beide sind also etwas absolutes, für sich bestehendes. Die Menschen wundern sich, wenn man ihnen sagt, daß es kein absolutes Gute, kein absolutes Uebel gibt; daß beide nur die verschiedene Anwendung einer und derselben Kraft sind, die ihrer Bestimmung und ihrer gewöhnlichsten Wirkung nach wohlthätig ist. Und doch liegt diese Lehre vor Augen. Ein jeder braucht Dinge, die er sonst als Uebel ansieht, in der Absicht, Gutes damit zu bewirken. Es sollte wol wenigen unbekannt seyn, daß man in der Medicin Gifte braucht — und im Moralischen nehmen sie selbst zu dem Uebel ihre Zuflucht, in der Hofnung, daß es Gutes hervorbringen soll. Sie strafen ungehorsame Kinder, um sie zum Guten zurük zu führen. Strafe ist doch ein Uebel, es ist Schmerz; manchmal nüzzet sie, und ihren Nuzzen bewirkt eben das Uebel, der Schmerz. Also erzeugt das Uebel Gutes; Gutes und Uebel sind nichts absolutes, für sich bestehendes — das sind tägliche Erfahrungen, Dinge, die wir immer vor Augen haben; und doch hat man eine Theorie von dem Uebel, die dem ganz widersprechend ist.

Es ist mir manchmal in dem Fortgange meiner Arbeit so zumuthe gewesen, als wenn ich alles, was ich geschrieben hatte, zerreissen wollte; denn mich deuchte, alles, was ich sagte, wäre trivial, und dem geringsten Menschen bekannt, weil es etwas alltägliches ist. Ich mußte mir erst durch Beobachtung beweisen, daß diese Lehre nichts gemeines ist.

III. Ka

III. Kapitel.

Die wohlthätigen Kräfte in den Thieren erzeugen Uebel.

Der Ochs, das Pferd, der Hund sind sehr wichtige Geschenke des Schöpfers. Die Kühnheit und Schnelligkeit des Hundes, und seine Raubsucht; die Stärke und der Muth des Pferdes und des Ochsen, sind zu unserm Dienste vortrefliche Eigenschaften. Allein — gerade diese Kühnheit, diese Raubsucht des Einen, diese Stärke der Andern, richten manchen Schaden an: mit seinem Huf schlägt das Pferd den Menschen zu Boden; der Ochs durchbohrt ihn mit seinen Hörnern, und der Hund kann ihn erwürgen. Die unbestechliche Treue dieses leztern gegen seinen Herrn ist jedem andern gefährlich. Wenn das Pferd mit dem schwer beladenen Wagen in vollem Lauf ist, kann es sich nicht geschwind genug halten, und es zertritt den Unglüklichen, der ihm nicht geschwind genug aus dem Wege gehn kann. Je stärker, je mächtiger,

 und

und je brauchbarer sie also sind, desto furchtbarer sind sie auch. Das Schooshündchen, das nicht schaden kann, kann auch nicht dienen. Der alte stumpfe Gaul wird Niemanden überfahren, nie den Koller kriegen; aber er zieht auch nur schwach und langsam. Der Schäfer, der Jäger brauchen starke muthige Hunde, die ohne die strenge Zucht, den Menschen anfallen und zerreissen möchten; wenigstens haben sie Kraft dazu. Wer schnell fortkommen will, spanne muthige Rosse vor seinen Wagen; er halte aber ja die Zügel fest sonst werden seine feurigen Rosse flüchtig, werfen die Last ab, zerbrechen den Wagen, und schleifen den Führer nach sich. Dies Unglük hat man mit keinem matten Karrengaul zu besorgen.

Die Kraft zu schaden möchten sie immer behalten, denn sie ist zu ihrer Brauchbarkeit nothwendig; aber den Willen zu schaden müßten sie nicht haben; der ist doch nicht brauchbar!

Viel-

Vielleicht; wenigstens ist bei dem Hunde die Treue für seinen Herrn, von diesem bösen Willen gegen jeden andern unzertrennlich.

Ochsen und Pferde können, wenn sie gejagt werden, wenn sie nach dem Weibchen laufen, leztere, wann sie zum Dienst des Menschen eilen, Menschen und Vieh umrennen, zertreten, großen Schaden thun, ohne schädlichen Willen zu haben.

Ueberhaupt Willen bei Thieren! *) Wissen, was Gut, oder was Uebel ist? Allein — wenns nicht Willen heißen soll, so ist es doch Trieb, und die Frage bleibt. (S. III. Buch. III. Th. II. Kap. V. Artikel.)

*) Wie können wir bei Thieren einen Willen vermuthen, da wir so oft empfinden, daß wir ohne Willen, und manchmal wider unsern Willen handeln?

IV. Kapitel.

Die wohlthätigen Kräfte in dem Menschen erzeugen Uebel.

Mit den menschlichen Kräften verhält sichs eben so; sie wirken Gutes und Böses. Ich muß aber zeigen, daß die wohlthätigen Eigenschaften Böses bewirken. Vorher aber will ich bestimmen, was ich unter den Kräften des Menschen verstehe.

Kraft ist, was etwas hervorbringen oder bewirken kann. Der Mensch kann mehr thun, als irgend ein ander Geschöpf auf Erden; er hat also mehr Kraft, als kein andres. Er reißt den Schooß der Erden auf, bricht Felsen, zerstört Wälder, thürmt hohe Denkmäler auf, macht Erde und Pflanzen und Thiere fruchtbarer, mißt die Bahn der Gestirne, erforscht die Geheimnisse der Natur, macht Gesetze, besingt die Tugend und den Schöpfer des Weltballs. Er hat also vielerlei verschiedne Kräfte.

1) Die

1) Die Leibeskräfte, die in Stärke und Behendigkeit bestehn.

2) Die Verstandeskräfte, durch welche er die Wahrheit erforscht, Plane entwirft, und die Mittel zur Ausführung findet. Diese sind die anschauenden Kräfte.

3) Die thätigen Kräfte, oder Triebe. Hierunter gehören a) das Gefühl oder die Empfindung überhaupt. b) Die Neigungen; c) die Leidenschaften, als Zorn, Ehrbegierde, Geldgeiz, Selbstsucht, Neid, Furcht, Hofnung; d) die Gefühle, die die Art der Ausführung bestimmen; als Vertrauen in sich selbst, oder Kleinmüthigkeit; Muth, oder Furchtsamkeit; Festigkeit, oder Wankelmuth; Beständigkeit, oder Leichtsinn.

Ich will die Nuzbarkeit oder Schädlichkeit aller dieser Kräfte untersuchen. Dieses Vorhaben ist keine Abweichung von meinem Plan, weil ich die Quellen des Uebels untersuche. Es wird Licht über die Lehre von dem Menschen verbreiten; vielleicht finden wir die Quellen seiner Fehler und Laster, und lernen solche beurtheilen und

vermeiden. Wir hätten also einen doppeltem Nuzzen von dieser Untersuchung.

1. Artikel.

Von der Leibesstärke.

Die Leibesstärke ist ein wünschenswerthes Gut; durch sie ist der Mensch im Stande, tausend nüzliche Arbeiten vorzunehmen und auszuhalten; durch sie erhält die Gesundheit Festigkeit und Dauer. Selbst der Gelehrte, der Staats- und Geschäftsmann, die keine Leibesarbeit thun, brauchen einen gesunden, starken Leib, wenn sie nicht unter ihrer Geistesanstrengung, ihrem Nachdenken, ihren Planen, und deren Ausführung erliegen sollen. Eine gewisse Leibesstärke ist zur Ausübung der Tugend nothwendig. Ein siecher Körper stört die Seele in ihren Verrichtungen; die Schwächlichkeit des Leibes schlägt die Seele nieder, benimmt ihr den Muth, kann die Absichten der Seele nicht ausführen, raubt dem Gemüth die Frölichkeit, und mit derselben die

Lust,

Lust, Gutes, und überhaupt etwas zu thun, macht den Menschen mismüthig, verdrossen, furchtsam, scheu, empfindlich, übelnehmerisch, zornig. Ein fester, starker Leib erleichtert jede Handlung.

Allein, dieses vortrefliche Geschenk Gottes hat seine Fehler.

Ein vorzüglich starker Leib hat selten eine feine Bildung; weil jeder Theil stark ist, und etwas hartes hat. Dieses bestätigt die tägliche Erfahrung. Bei dem andern Geschlecht ist das auffallend. Ein schlanker Wuchs, zarte Hände, ein feines Füßchen sind nicht stark. Selten hat eine schöne Dame eine feste dauerhafte Gesundheit, und noch seltener einige Kraft, etwas zu thun oder auszuhalten. Wie leicht greift die Hizze oder Kälte, der Wind oder der Regen ihren zarten Bau an. Ein stämmiges Bauermädchen, das Meilen geht, und Lasten trägt, das nicht nach dem Wetter sieht, um eine Reise vorzunehmen, das selten einmal krank ist, von Schwindel und Ohnmachten nichts weiß, ist in seinem Bau nicht fein, hat eine breite Taille, dikke Hände, starke Füße, eine harte Haut,

und

und eine braune Farbe; das ist nicht sehr hübsch. Dieser Mangel an Feinheit ist nun freilich kein großer Schade; unsre Damen halten ihn aber für ein großes Unglük, das sie, auf Kosten ihrer Kräfte und ihrer Gesundheit, abzuwenden suchen.

Gemeiniglich ist ein starker Mann steif und ungelenkig; die Fibern und Theile seines Leibes sind hart, dik, und daher unbiegsam; das ists eben, was seine Stärke ausmacht. Wir finden auch, daß der Schmied, der Akkermann ziemlich unbeholfen und schwer sind. Dadurch gehn ihnen große Vortheile ab. Sie sind in ihren Bewegungen langsam, und vieler nüzlichen Verrichtungen, die Behendigkeit erfordern, unfähig. Das Schreiben, z. B. geht ihnen schwer vonstatten, weil ihre Finger starr und schwer sind. Die Fabel erzählt, daß Herkules die Spindel zerbrach, als er, seiner Geliebten zu Gefallen, spinnen wollte.

Die Stärke eines dauerhaften Leibes ist ein gefährlicher Reiz zu Ausschweifungen, Unmässigkeit und Unbesonnenheiten. Man verläßt sich

auf

auf seine Festigkeit, man bestürmt seine Gesundheit, und erliegt zulezt. Mancher würde ein gesundes, langes und nüzliches Leben geführt haben, wenn er gleich die Folgen seiner ersten Thorheiten gefühlt; der aber, weil er sich über die Strafen der Zügellosigkeit hinweg glaubte, in der Blüte der Jahre dahin gewelkt ist. Er empfand, nach den ersten Ausschweifungen keine Ungemächlichkeit, er ward dreist; lang blieb die Strafe aus, endlich aber kam sie, und ward schreklich. Die Schwachheit hingegen macht furchtsam, man sieht sich vor, und die Vorsicht erhält die Gesundheit. Manche zarte Person erreicht ein hohes Alter, indeß daß mancher kernhafte Mann in der Jugend stirbt. Dieß bestätigt wiederum die Erfahrung. Schwächliche Leute sind gemeiniglich mäßig, und ein großer Theil derer, die sich durch einen festen Leibesbau auszeichnen, sind zu Ausschweifungen geneigt.

Die Festigkeit, die manche Unpäßlichkeiten und Krankheiten abhält, wird von den Krankheiten, die sie ergreifen, desto härter mitgenommen. Deswegen rühmt sich das schöne Geschlecht

gegen uns, es könne mehr, als wir Mannsleute aushalten. Es ist wahr, ihre vielen Unpäßlichkeiten sind ihnen mehrentheils kaum anzusehn. Wir werden viel seltener angefallen; wenn es aber uns trift, liegen wir darnieder. Ein zartes Gewebe wird oft verschoben; weil es aber zart ist, gibt es nach, und bricht nicht. Ein festes widersteht lang; wenn aber die Gewalt den Widerstand überwindet, so bricht es. Jeder Windhauch beugt das Rohr; die Eiche steht vor dem Sturm; wenn aber der Orkan kömmt, wird sie aus den Wurzeln gerissen. Die Kanone, die Mauern niederwirft, thut dem weichen Rasen wenig Schaden. Die Stärke und Härte der Fasern und Theile, die manche Krankheiten abhält, macht andre weit gefährlicher, als bei einem weichen Körperbau. Von der Art sind alle Entzündungen. Weiche Theile geben der Geschwulst nach; stärkere machen die Krankheit weit schmerzhafter und gefährlicher.

Je fester und stärker die Theile sind, desto seltner werden sie beschädigt; aber desto schwerer auch wird die Genesung, wenn sie einmal

leiden.

leiden. Aus diesem Grunde ist ein zartes Kind in dem Augenblik krank, und in dem Augenblik wieder gesund. Je älter es wird, desto schwerer und langsamer geschieht beides, weil alle Theile fester werden. Diese Festigkeit widersteht den verderblichen Kräften, aber auch den heilsamen Arzeneien; diese und die heilsamen Säfte können nicht leicht durchdringen. Alte Leute werden weit seltner von Seuchen ergriffen; ihre Wunden, Quetschungen, Verrenkungen, Beinbrüche sind aber auch viel schwerer zu heilen.

Die Leibesstärke, die den Menschen in den Stand sezt, nüzliche Arbeiten zu verrichten und auszuhalten, sezt ihn auch in den Stand, schädliche Unternehmungen zu wagen und auszuführen; Ungerechtigkeiten, Grausamkeiten zu begehn. Der Starke arbeitet mehr, und schlägt heftiger; er fühlt seine Kraft, und hat Muth zu nüzlichen Unternehmen, aber auch zu Gewaltthätigkeiten und Händeln. Seine Kühnheit führt ihn endlich zu Unternehmen, die ihm selbst schädlich werden. Milo, sagt die Geschichte, ward ein Opfer seiner Stärke. Er wollte eine Eiche

spalten, lösete den Keil, und blieb mit den Händen gefangen. Ein schwächerer hätte dieses Unglük nicht gehabt. Mancher ist lahm geschlagen worden, oder hat sonst Schaden genommen, weil er sich auf seine Stärke verließ, und tolle Unternehmungen wagte.

2. Artikel.

Von der Behendigkeit.

Schnelligkeit und Behendigkeit sind auch sehr wünschenswerthe Eigenschaften. Zu manchen nüzlichen und angenehmen Verrichtungen sind sie unentbehrlich. Dem Schreiber, dem Maler, dem Tänzer sind sie, sowohl als vielen andern nothwendig. Selten aber sind sie mit Stärke in einem vorzüglichen Grade verbunden; sie können es nicht, weil sie in der Weichheit und Beweglichkeit der Theile, die Stärke aber in der Härte und Festigkeit derselben besteht. Nun aber kann ein Ding unmöglich zugleich weich und hart, fest und biegsam seyn. Die Behendigkeit kann selten schwere, harte Arbeit anhaltend ertragen. Manchen hat

sie

sie zu Bübereien verführt, weil sie ihm solche erleichterte. Sie hat Gaukler, Luftspringer, Possenreisser und Beutelschneider in die Welt geboren; und wie viel Wagehälse mag sie herborgebracht haben, die ihre Glieder und ihr Leben, ohne Noth, aus Uebermuth, aus Unbedacht, um sich zu zeigen, aufs Spiel sezten?

Und so ists mit einer jeden Kraft und Fertigkeit; jede kann ein Reiz werden, der den Menschen zu Thorheiten verleitet, und ihn ins Verderben stürzet. Wer fechten kann, und sich etwas auf seine Geschiklichkeit darin zu Gute hält, wird selten ohne einigen Schaden wegkommen. Unter denen, die im Wasser verunglükken, sind die mehresten gewiß Schwimmer, die sich auf ihre Geschiklichkeit verlassen, und einen schweren Versuch wagen. Der Ungeschikte pflegt davon zu bleiben. Eben so ists mit der vorzüglichen Geschiklichkeit im Reiten, im Klettern, und allerlei andern Uebungen.

Alle diese Fertigkeiten sind gut, nüzlich, vortreflich, und in manchen Fällen nothwendig. Sie können aber leicht schädlich werden.

Die Geschiklichkeit erzeugt die Gefahr nicht; die Verwegenheit der böse Wille thuns. Richtig; die Verwegenheit aber und der böse Wille würden ohne die Geschiklichkeit nicht entstanden, oder unterdrükt worden seyn.

Freilich gibt diese zu jenen Anlaß, erzeugt aber solche nicht nothwendig. Das ist wahr. Die Antwort auf diese Frage muß man da suchen, wo ich von den Trieben handle.

Weichheit und Schlafheit der Theile ist in der Kindheit und Jugend nöthig, damit die Fasern sich ausdehnen, Nahrung annehmen, und der Leib wachsen möge; damit alle Theile sich in die Uebungen schikken, und gebildet werden können. Sie sezt das Kind und den Jüngling in den Stand, schreiben, Instrumente spielen, tanzen, und alles, was man will, zu lernen. Allein sie ist auch die Ursach der Schwäche der Kindheit, ihres Leichtsinns, ihrer Empfänglichkeit übler Eindrükke, sowol als der guten.

Mit den Jahren nehmen alle Theile an Festigkeit zu; und diese Festigkeit bringt Stärke, Aushalten, Beständigkeit, schwächt die Eindrükke,

ke, und gibt dem Menschen mehr Herrschaft über sich selbst. Allein sie schwächt die guten Eindrükke, wie die übeln. Wenn ein Mann schwerer zürnt, als ein Kind, so ist er auch schwerer erbittlich; wenn er nicht so leicht sich betrübt, so freut er sich nicht so leicht. Je fester die Theile werden, desto weniger Nahrung nehmen sie an, und desto geringer wird das Wachsthum, bis es endlich ganz aufhört. Jedes Glied wird schwerer und steifer, und zur Uebung unfähiger. Wenn die Jugend nachläßig verschleudert worden ist, wirds in männlichen Jahren zu spät, etwas zu lernen, was eine körperliche Uebung erfordert, als Schreiben, Instrumentespielen, u. s. w.

3. Artikel.

Von der Schönheit.

Die Schönheit macht beliebt, und ist für manchen eine vortheilhafte Empfehlung. Sie vergnügt, die sie sehn. Wie Viele aber hat sie zu

Narren und Gekken gemacht; wie Viele zu Ungerechtigkeiten, zu Gewaltthätigkeiten verführt; wie Viele in verderbliche, schändliche Laster gestürzt? Wie manchen guten Jüngling hat eine Nichtswürdige, eine Furie unter dieser verführerischen Larve, bethört? Wie manches bedauernswürdige Mädchen hat ihrer unseligen Schönheit ihr Unglük, ihre Schande, und vielleicht ihre Niederträchtigkeit zu verdanken? Wie oft hat die Schönheit Städte und Länder unglüklich gemacht, verhert?

Und wie hat sie solches bewirkt? Durch ihre wohlthätige Eigenschaft; dadurch, daß sie gefällt.

Dadurch erwekt sie Vergnügen in dem, der sie sieht, und Neigung und Liebe gegen den, der sie besizt. Jener empfindet ein Verlangen, zu gefallen und zu besizzen. Dieses Verlangen ist vortreflich; es ist das Mittel, wodurch der Schöpfer und Erhalter der Welt seinen Hauptzwek, die Vermehrung des Lebens, erreicht. Es ist die Quelle von seligen und edeln Empfindungen. Der Wunsch zu gefallen erzeugt Er-

geben-

gebenheit in den Willen deß, dem man gefallen will; Gefälligkeit, die der größten Aufopferung, der äusserten Anstrengung fähig ist. Man lasse den Gegenstand der Liebe Tugend empfinden, so wird der Liebende gewiß tugendhaft werden, wenn ers auch nicht ist. Gesezt aber, der Gegenstand ist lasterhaft, so sind die Folgen offenbar. Es braucht nicht lasterhaft zu seyn, es kann gut, sehr gut seyn. Es wird doch aber immer Neigungen und Freunde haben; es wird sich auch in manchen Stükken irren. Diese Irrthümer werden sich dem Liebenden mittheilen; denn wenn die Geliebte unrecht sieht, und sich für den Irrthum interessirt, so wird der Liebende gewiß verblendet werden, oder doch so reden und handeln, als wenn er es wäre. Die Neigungen der Geliebten gehn in den Liebenden über. Sie hat Freunde, und ist für solche partheiisch; diese Partheilichkeit muß auch der Liebende zeigen. Gesezt nun der Liebende ist Obrigkeit, Richter, Regent; die Geliebte ehrsüchtig, buhlerisch, begierig; — was wird daraus entstehn? Das sind die Früchte der Begierde zu gefallen, der Gefälligkeit.

 Und

Und die Begierde zu genießen — ? Sie ist an sich gut, vortreflich, Gesez der Natur, Wohlthat für die Lebenden, und für die, die Leben daraus schöpfen! Und doch stellen sich Verführung, Ueberraschung, Hinterlist, Gewalt, Entführung, Verfolgung in die Reihe! Gesezt einer von beiden Liebenden ist verlobt, verheirathet; sie können es beide seyn; gesezt sie sind von ungleichem Stande; der eine ist arm und der andre reich; die Eltern eines Theils sind eigensinnig; gesezt der eine liebt, und wird nicht wieder geliebt; gesezt der Liebende hat Macht, ist Fürst, die Geliebte ist die Braut, die Gattin eines Untergebenen oder Unterthanen! Ich mag nicht weiter gehn. Nehmet diese Uebel weg, da beraubet ihr die Schönheit und die Liebe ihrer ganzen beseligenden Kraft.

Gesezt aber beide Liebende sind frei, gleich, erhalten die Einwilligung der Eltern, sind im Stande, eine Familie zu erhalten — nicht wahr, diese Liebe ist billig, gut, lobenswürdig? Und doch ist sie eben das, was sie in jenen Fällen ist; nichts, nichts anders, als — die Umstände.

Also

Also ist das Uebel der Liebe nicht in ihr selbst, sondern nur in den Umständen.

Also ist Liebe, Schönheit ein wünschenswerthes Gut, kann aber viel Unheil anrichten, und richtet es durch ihre wohlthätige Kraft an. Die wohlthätige Kraft erzeugt Uebel, durch ihre Anwendung auf einen unrechten Gegenstand.

Selbst den Thieren wird die Schönheit und ihre andern Vorzüge nachtheilig. Die armen Schmetterlinge werden zu Tausenden aufgespießt; selbst kleine Buben thun ihnen die größte Marter an, weil die armen Dingerchen so schön sind. Unnüzze, auch sogar schädliche Thiere läßt man laufen, oder man tödtet sie in der Geschwindigkeit, um des Geschmeißes loszuwerden. Schöne, angenehme, brauchbare Thiere fängt man ein, sezt man in Kerker, oder überladet sie mit Arbeit. Die Schwalbe läßt man fliegen, und die Nachtigall wird in den Käfig gesezt. Ratten und Mäuse schlägt man todt, den Hirsch aber quält man einige Stunden, ehe man ihm den Fang gibt, weil er so schnell laufen kann. Das Pferd

wird gesattelt, und an den Wagen gespannt, weil es zum Dienst vortreflich ist. So sind die Vorzüge überall Ursach der Sklaverei, der Verfolgung, der Qual. Die geschmaklosen Fische wirft der Fischer wieder in das Wasser — die Forelle aber wird gekocht.

Il n'est pas toujours bon d'avoir
un haut emploi.

Es ist nicht immer gut, in hohen Würden zu stehn, sagt La Fontaine. Das ist in der Natur eben so wahr, als in der bürgerlichen Gesellschaft. Ueberall ist es gut, nicht allzuhoch zu stehen, und sich nicht zu sehr auszuzeichnen.

Medium tenuere beati.

4. Artikel.

Von der Größe.

Die Leibesgröße ist gut; man kann weit reichen, große Schritte thun, und schnell fortkommen, über andre wegsehn, über Graben schreiten. Allein ein großer Mensch fällt schwer und gefährlich, er kann sich durch schmale und niedrige Oefnungen nicht drängen, noch gut sich bükken. Er ist öfters schwerfällig.

Den

Den Kleinen hingegen hält der geringste Graben auf, wenn er nicht geschikt im Springen ist; die kleinste Erhöhung, ein Mensch der vor ihn tritt, benimmt ihm die Aussicht. Er kann nichts erreichen.

Allein er kann gut fortkommen durch schmale Oefnungen, unter Brustwehren durchkriechen; in der Gefahr ist er leichter zu verbergen. Wenn der Große leicht die Höhe erreicht, so erreicht der Kleine leicht die Erde. Er fällt nicht gefährlich.

5. Artikel.

Von den Verstandeskräften.

Gute Verstandeskräfte, Geist, Kenntniß, Erfindungsfähigkeit, Einbildung, Gedächtniß sind vortrefliche Gaben. Sie sinds, die den Menschen von den Thieren unterscheiden, die des ersteren ganze Größe und Würde ausmachen. Durch sie erleuchtet ist er im Stande die Erde fruchtbar zu machen, die reissenden Thiere zu vertreiben, Künste und Wissenschaften zu erfinden und zu brau-

brauchen. Sie lehren ihn Gutes und Böses unterscheiden jenes wählen, und dieses fliehn.

Der Kluge weiß in der Noth Erleichterung, Rettungsmittel zu finden: und im Wohlstande, solchen zu erhalten, zu vermehren, und recht zu genießen; seine Arbeit leicht zu verrichten, und nützbar zu machen. Seine Unternehmen gelingen, weil er Mittel zu finden, Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, den kürzesten Weg zu wählen versteht. Will er dienen, so kann ers gewiß, denn er hat Einsicht; er lehrt und führt die Jugend, gibt dem guten Rath, der in Verlegenheit schwebt; er weiß die Menschen zu regieren. Es kann nichts vortreflicheres gedacht werden, als ein guter Verstand.

Mit einem eingeschränkten, schwachen Köpfe ist nichts anzufangen; er weiß nichts anzugreifen, versteht nichts, sieht die deutlichsten Dinge nicht ein, und verwechselt das, was am mehresten unterschieden ist; macht alles verkehrt, schadet, bei dem besten Willen; hindert, wenn er helfen, und verwirrt, wenn er rathen will. Es geht ihm, wie den gutherzigen Mütterchen, die

ihre

ihre Arzeneien ausspenden, und dadurch die Krankheiten verschlimmern.

Allein, eben diese Feinheit des Verstandes, dieser Geist diese Kenntnisse sezzen den Menschen in den Stand, böse Anschläge zu erfinden, Mittel zu der Ausführung derselben zu ersinnen, seine Absichten zu dekken, und seine schädlichen Plane auszuführen. Diese Fähigkeiten machen verschmizte Bösewichte; Ausspäher, die das Betragen Andrer, ihre Absichten, ihre Gedanken, ihre Geheimnisse ausforschen, verrathen; Verräther der Freunde und des Vaterlandes; Verführer der Jugend und der Unschuld; Betrüger, die unter dem Schein der Redlichkeit die Menschen hintergehn. Wenn der Kluge schaden will, so ist der Schade unvermeidlich, und kann entsezlich werden. Er weiß Wahrheit und Recht und Tugend zu verdrehn, Laster und Ungerechtigkeit zu beschönigen. Nichts ist gefährlicher, als die Klugheit eines Bösewichts.

Freilich nennt man das nicht Klugheit, sondern List, oder Arglist. Allein sind diese Fähigkeiten darum verschieden, weil man sie mit verschied-

schiedenen Namen belegt? Ists nicht immer Einsicht, scharfes, schnelles Nachdenken, Erfindung; mit dem einzigen Unterschied, daß sich die sogenannnte Klugheit auf wohlthätige Gegenstände übt, da die Arglist sich mit Schaden beschäftigt?

Ueberhaupt kann ich nicht der Meinung der meisten Moralisten seyn. Die Metaphysiker haben das physische Uebel von dem Guten gänzlich getrennt, und beides als ganz entgegengesezte Dinge angesehn. Eben so machens auch die Moralisten. So ohngefehr wie Jupiter, der aus zwo Tonnen schöpft, aus der einen das Gute, und aus der andern die Uebel, woraus er dann ein vermischtes Ding zusammenbringt. Die Moralisten bilden auch so den Menschen aus guten und bösen Eigenschaften, so daß man die guten pflegen, und die bösen ausrotten kann; etwa wie der Gärtner das Unkraut ausjähtet, und die guten Gewächse begießt. Meine Theorie ists nicht; ich glaube, daß es in dem Menschen, wie in der Natur, beschaffen, und daß in beiden das Uebel eine Wirkung der guten Eigenschaften, und der wohlthätigen Kräfte ist.

Bei

Bei einem schwachen Kopf hingegen ist man ziemlich sicher. Nicht als ob er keine böse Absichten haben könnte; ich glaube, daß er mehr schädliche Einfälle hat, weil er dumm ist, und die Folgen nicht einsieht; allein er weiß nicht, wie er sie ausführen soll. Er wird kein Geheimniß verrathen, wenn man ihm nicht aus Dummheit eins anvertraut, denn er kann keines erforschen; man spricht, und er begreift nichts; man handelt in seiner Gegenwart, und er sieht nichts. Hat er tükkische Anschläge, so weiß er sie nicht zu verhehlen, er verräth sich, man sieht ihn durch, und es ist leicht, sich vor ihm zu hüten. Seine Unternehmen sind nicht gefährlich, weil er keine Maasregeln zu nehmen weiß. Aus Liebe und Wohlmeinen kann er schaden; aus Bosheit eben nicht. Es geht ihm, wie dem ungeschikten Schüzzen, er kan treffen, wenn er nur nicht zielt.

Ein durchdringender Geist forscht, untersucht, nimmt nichts auf Glauben an, ohne die Gründe des Glaubens scharf zu prüfen. Von

allen

allen Dingen will er den Grund wissen; was andre als ausgemacht annehmen, bezweifelt er, bis er Beweise findet. Auf diese Art entdekt er Irrthümer, bringt Wahrheit an das Licht, lehrt die Menschen unerkannte Wahrheiten, dehnt den Kreis der Wissenschaften aus; öfnet neue Quellen von Reichthum, von Hülfs- und Verwahrungsmitteln.

Allein, so scharf sein Blik auch ist, so sieht er doch nicht alles; und sieht nicht alles recht, was er sieht. Daher kömmts, daß er manches für zweifelhaft hält, oder wol gar als falsch verwirft, was ausgemacht wahr ist, weil er die Schwierigkeiten, die Beweise aber nicht, einsieht. Hingegen hält er manches für ächte Wahrheit, was nur zum Theil, unter gewissen Bedingungen, oder auch nur dem Scheine nach, wahr ist; weil er die Sache nur unter einem gewissen Gesichtspunkt ansieht, da man sie doch von allen Seiten betrachten muß, wenn man von der Wahrheit derselben versichert seyn will. Niemals sind die Begriffe, auch in dem größten Kopfe, alle deutlich und bestimmt. Immer

mer bleibt Verworrenheit und Dunkelheit darunter; also auch mancher Irrthum. Dazu kommt noch, daß scharfsichtige Männer mehrentheils etwas übereilt sind. Der augenblikliche Einfall blendet sie mit seinem Lichte; und vielleicht macht sie das Zutrauen zu ihren Kräften zu sicher: nothwendig also müssen viele Irrthümer mit in ihre Kenntnisse einsließen.

Es hat viele sonderbare Meinungen und Vorurtheile gegeben, und es gibt deren noch eine große Menge. Sollte darunter wol ein einziges seyn, das nicht einen vorzüglichen Kopf zum Urheber hätte? Mir ists nicht wahrscheinlich. Der eingeschränkte Mensch nimmt mit der Lehre vorlieb, wie sie ihm vorgetragen wird; wahr oder falsch, alles nimmt er auf, weil er nicht prüft und nicht prüfen kann. Er hat nur die Begriffe, die man ihm gegeben hat, und weiter nichts; denn er ist nicht im Stande, selbst Begriffe zu schaffen.

Der beobachtende, forschende Geist kommt immer auf neue Gedanken, je nachdem er neue Seiten der Gegenstände wahrnimmt. Daher ändert er oft seine Meinung; und dieß giebt ihm einen Anstrich von Wankelmuth und Unwissenheit. Noch neuerlich hörte ich unsern Aerzten den Vorwurf machen: „daß sie beständig neue Methoden annähmen, daß der Eine dieß, und der Andre jenes, behauptete, und daß wol gar derselbe Mann heute seine gestrige Meinung verwürfe. Man wüßte nicht mehr, woran man wäre. Vor diesem wäre man viel bestimmter und beständiger gewesen.“ Ich antwortete: diese Unbeständigkeit ist ein Beweis, daß unsere Aerzte denken, und ihre Wissenschaft vollkommener zu machen suchen. Kein Wunder, wenn die ältern Aerzte gleichförmig in ihren Reden und Prozessen gewesen sind; sie gingen den Weg den ihnen die Vorgänger vorgezeichnet hatten, ohne zu untersuchen, ob er gerade und richtig sey. Sie glaubten es wäre nicht möglich, etwas zu den Lehren der Alten zuzusezzen, und hieltens fast für ein Verbrechen, solches zu wagen, und die

Lehren

Lehren der Alten zu prüfen. Da mußte man wol immer gleich seyn; und dieses gab den Aerzten und dem Volke Zuversicht, und Ersteren einen Anschein von ungezweifelter Wissenschaft. Alles, Wahrheit und Irrthum, war ein für allemal ausgemacht. Ehe der Weg nach Ostindien um das Vorgebürge der guten Hofnung bekannt war, ging man den längeren, unbequemeren Weg durch die Levante. Jeder wußte ihn, und erreichte das Ziel ohne Irrung. Vasco de Gama aber, der den unbekannten, bequemern Weg um Afrika herum suchte, mußte lange versuchen, und ging gewiß mehr als einmal irre. Sehr sicher ists freilich, einen bekanten Weg zu gehen, wenn er auch tausend Meilen umginge, und tausend Beschwerden hätte; den ungebahnten, geraden Weg zu suchen aber, ist schwer, und der Irrung unterworfen. *)

*) Negligeant la raison, tout lui devient obscur;
S'il la consulte trop, rien ne lui paroit sûr.

Braucht der Mensch seine Vernunft nicht, so irrt er in der Finsterniß; denkt er zuviel nach, so wird ihm alles zweifelhaft. (Pope. Der Mensch.)

Alle diese Vorwürfe der Einführung des Irrthums, der Verwerfung der Wahrheit, der Unbeständigkeit, treffen den nicht, der alles, was ihn von seinen Vorgängern gelehrt worden, für baare und unbezweifelte Wahrheit hält, und standhaft dabei bis an den Tod verharrt.

Die

Ich muß mit der französischen Uebersezzung des Dü Resnel vorlieb nehmen, weil ich die englische Sprache nicht verstehe.

Nur das zuviel nachdenken gefällt mir nicht. Kann man zuviel denken? Welches Maaß muß man halten?

Freilich wird alles desto unzuverläßiger, je mehr man denkt und forscht. Soll man aber deswegen zu denken aufhören, soll man die Augen zudrükken, damit man ja keine vermeinte Wahrheit verliert? Soll man sich vor dem Licht fürchten, weil das Licht manches Phantom vertreiben wird? Aber wie viele scheuen nicht das Licht? Sonderbar! man nimmt sich nicht der Wahrheit an, sondern dessen, was man bisher für Wahrheit gehalten; man wünscht, daß es wahr seyn möchte, und man zweifelt doch daran; sonst, — warum würde man die Untersuchung scheuen?

Man scheue doch die Untersuchung nicht; denn, ist unsre Kenntniß Wahrheit, so wird sie die Prüfung aushalten. Hält sie die Prüfung nicht aus, so ist sie nicht Wahrheit — und was ist uns mit dem Irrthum gedient?

Die Stärke des Geistes hat manchmal ihren Besizzer unglüklich gemacht. Dieser hat beiweitem die Ruhe nicht, die der in sich selbst zufriedene, und auf seinem Schazze vermeinter Wahrheiten schlummernde Mensch genießt. Er sucht Wahrheit, Licht, und findet überall Zweifel und Dunkelheit; er quält sich mit Forschen und Grübeln. Wenn er denkt, endlich einmal in der gefundenen Wahrheit Nahrung des Geistes, Ruhe des Herzens, und eine sichre Richtschnur seines Verfahrens zu haben, so stößt er auf eine neue Betrachtung, die alles schwankend macht, seine Ruhe und Freude vernichtet.

Und wie viel Verdruß und Verfolgungen erwarten sein von Seiten des großen Haufens! Dieser ist nicht im Stande, ihn zu verstehn, und statt daß er sagen sollte: Ich bin zu stumpf; spricht er: Der ist nicht klug. Wie? sollte er allen Verstand allein haben? Ist er weiser, als unsre Vorfahren, und wir alle? Bist du größer, als unser Erzvater Jakob? sagte die Samariterin zu Jesu. Galiläus kam in die Gefängnisse der Inquisition, weil er lehrte, daß

 die

die Erde, und nicht die Sonne, die tägliche Bewegung verrichte. Die engköpfigen Hofleute Ferdinands spotteten des großen Columbus, u.s.w. Man sehe die Geschichte. Die wilden Bären wollten es dem Tanzbär nachthun; sie konnten nicht, und jagten ihn als einen Narren weg.

Soll ich auch noch mit in Anschlag bringen, daß die Verstandesarbeit alle übrigen Kräfte des Menschen schwächt? Wie sehr wird der Leib dadurch nicht ermüdet und abgemergelt? Selten sieht man unter den Denkern einen wohlgenährten Leib, ein blühendes rosigtes Gesicht.

In jüngern Jahren war mir diese Beobachtung ein Grund zu zweifeln, daß Denken die Bestimmung des Menschen, und sein Beruf vom Schöpfer sey. Freilich muß es mehr Thätige, als Denker geben; allein, sollte ein Geschäft, das den Menschen zur größten Vollkommenheit erhebt, nicht mit eine Absicht des Schöpfers, ein Beruf des Menschen seyn? Kein Beruf in der Welt ist so deutlich, als der Beruf zum Denken; denn derjenige, den der Himmel nicht dazu erwählt hat, mischt sich darin nicht; und wen er dazu

be-

bestimmt, der muß dem Beruf, auch wider Willen, folgen. Es ist hiermit, wie mit dem prophetischen Geiste, der unwiderstehlich war.

Wenn unser Gedächtniß in der bloßen Verbindung der Begriffe besteht, so ist diese Verbindung ein wichtiges Geschenk Gottes, weil ohne dieselbe, d. h. ohne Gedächtniß, kein Verstand, keine Vernunft, keine Kenntniß, und folglich keine Tugend statt haben kann. Aber was thut diese Verbindung der Begriffe nicht für entsezlichen Schaden? Sie ists, die den erlernten Irrthum und Aberglauben mit der Wahrheit so genau verknüpft, daß man jene nicht niederreissen kann, ohne diese zugleich mit umzustürzen. Sie ist es, die die Vorurtheile der Jugend so fest mit allen Begriffen verbindet, daß das männliche Alter den Wahn nicht fahren lassen kann, weil er mit seinem ganzen Kenntnißgewebe verschlungen ist; und daher der Feind und Verfolger desjenigen wird, der ihm Licht und Wahrheit zeigt. Von der Verbindung der Begriffe kommt die drükkende Erinnerung ehemaliger Thorheiten, vergangener Leiden, empfangener Beleidigungen.

Daraus entspringt dauernde Rache, unversöhnliche Feindschaft.

Vernunft und Vorsicht sezzen uns in den Stand, die Uebel, und zwar öfters lange, ehe sie geschehn, vorherzusehn; und dadurch vermehren sie unsre Leiden sehr. Die Thiere leiden nur in dem Augenblik, wo sie leiden, wir aber leiden schon lange vorher. Noch mehr. Wir leiden oft Uebel, die niemals seyn werden; denn nicht alle scheinbare Drohungen gehn in Erfüllung. Je mehr wir Einsicht und Klugheit besizzen, desto mehr sind wir diesem Uebel ausgesezt. Der Kannibal fürchtet die Zukunft eben nicht.

6. Artikel.

Von Künsten und Wissenschaften.

Künste und Wissenschaften, Produkte der Geisteskräfte, und Mittel ihrer Bildung, haben den größten Nuzzen. Man vergleiche uns und unsre Einrichtungen und Arbeiten, mit den Huronen oder Caraiben; der ganze Unterschied ist das Werk der Künste und Wissenschaften. Durch diese

sind

sind wir Herren und Herrscher der Erde, machen wir sie fruchtbar, und das Klima milde; durch sie haben wir faulende Sümpfe zu Auen, und undurchdringliche Wälder zu fruchtbaren Feldern umgeschaffen; reissende Thiere vertrieben, oder vertilgt. Sie bauen bequeme Wohnungen, prächtige Städte, hohe Thürme; verschaffen uns sanfte und schöne Kleidung, einen unerschöpflichen Reichthum an Speisen, an Vergnügungen, an allerlei Nothwendigem, Nüzlichem und Angenehmem. Durch sie befahren Schiffe den Ozean, holen den Reichthum aus beiden Indien, durchsuchen die Erde, besuchen die Pole, und bringen uns Beute vom Wallfisch und vom Elephanten.

Künste und Wissenschaften haben uns manchen Schritt in das Heiligthum der göttlichen Weisheit und Macht hineingeführt. Physik, Kräuterkunde, Naturgeschichte, Zergliederungskunst, Optik, Chymie, Astronomie haben uns einen Theil der großen Schöpfung entdekt, und den Schöpfer kennen und anbeten gelehrt. Ohne sie hat der Mensch nicht Verstand genug, über die Werke Gottes zu staunen.

Auch haben sie auf unsre Sitten und Gefühle den wohlthätigsten Einfluß gehabt. Menschenliebe, Gefälligkeit, Duldung, Nachgeben sind glükliche Früchte derselben. Der rohe Mensch kennt diese Tugenden nicht; eben so wenig sind seine Sinne andrer Vergnügungen fähig, als derer, die aus der Befriedigung der Naturbedürfnisse fließen.

Sie haben aber auch einen verhältnißmäßigen Schaden angerichtet. Botanik und Chymie liefern dem Menschenfreund heilsame Arzeneien, und dem Bösewicht Gifte; die Schreibekunst, ein herrliches Mittel, unter dem Schuz kluger Gesezze, wachsamer Obrigkeiten, Ordnung in die Geschäfte zu bringen, und Jedem sein Eigenthum zu sichern; ist in der Hand des Treulosen das Werkzeug des Betrugs. Die Kunst, die Metalle zu nüzlichen Instrumenten umzuschaffen, reicht dem Räuber und dem Mörder die Werkzeuge ihrer Verbrechen.

Ohne Vernunft und ohne Wissenschaften würde der Mensch, wie die Raubthiere, einzeln mit seines Gleichen, oder mit andern Geschöpfen

kämpfen,

kämpfen, solche erwürgen und zerreissen, oder von ihnen erwürgt werden. Nun aber hat er Verstand und Wissenschaften, und durch sie die Geschiklichkeit, Krieg zu führen, d. h. sich zu Tausenden zu rotten, gegen Tausende zu Felde zu ziehn, Tausende auf dem Wahlplaz liegen zu lassen, und aber Tausende zu verstümmeln, Städte zu erobern und in Asche zu legen.

Künste und Wissenschaften machen die Sitten sanft, und oft auch — schlaff. Beides sind nur verschiedene Stufen. Der Punkt, wo Rohheit aufhört, und Sanftheit anfängt, ist schwer zu bestimmen; noch schwerer vielleicht die Gränze zwischen Sanftheit und Schläffe. Wenn das Erweichende zu weit geht, löst es alle Bande, und benimmt die Schnellkraft. Wer kann es auf das rechte Maaß einschränken, da dies Maaß noch unbekannt ist?

Künste und Wissenschaften erleichtern uns die Arbeit, und sezzen uns in den Stand, mehr zu verrichten; dadurch vermehren sie unsern Reichthum, eben dadurch aber auch unsre Noth. Reichthum macht uns bequem, verwöhnt uns

zu

zu manchen entbehrlichen Dingen, und macht uns zu Sklaven von tausend unnatürlichen Bedürfnissen. Bequemlichkeit macht uns schwach, weichlich, muthlos; Verwöhnung verzärtelt uns so, daß wir, ohne Leiden, nichts vermissen, nichts entbehren, keine unangenehme Empfindung vertragen können, und daß der leichteste Schmerz uns drükt.

Künste und Wissenschaften erleichtern die Arbeit, so daß jeder viel mehr, als er braucht, verrichten kann. Auf diese Weise ist der Gewinn in wenigen Händen, mancher geht müßig, sucht Arbeit und Brod, und findet nichts; schmachtet in Elend und wird lasterhaft; die Noth stürzt ihn ins Verbrechen. Die vortreflichen Maschinen, die uns die Arbeit so sehr erleichtern, machen einige reich, und viele arm, indem sie Ersteren alle Erwerbmittel geben, und Lezteren nehmen.*) Es ist nun so weit gediehen, daß das Geld,

*) Ces machines, dont l'objet est d'abréger l'art, ne sont pas toujours utiles. Si un ouvrage est à un prix médiocre, et qui convienne également à celui qui l'achette et

Geld, das bloße Zeichen des Reichthums, mehr als die wahren Güter selbst gilt; daß man bei Arbeit, und einer Menge von nüzlichen Dingen, arm,

er à l'ouvrier qui l'a fait, les machines qui en simplifieroient la manufacture, c. à. d. qui diminueroient le nombre des ouvriers, seroient pernicieuses; *et si les moulins à eau n'étoient pas partout établis, je ne les croirois pas aussi utiles qu'on les dit, parcequ' ils ont fait reposer une infinité de bras.* Esp. d. Loix L. II.

Die Maschinen, sagt der Verfasser des Geistes der Gesezze, welche zum Zwek haben, die Arbeit zu erleichtern, sind nicht immer nüzlich. Wenn eine Arbeit um einen billigen Preis gelassen wird, so daß der Käufer und der Handwerker bestehn können, so sind die Maschinen, die solche erleichtern, und die Anzahl der Arbeiter vermindern, schädlich. Wenn die Wassermühlen nicht allenthalben eingeführt wären, so hielte ich sie für minder nüzlich, als man sagt, *) weil sie eine Menge Arme zum Müßiggang verwiesen haben.

*) Was thut das zur Sache, daß sie eingeführt sind? Ist denn nicht manches Schädliche allgemein? Die Mühlen machen, daß derjenige, der das Brod bezahlen kann, solches wolfeiler bekommt, und daß viele kein Brod bezahlen können, und also hungern oder betteln oder stehlen müssen, weil ihnen die Arbeit, wodurch sie etwas verdienten, genommen wird. Wenn ein Mann für vier überflüßig arbeiten kann, so müssen drei müßig gehn. Das ist richtig.

arm, dürftig und des Nothwendigen beraubt seyn kann. Der arbeitsame Erzeuger des Nuzbaren muß es als eine Wohlthat ansehn, wenn der goldreiche Müßiggänger ihm seine Erzeugnisse abnehmen und verschwenden will. Der nüzliche Mann, der das Menschengeschlecht nährt, hat kaum das Brod, und der reiche Müßiggänger genießt alle Bequemlichkeit. Dies alles ist eine Folge der Künste.

7. Artikel.

Von der Poesie und den schönen Wissenschaften.

Die Wissenschaften machen sanfte Sitten, öfters auch schlaffe, weibische Sitten. Das habe ich schon im vorhergehenden Artikel gesagt; und es gilt vorzüglich von der Dichtkunst, und den schönen Künsten und Wissenschaften.

Sie bilden den Menschen; der Tanz verschönert seine Gestalt und Gebehrden; die Poesie seinen Geist, ziert ihn mit nüzlichen Lehren, erhebt das Herz zu menschenfreundlichen Gefühlen, zur Tugend, zur Anbetung des Schöpfers; erfüllt ihn mit Muth und Standhaftigkeit.

Wie

Wie viel Vergnügen geben uns nicht die Dichtkunst, die Musik, die schöne Rede, die Malerei? Sie verschönern die Welt um uns her, durch ihre Zauberkraft.

Die Poesie belohnt Heldenthaten mit Ewigkeit, zeigt uns große Muster, und feuert uns zur Nachahmung an.

Wenn sie ihre Zauberkraft durch die Reize der Musik erhöht, dann entzükt sie uns, dann beflügelt sie unsre Seele, und erhebt sie zu allem Grossen und Schönen. Sie stärkt den Muth des Helden, den Entschluß deß, der Tugend liebt, und sich schwach fühlt; sie erhebt die Seele bis zu dem Throne des Unendlichen.

Allein diese Gewalt der schönen Künste und Wissenschaften über die Gemüther macht, daß man sich ihnen nicht ohne Behutsamkeit ergeben darf. Eben weil sie es mit der Fantasie und dem Gefühle zu thun haben, weil sie den Menschen aufheitern und ergözzen, so pflegt man wol, bei ihrem übermäßigen Genuß, den Geschmak an ernsthaften Dingen, an Nachdenken, Arbeit, Geschäften, zu verlieren. Selbst wann sie zur Beförderung der Tugend ange-

wandt

wandt werden, kann die Stärke ihrer Reize, die Größe und Erhabenheit der Muster, die sie darstellen, die Lebhaftigkeit der Bilder, die sie uns vormalen, der Uebung der Tugend schädlich werden. Denn die Gelegenheit, die Tugend auszuüben, die Gegenstände, gegen welche sie geübt werden soll, sehn ganz anders aus, als die Bilder der Dichtkunst. In der Darstellung glänzt die Tugend mit allen Reizen der Anmuth, und aller Pracht der Hoheit; in der Ausübung aber ist sie von manchen unangenehmen Umständen begleitet, und kostet Müh. Mancher erschöpft im Anschaun und Bewundern der Tugend alle seine Kraft, so daß er zur Ausübung keine übrig behält; so erschöpft sich öfters der Künstler mit dem Entwurf eines grossen Werks, und ermattet, ehe er an die Ausführung kömmt.

Nicht immer beschäftigen sich die schönen Wissenschaften mit diesen erhabenen Gegenständen; weit öfter suchen sie nur, uns zu schmeicheln, und statt unsre Führerinnen zu seyn, buhlen sie um unsre Gunst. Oft vergessen sie, daß sie unsre Empfindungen veredeln sollten, und erniedrigen sich zu denselben, indem sie aus ihnen ihre Reize erborgen.

Jedes-

Jedesmal folgt die Kunst dem herrschenden Geschmak, den sie regieren und bilden sollte. Natürlich; denn der Künstler sucht durch seine Arbeit Brod, oder doch Beifall; er liefert also, nicht was wirklich schön und gut und groß ist, sondern, was man verlangt, was man bezahlt, was man lobt.

Von jeher ist die Liebe der Hauptgegenstand der schönen Wissenschaften und freyen Künste gewesen. Unter tausend Schauspielen ist kaum eines, wo die Liebe nicht die Hauptrolle spielt. Und die Bühne vereinigt die Zauberkraft fast aller schönen Künste und Wissenschaften, und wirkt also am mächtigsten auf das Herz. Sie ist es aber auch, die am mehresten den herrschenden Geschmak zur Richtschnur nimmt, weil sie zu ihrer Erhaltung den Beifall der Menge bedarf. Also daß man von der Bühne auf den Modegeschmak, und von dem Modegeschmak auf den Werth und den Ton der Bühne ziemlich zuverläßig schliessen kann. Der herrschende Ton auf dem Theater ist Liebe; dieser geht von da ins Publikum über; Romanenliebe, oder gaukelnde Galanterie, je nach den Umständen, greifen immer weiter um sich. Liebe ist an sich gut. Roma-

nenliebe und Galanterie gränzen aber mehr an Thorheit oder Zügellosigkeit. Leztere treibt nur ein wollüstiges Spiel; jene wird zum Hauptgedanken, zum Grundtriebe, stimmt die ganze Seele, und erzeugt Werthere und Siegwarte.

Ich will von der Operetten- Comödien- und Romanenmoral nichts sagen; den abscheulichen Misbrauch der schönen Künste, zum Verderben der Sitten, zum Laster, zur Zügellosigkeit, will ich gleichfalls übergehn; nicht als ob dieses alles etwas seltenes wäre; sondern weil es allzu bekannt ist, und weil ich besorgen möchte, meine Feder durch deren Beschreibung zu verunreinigen. Es ist bekannt, daß Plato die Dichter, ja selbst den Homer, aus seiner Republik verbannte; und daß die Lacedämonier wenig von den freien Künsten wußten.

8. Artikel.

Von den Gefühlen, Trieben und Leidenschaften.

Ich komme nun auf die thätigen Kräfte, d. h. auf die Triebe, Neigungen, Gefühle und Leidenschaften.

Diese

Diese Gefühle sind von zwiefacher Art; nemlich die Eindrükke von außen, die ich bloß Gefühle nenne; und die wirkenden Empfindungen, denen ich den Namen Triebe ausschließlich beilege. Jene sind paßiv, diese aktiv. Die höheren Grade von beiden, die den Menschen seiner Ruhe und des freien Gebrauchs seines Verstandes berauben, heißen Leidenschaften. Es ist unbequem, Dinge von so verschiedener Art mit demselben Namen zu nennen. Ich wünschte, daß das Wort Leidenschaft, auf die Gefühle eingeschränkt würde, und daß man für die hinreissenden Triebe einen andern Namen fände. Eben so ists mit dem Worte Neigung, das man gleichfalls braucht, um einen Trieb der Seele zu bezeichnen; es hat einen doppelten Fehler. Einmal hat es ein falsches Ansehn von Passivetät; es kommt von einem schiefen oder geneigten Plane, worauf die Körper in die Tiefe rollen; oder von dem Zustande eines Dinges, das aus dem Gleichgewichte gekommen ist. Nun haben die Triebe nichts paßives, als den ersten Stoß, den sie von außen her, oder von den Gefühlen erhalten. Zweitens, bedeutet das Wort Neigung noch einen be-

ständigen Trieb der Seele zu einer gewissen bestimmten Handlung, wenn dieser Trieb nicht stark genug ist um Leidenschaft genannt zu werden. Ueberhaupt sind unsre Sprachen noch so unbestimmt, so unvollkommen, daß man sich erst mit Berichtigung der Worte befangen, und beinah ein Lexicon machen muß, wenn man mit Bestimmtheit schreiben will. Der Leser pflegt dem Autor selten in alles Detail dieser Berichtigungen zu folgen, er nimmt mit dem unbestimmten Begrif vorlieb, versteht den Verfasser nur halb, öfters unrecht, findet Ungereimtheiten, die nicht da sind, und legt das Buch weg.

Gefühle sind immer die erste Ursach der Triebe, und es entstehn mehrentheils Triebe aus den Gefühlen, aber nicht immer.

Das Vergnügen im Anschaun vortreflicher Dinge ist ein Gefühl, und geht zuweilen nicht weiter, z. B. beim Anblik eines schönen Sonnenaufgangs, *) zuweilen erzeugt es einen Trieb, den

*) Es ist freilich auch hier eine Art von Trieb und von Bewegung; nemlich die Begierde, das Schauspiel zu sehn, die Aufmerksamkeit, der Trieb, den Gegen-

den Gegenstand dieses Vergnügens zu besizzen und zu geniessen, als, wenn man bei gutem Appetite ein angenehmes Gericht gewahr wird, u. s. w.

Mancher hat starke Gefühle, und doch nur schwache Triebe; als z. B sehr weichliche Personen. Ja, die Gefühle sind zuweilen so stark, daß sie alle Triebe, alle Kräfte erstikken. Von der Art sind, die übermäßige Furcht; die sogenannte Empfindlichkeit, die mehrmals dem Beleidigten die Sprache abschneidet, und ihn erstarren macht; das heftige Mitleiden, das die Kraft zu helfen benimmt. Dieses entsteht allemal, wenn die Gefühle den widerstehenden Kräften zu sehr überlegen sind. Wenn ein harter Körper gegen einen andern stößt, so prellt er zurük, d. h. er wird von jenem zurükgeworfen,

 wenn

Gegenstand nach seiner Beschaffenheit zu genießen. Diese Bewegung ist aber beinah unmerklich; vielleicht ist unser Zustand ganz passiv, vielleicht ist alle Aktivetät in dem Gegenstand, der uns an sich zieht, und fesselt; vielleicht besteht unser ganzes Thun darin, daß wir uns von dem Gegenstande hinreissen lassen In diesem Falle wären wir eben so wenig thätig, als der Reisende, der in einem Schiffe nach Indien fährt. Er geht nicht; er wird hingetragen.

wenn lezterer die Kraft zu widerstehn hat. Ist dieser aber für den Stoß zu schwach; so reißt ihn der stoßende Körper nieder, alsdann geschieht nur eine Vermindrung der Bewegung, aber kein Zurükwerfen.

Dieß war ein Gleichniß, nicht aber eine Erklärung. Wir können aber nicht füglich anders philosophiren. Newton selbst brauchte das Gleichnißwort: Attraktion, ob er gleich von physischen Dingen sprach. Desto eher kann man mir Gleichnißreden verzeihen, da ich moralische Gegenstände abhandle. Nun wieder zur Sache.

Mäßige Gefühle sezzen uns in Bewegung; heftige aber machen uns erstarren. Weichliche Personen kommen von Sinnen, sind betäubt, fliehen, und zuweilen können sie das nicht. Sie wissen nicht was sie thun; sie zittern, fallen in Ohnmacht, bekommen Krämpfungen. Festere arbeiten gegen Eindruk. Dieß ist Geschichte.

Wenn bei schwachen Seelen, (die man empfindsame Herzen zu nennen pflegt), Triebe rege werden, sind diese Triebe gemeiniglich so heftig, als ihre Empfindsamkeit groß ist. Wenn

z. B.

z. B. die Beleidigung nicht stark genug ist, um sie ganz niederzudrükken, so geht ihr Zorn bis zur Wuth. Der Beobachter, der dieses nicht wüßte, könnte sich wundern, daß einer und derselbe Mensch um Kleinigkeiten in Wuth ausbricht, und bei gröblichen Beleidigungen schweigt. Diese heftigen Bewegungen pflegen selten lange anzuhalten. Allein nach der ersten Heftigkeit oder Betäubung, kann die Erinnerung, die nicht so heftig wirkt, die weichen und schwachen Herzen, wenigstens zur auslassenden Rache verleiten; sie verweigern ihre Freundschaft, und versagen Gefälligkeiten. Denn was thätige Rache betrift, so erfordert sie Kräfte, anhaltende Triebe; und diese hat ein weichliches Herz nicht; es möchte vielleicht erst lange nachher seyn, wenn es sich von seiner ersten Betäubung erholt hat.

Triebe sind niemals ohne Gefühle, und halten jederzeit das Maaß derselben; so wie eine Wirkung allemal ihrer Ursach angemessen ist. Dieser Saz ist mir sehr wichtig, und ich bitte den Leser darauf zu merken, weil ich in der Folge starken Gebrauch davon machen werde. Sollte man

man mir ihn streitig machen? Ich glaub' es kaum.

Starke Triebe überhaupt veredeln den Menschen, machen ihn thätig, brauchbar, feuern ihn zur Aufopferung, zur Tugend an. Der positive Werth des Menschen steht jederzeit mit seinen Trieben in gleichem Maaße. Dies ist eine allgemeine Regel.

Allein eben so allgemein ist folgendes Gesez. Die Laster, die Fehler sind so groß, als die Triebe stark sind. Die Triebe sind die bewegende Kräfte des Menschen. Im vorigen Jahrhunderte würde man gesagt haben: „Sie sind die Segel „zum Schiffe des menschlichen Lebens.“ Denn so wie ein Schif mit starken Segeln eben so heftig auf eine Klippe stößt, als es schnell fährt; eben so weit treibt eine starke Begierde den Menschen auf der Bahn des Lasters, als auf dem Wege der Tugend.

Daher sieht man so oft bei großen Männern, schändliche Vergehen und vortrefliche Thaten mit einander abwechseln. Peter der Große, Karl der Zwölfte, der preiswürdige Heinrich der Vierte,

und

und — Cromwel! Welche Männer! und — welche Fehler und Flekken in ihrem Charakter! Man erstaunt darüber, weil man nicht bedenkt, daß jede Kraft, nach Maaßgabe ihrer Wirksamkeit, Gutes und Böses thun muß, je nachdem sie bestimmt wird. *)

*) Cette fougue d'esprit, cette fierté de cœur,
Que dans Catilina je vois avec horreur,
Me charme en Decius; me ravit & m'étonne,
Quand Curtius par elle à la mort s'abandonne.
La même ambition sauve & perd les Etats,
Aux méchans comme aux bons fait braver le trépas,
Change un faible soldat en guerrier intrépide,
Et le plus grand Héros en Citoyen perfide.

(POPE, Essai sur l'homme.)

„Mit Schauder sehe ich in dem Catilina eine „Geistesgröße und eine Stärke der Seele, die mich „an dem Dezius entzückt; die ich anstaune, wenn „sie den Curtius zum Tode fürs Vaterland führt. „Der Ehrgeiz erhebt Staaten und stürzt sie, durch „ihn beseelt trozzen der Tugendhafte und der Bösewicht dem Tode. Sie ists, die den gemeinen Kriegesknecht zum unverzagten Helden macht; und den „Helden zum Verräther des Vaterlandes umschaft."

Ich führe diese und andre Stellen aus bekannten Schriftstellern, nicht als Beweise meiner Säzze an, sondern nur, um zu zeigen, daß andre, beliebte Männer das schon gesagt haben, was ich sage, und mir dadurch mehr Eingang zu verschaffen; denn manchmal

9. Artikel.

Von der Schwachheit.

Ehe ich weiter gehe, muß ich eine Zweideutigkeit berichtigen.

Was

mal schreckt Neuheit ab. Meine ganze Theorie besteht aus schon bekannten Bruchstükken; so daß ich weiter nichts, als die Anwendung, und die Ausführung, meine nennen kann; und ich muß mich wundern, daß die Materialien, die man vor Augen hatte, noch nicht gebraucht worden sind.

Hier lehrt Pope ganz deutlich, daß Tugend und Laster eine und dieselbe Kraft sind, und daß der Unterschied einzig und allein in der Anwendung besteht. Catilina, Dezius und Curtius wurden alle drei von einer großen, starken Seele angefeuert, sagt Pope. Eben derselbe Ehrgeiz erfüllt den Krieger mit Tapferkeit, und macht ihn sein Leben für das Vaterland aufopfern; und reizt den Helden zu verderblichen Unternehmen.

Ueberhaupt haben alle große Eigenschaften der Seele ihre Schwierigkeiten. Sollten tiefe Einsichten, Edelmuth, Genie, große Talente allgemein werden, so würde es gewiß um die Menschheit schlechter stehn. Keiner würde die mechanischen, einförmigen Arbeiten verrichten wollen. Welches Genie, welche große Seele wird Holz fällen, pflügen, Tagelöhnerarbeit machen? Das wäre ihm viel zu einfach, viel zu schlecht; und doch ist diese Arbeit sehr nothwendig.

Die

Digitized by Google

Was heißt menschliche Schwachheit, schwache Seelen? Man pflegt schwache Menschen

Die Männer, die vorzügliche Talente haben, lassen sich nicht regieren; sie wollen selbst Plane machen, sie wollen führen und nicht folgen; sie wissen sich nach den Planen Anderer nicht zu fügen. Bringet mehrere zusammen, die gemeinschaftlich arbeiten sollen, so wird gewiß nichts daraus werden; bald werden sie uneinig seyn, und aus einander gehn müssen. Soll das Werk gelingen, so nehmet einen Mann von großen Fähigkeiten, aber nur einen; gebt diesem alles Ansehn, und alle Macht; unterordnet ihm Leute von gemeinen Kräften, dann wird alles gut gehn.

Genies haben selten Stättigkeit, hauptsächlich, wenn sie mit ihren Fähigkeiten, zu starke, zu weichliche Gefühle haben. Diese Unbeständigkeit entsteht daher, theils daß sie sich durch ihre Hizze geschwind erschöpfen, theils daß sie in dem Verfolg, für ihre großen Kräfte nicht Nahrung genug haben, theils daß sie allzu oft auf neue Gedanken verfallen. Sie wollen nur immer unternehmen; sie bauen beständig neue Plane, und führen wenige aus. Um sie recht zu nuzzen, müßte man ihnen täglich neue Geschäfte geben.

Habe doch nichts närrisches gethan; nemlich, daß man mich Genie nennt. Es ist wol nichts wahreres, als dieser Gedanke: freilich ein Genie begeht Fehler, und große Fehler, eben weil es ein Genie ist. Nur schade, daß der beliebte Asmus so etwas sagt. Da triumphirt der schwache, unbedeutende Kopf, und hohnlächelt über den, dem er nicht grade unter

die

schen solche zu nennen, die zum Fehlen geneigt sind, d. h. moralisch schlechte Handlungen begehn, ohne

die Augen sehn dürfte. Dadurch hat sich Claudius nun freilich gerechtfertigt: daß er diese Sentenz dem Esel in den Mund legt. Aber diesen Umstand vergißt Mancher.

Und so ists in allen Stükken; das Genie fehlt. Corneille, Moliere sind voller Sprachfehler, wimmeln von harten Versen, von übertriebenen Gedanken, von matten Stellen, und von Schwulst. Shakespear fehlt noch gröber. Sie waren von ihrem Gegenstande, den sie ganz faßten, viel zu voll, um an alle die grammatikalischen Kleinigkeiten zu denken; sie waren nicht im Stande, den Schwung ihres Genies so zu mäßigen, daß es niemals fehl gegangen wäre, und so daß sie alle Schritte desselben hätten abmessen und abzirkeln können.

Sive græco poëtæ credimus, sagt Seneka, aliquando & insanire jucundum est; sive Platoni, frustra poëticas fores compos sui pepulit; sive Aristoteli, nullum magnum ingenium sine mixtura dementiæ fuit. Non potest grande aliquid & supra cæteros loqui, nisi mota mens, cum vulgaria & solita contemsit. Non potest sublime quidquam & in arduo positum contingere, quamdiu apud se est. Desciscat oportet a solito, & efferatur, & mordeat frenos, & rectorem rapiat suum, eoque ferat, quo per se timuisset ascendere. (SENECA de tranq. animi.)

„Wenn wir dem griechischen Dichter glauben wollen, so ist ein wenig Thorheit zuweilen gut, Plato „sagt:

ohne sie beabsichtet zu haben. Ihre Aufgelegtheit dazu, und die Fehler selbst heissen Schwachheiten.

Allein, so versteh ich das Wort Schwachheit nicht. Schwachheit im angemessensten Sinn heißt, Mangel an Kräften. Nun aber sind Vergehen, Unbesonnenheiten — Handlungen, und Mangel kann keine Handlung erzeugen; Triebe nur können das. Auch sind Fehltritte immer die Wirkung eines Triebes, und zwar eines starken Trie-

„sagt: daß der Vernünftige, der immer seiner selbst „mächtig ist, keinen Dichter abgeben kann. Aristo„teles sagt gar: Niemals ist ein großer Geist ganz frei „von Thorheit gewesen. Man kann, ohne außer sich „zu seyn, nicht einen gewissen Schwung erreichen, „nicht das Gemeine und Alltägliche verachten. Wer „seiner ganz mächtig ist, wird schwerlich große Unter„nehmen wagen. Man muß den gemeinen Gang der „Seele verlassen, man muß außer sich seyn, die Fes„seln, die uns einschränken, zerreissen, der Muth „muß die Vernunft betäuben, und den Menschen un„versehens dahin reissen, wo er mit kaltem Blute nicht „gewagt hätte zu steigen.

Wer keine Fehler hat, hat auch eben keine Tugenden. Das heißt, wer keine Kraft hat, Böses zu thun, hat auch keine, Gutes auszuüben. Tugend ist Kraft, und Kraft läßt sich nicht immer so in den Zügel halten, daß sie gar nicht ausschweifen sollte.

Triebes, und zwar eines starken Triebes, den man nicht im Zaum zu halten vermag, und mehrentheils die Wirkung einer Leidenschaft. Triebe, Leidenschaften sind aber keine Schwachheiten, kein Mangel an Kräften, sondern Kräfte, grosse Kräfte. Also verdient dieser Zustand des Menschen den Namen einer Schwachheit nicht. Es ist, im strengsten Verstande, ein Misverhältniß der Kräfte gegen einander. Ein Fehltritt könnte füglich eine Ausschweifung heissen.

Z. B. ein beklagenswürdiges Mädchen hat einen Fehltritt begangen. Die Ursach davon war Liebe zu dem Verführer, oder Sinnlichkeit; also ein Trieb, eine Leidenschaft. Warum widerstand sie aber nicht? Weil Gefühl von Ehre, der Wunsch ihres künftigen Glüks, das sie aufopferte, in dem unglüklichen Augenblik nicht stark genug war, um jenen Trieben das Gleichgewicht zu halten. Also war es doch Schwäche, Schwäche nemlich der Ehrliebe, der Neigung zur Pflicht, der widerstehenden Triebe? Freilich war diese Schwäche da. Sie hat aber den Fall nicht bewirkt, sondern nur nicht verhindert.

dert. Aber wer nennt eine Begebenheit nach der Auslassung, die solche nicht verhindert? wird sie nicht immer, wie billig, der wirkenden Ursach zugeschrieben? Ein Schif liegt vor Anker; es entsteht ein Sturm, der es losreißt, und an die nahen Klippen zertrümmert. Wer in aller Welt wird sagen, daß der Anker das Schif zerschmettert habe, weil er dasselbe nicht fest genug gehalten? Man sage also nicht: Der Mensch ist aus Schwachheit gefallen; sondern: die Leidenschaft hat ihn gestürzt.

Alles wieder in Ordnung zu bringen, braucht man nichts zu stärken, sondern nur die herrschenden Triebe zu schwächen. Eine sonderbare Schwäche, die man durch schwächen heilt.

Wird man mir vorwerfen, daß dies Wortklauberei ist, und daß es gleichviel sey, ob man solches Vergehn Schwachheit, oder Leidenschaft nennt; weil man doch unter beiden Ausdrükken einen unbedachten, nicht beabsichteten Fehler versteht? Ganz wohl; der eingeführte Ausdruk aber muß, in Ansehung der Ursach irre führen, weil er die Sache in ein falsches Licht sezt. Es macht Ver-

wir-

wirrung in der Moral, die nie deutlich und bestimmt genug seyn kann.

Ich nenne Schwachheit den Mangel an Kräften. Es ist ein Verhältniß, welches aus der Vergleichung der Kräfte mit dem Beruf bestimmt wird. So lange der Mensch zum Handeln nicht berufen ist, kann ich ihn weder stark, noch schwach nennen. So lange seine Kräfte seinem Geschäft gewachsen sind, ist er stark, wenn er auch kein Pfund schwer heben, oder nicht vier zählen kann. Milo hingegen war schwach, da er die Eiche nicht spalten konnte, und das Leben darüber einbüßte. Newton würde zur Berechnung der Kräfte in der Natur zu schwach gewesen seyn.

Es gibt eine Bedeutung des Worts Schwachheit, die wirklich richtig ist; nemlich wenn man mit diesem Worte einen Menschen bezeichnet, der ohne eignen Trieb, durch Verführung zu Fehltritten verleitet wird. Denn alsdann ist er nicht selbst die Ursach seines Vergehens, die wirkende Kraft ist außer ihm; und er hat wirklich gefehlt, weil er schwach war, weil er den gehörigen Widerstand nicht leisten konnte.

Alle

Alle Verführung ist aber nicht so beschaffen. Oft, nur allzuoft, findet sie in den Trieben und Gefühlen, in der Sinnlichkeit des Verführten eine mächtige Hülfe. Zuweilen ist sie nur Gelegenheit, gibt nur den ersten Stoß. Dann ist der Fehltritt nicht eine bloße Schwachheit.

Noch eine Art von Schwachheit — die Trägheit, welche aber keine Fehltritte erzeugt, sondern Auslassungen, Versäumen der Pflichten bewirkt. Das ist wahre Schwachheit, Mangel an Kräften.

Leichtsinn, Unbesonnenheit ist auch eine Schwachheit, wenn sie von einem Mangel an Verstandeskräften, an Gedächtniß, an Erfahrung herrührt. Manchmal aber entsteht sie aus der Stärke der Eindrükke, wenn der Gegenstand heftig wirkt, wenn unsre Sinne sehr empfindlich sind — dann verdunkelt der dazu gekommene Eindruk, die dadurch erregte Leidenschaft — den Gedanken, den Vorsaz, den man vorher hatte; er beschäftigt uns mit seinem Gegenstande so sehr, daß wir nichts anders sehen

 und

und denken können. Das ist nicht bloße Schwachheit, es ist ein Misverhältniß der Kräfte.

10. Artikel.

Von der Empfindsamkeit.

Die Empfindsamkeit überhaupt ist das vortreflichste Geschenk, das der Schöpfer uns gegeben; vielmehr gibts allein allen übrigen den Werth; denn ohne sie würde unser Leben selbst, etwa das Leben einer Pflanze, — gar nichts seyn; und wenn wir dabei Vorstellungskraft und Bewußtseyn haben könnten, so wäre es ein kaltes, gleichgültiges Anschauen, ohne Vergnügen.

Die Empfindsamkeit allein ists, die alle unsre Kräfte in Bewegung zu sezzen vermag; selbst unsre Vernunft würde unthätig, ungeübt bleiben; wir wären unbewegliche Statuen, oder vielmehr Maschinen, aufs herrlichste zusammengesezt, die die künstlichsten Bewegungen verrichten könnten, die aber niemand aufzöge.

Eben diese Empfindsamkeit ist es auch, die uns für die Menschen, und den Umgang mit denselben

selben brauchbar macht. Aus ihr fließen alle gesellschaftliche Tugenden.

Alle Menschen sind damit begabt, nur in verschiedenem Maaße, nach ihrem Körperbau, nach der Himmelsgegend, nach der allgemeinen Cultur des Volkes, nach ihrer Erziehung, nach ihrem Gewerbe und ihrem Umgange. Je größer das Maaß der Empfindsamkeit ist, desto mannigfaltiger und inniger sind der Genuß und die Freuden, desto betriebsamer ist der Mensch, desto mehr aufgelegt, sich in andre zu schikken, ihnen zu Gefallen zu leben, ihnen zu helfen und zu dienen.

Auch ist Empfindsamkeit zu unsrer Zeit die große Haupttugend des Menschen; alles soll, alles will empfindsam seyn. Man kennt für sich keinen größeren Ruhm, und für andre kein erhabeneres Lob. Empfindsam, heißt eben soviel, als tugendhaft, vortreflich.

Aus dieser vortreflichen Quelle fließen aber allerlei Uebel, die wir betrachten müssen.

Einmal ists ausgemacht, daß, wer gegen das Gute empfindsam ist, auch das Uebel empfin-

 den

den muß; und zwar beides in demselben Grad. Das scharfe Auge, das die feinsten Schönheiten einer Blume, oder eines Meisterstüks der Malerei sieht, sieht eben deswegen nothwendig auch alle kleine ekelhafte Gegenstände, alle kleine Fehler des Gemäldes, die dem stumpfen Auge, sowol als die Schönheiten, entgehn.

Eben so geht es allen Sinnen, und dem innern Gefühle. Das geübte Gefühl eines wohlerzogenen Menschen, gibt ihm tausend Vergnügen in dem Anschauen der Werke Gottes, am Himmel und auf Erden, und an den Meisterstükken der menschlichen Kunst. So etwas empfindet der gute, rohe Bauer nicht. Allein würde jener alles Unangenehme so ertragen, wie dieser? Die schlechte Wohnung, die grobe Kleidung, der plumpe Umgang, die unschmakhaften Speisen, die harte Sprache, und alles, was den Landmann umgibt, und — was ihn nicht anficht, würde Jenem manchen Ekel, manche unangenehme Empfindung verursachen, eben weil er feinere Sinne und Gefühle hat.

Es wäre vortreflich, wenn man den Landmann, den Handwerker, und diese ganze Classe

se von Menschen, die man das gemeine Volk nennt, zu der Einsicht und dem Gefühle des Großen und Schönen in der Natur erheben könnte, wie jezt einige Menschenfreunde darnach trachten; er würde glüklicher, und ein beßrer Bürger der Welt und des Staates werden. Es würde aber für ihn und für den Staat das größte Unglük seyn, wenn die Verfeinerung der Sinne, wenn der Geschmak an Kunst und Bequemlichkeit, bis zu ihm dringen sollte. Seine Sinne und sein Geschmak müssen, zu seinem eignen Wohl, eine gewisse Stumpfheit, eine Art von Rohheit behalten. Das nemliche gilt auch, nach Verhältniß; von allen denen, deren Beruf eine einförmige, harte, ekelhafte, oder sonst unangenehme Arbeit ist. Man kann, man sollte diese ganze Classe von Menschen veredeln; sie verdient es um die Menschheit, durch ihre Dienste; verfeinern aber muß man sie ja nicht.

Da aber die Sachen so sind, wäre es nicht besser, stumpfe Sinne und Empfindung zu haben? Keineswegs; weil es vielmehr Gutes, als Böses, in der Welt gibt; weil es überdem

Mittel gibt, Gutes aufzusuchen und zu finden, und Böses zu vermeiden, wer diese Kunst nur versteht! Auch geht meine Absicht mitnichten dahin, unsre Gefühle zu tadeln, und das vortrefliche Geschenk Gottes herabzusezzen; sondern ich suche nur die Quellen des Uebels, und will zeigen, daß das Gute diese Quelle ist.

Also fühlen wir das Ungemach, weil wir die Kraft haben, das Angenehme zu empfinden; jemehr uns lezteres behagt, desto mehr quält uns jenes.

Die Empfindsamkeit ist ein Trieb zu guten und nüzlichen Handlunzen, aber auch zu bösen und schädlichen. Denn so stark der Reiz zum Guten auf sie wirkt, eben so stark muß auch der Reiz zum Bösen wirken. Dieß wird in der Folge deutlicher werden.

Empfindung macht uns zur Gesellschaft mit den Menschen tüchtig, weil wir uns in leztere schikken lernen; aber es gibt böse Menschen, und in diese schikt man sich, kraft der Empfindsamkeit, auch, und wird ein böser Mensch, wie sie.

Frei-

Freilich hat der Mensch Mittel, bösen Beispielen und Zumuthungen zu widerstehn; es ist aber hier die Rede nur von den guten und übeln Wirkungen der Empfindung.

Auch macht sie den Menschen der widrigen und schädlichen Leidenschaften, eben so, als der angenehmen und wohlthätigen Gefühle fähig. Wenn heilsame Reize Eindruk machen sollen, so muß das Herz auch für die Eindrükke böser Reize weich seyn. Kann man verlangen, daß der durch Pflug und Regen zur reichen Erndte erweichte Akker, die Härte eines Steins habe, um die Verwüstungen eines darüber ziehenden Kriegesheeres zu verhindern, um die Flucht des in Gefahr schwebenden zu begünstigen? Wenn er für die Früchte weich seyn soll, so kann er für den Huf des Pferdes, für den Fuß des Fliehenden nicht fest seyn; und ist er da fest, wie kann er der wachsenden Frucht weichen?

Sehr leicht wird die Empfindsamkeit übertrieben; alsdann macht sie den Menschen unnüz und unglüklich. Unglüklich, weil jede Kleinigkeit gewaltig auf ihn wirkt, so wie die ge-

 ringste

ringste Luft weichlichen Leuten schädlich wird. Ein übertrieben Empfindsamer findet nichts vollkommen genug für sein feines und zartes Gefühl; überall findet er Härte und Rauhigkeit, wo Andre Genuß und Vergnügen haben. Es geht ihm so, wie es dem gehn würde, der ein mikroskopisches Auge hätte; dieser könnte in den vollkommensten Werken der Kunst, keine Politur, nichts als rauhe, grobe Arbeit finden, weil er die kleinsten Ungleichheiten sehen würde, die unsre Instrumente nicht wegzupoliren vermögen. Er ist also unzufrieden mit allem, misvergnügt, unglüklich. Seine Einbildung, die sehr lebhaft ist, malt ihm alles schwarz. Er sucht Genuß und Glük, und — findet nichts.

Seine Unnuzbarkeit gleicht seinem Unglük. Uebertriebene Empfindung erschlaft alle Kräfte des Leibes und des Geistes, schlägt den Muth nieder, durch die Furcht vor widrigen Begegnissen und unangenehmen Empfindungen, die sie überall treffen. Also können solche keinen Muth haben. Ein Mensch, der in einem in Flammen stehenden Hause, Mörder draußen auf

ihn

ihn lauern ſähe, dürfte weder bleiben, noch herausgehn, weil er überall den Tod vor Augen hätte. Das iſt das Bild der zärtlichen, der empfindſamen Herzen, wie man ſie heut zu Tage antrift. Alles muß ſie zurükſchrekken, weil alles vermögend iſt, ſie zu verlezzen. Sie dürfen alſo kein Unternehmen wagen, und ſelbſt, wann man glauben ſollte, daß ſie wirken müßten, weil ſie gereizt worden ſind, da iſt die Regung ſo gewaltig, daß ſie, durch Betäubung, alle Kräfte, alles Bewußtſeyn unterdrükt. Ein ſolches Herz iſt ein Meer, wo nichts, als todte Windſtille, oder Orkan herrſcht; man kann es zu keiner Zeit befahren.

Die Gefühlloſigkeit, der größte Vorwurf zu unſern Zeiten, iſt freilich ein Fehler. Der Gefühlloſe wird keinen Dichter, keinen Tonkünſtler abgeben; überhaupt ſind ihm die ſchönen Künſte, und ihre Reize verborgen. Freundſchaft, Liebe, Mitleid ſind bei ihm ſehr ſchwach; und die Gefälligkeit wird er ſelten weit treiben. Schwerlich wird er ſich einer Sache, ſeiner, oder ſeines Freundes Angelegenheit, mit Wärme an-

nehmen. Er wird sich weder für Amerika, noch für England ereifern, und für keine Parthei, in seinem Kabinet, oder beim Glase fechten. Es ist mit ihm nichts anzufangen, weil er Gründe haben will, wenn er handeln soll; und wer kann immer Gründe aus der blossen Vernunft anführen? Man versäumt öfters darüber den Augenblik der Ausführung. Ich beklage ihn, es fehlt ihm ein wichtiger Theil unsers Glüks, das Gefühl, die beseligende Freundschaft, die zauberische Liebe, das innige Mitleiden. Alles, was er thut, thut er mit Kälte, er fühlt das Belebende der Entwürfe, das Vergnügen der Hofnung, den Genuß der Begierde, die Freude des Erfolgs nicht. Er hat keinen innigen, eifrigen Freund, und von den Empfindungen, die den Menschen von der Kindheit an bis zum Tode beschäftigen, ermuntern, beunruhigen, betäuben, erfreuen, ihn von einem Tage zum andern fortgängeln, weiß er wenig. Er ist wirklich beklagenswerth; es geht ihm vieles ab.

Allein auf der andern Seite wird ihm der Verlust durch beständigere Ruh ersezt. Wenn

die

die Hofnung ihn nicht erfreut, so schlägt ihn das Mislingen nicht nieder; wenn er das Interesse der Projekte nicht empfindet, so empfindet er auch den Verdruß des Fehlschlagens nicht. Nimmt er an keiner Parthei Antheil, so erfreut ihn zwar das Glük der Lieblingsparthei nicht; allein er empfindet auch nicht ihre Unfälle. Wenn er sich für keine Sache ereifert, so hat er gegen keine Parthei zu kämpfen, mit keinem Menschen Streit, und es kann ihn kein Ausgang der Sache betrüben. Wenn er die Freundschaft nicht empfindet, so fürchtet er auch nicht, unter dem Schein derselben von einem Treulosen betrogen zu werden; es stört keine Noth des Freundes seine Ruh. Wenn Mitleid ihn nicht beseelt, so wird sein Herz auch nicht von aller wahren und scheinbaren Noth der Menschen zerrissen.

Ist er für die Künste unbrauchbar, so kann er desto mehr zur Untersuchung der Wahrheit, zur Philosophie, zu den Wissenschaften, zu den Bedienungen, oder doch wenigstens für die Gewerbe, taugen. Er werde ein Mathematikus,

ein

ein Jurist, ein Arzt, ein Lehrer der Philosophie, ein Mechanikus, ein Handwerker, ein Landwirth. Seine Kaltblütigkeit wird sein Nachdenken befördern. Sein Herz wird ihn nicht durch Hizze verführen, daß er den Schein für die Wahrheit nimmt, und die Liebe zu einer vorgefaßten Meinung ihn nicht im Irrthum erhalten. Freilich wird er sich nicht mit Hizze eines Freundes annehmen; allein er wird auch den, der ihm vertraut, nicht aus fliegender Hizze für einen neuen Freund, für den Liebling des Augenbliks, versäumen, verlassen, verrathen. Vielleicht wird er, aus Gründen, oder auch aus Gleichgültigkeit bei unbedeutenden Dingen, nachgebend seyn: vielleicht auch nicht. So viel ist aber gewiß, daß er auch, aus Gefälligkeit, nie eine Thorheit, einen Fehler, eine Ungerechtigkeit, eine Bosheit begehn wird. Hat er Vernunft, ist er gerecht, so ist er mir der unverwerflichste, der beste Richter, weil man ihn nicht leicht durch Bitten und Flehn, durch Dienstleistungen oder Anerbietungen bestechen wird. Freilich kann er fehlerhaft, ungerecht, lasterhaft seyn; ich befürchte

fürchte alsdann aber nur seine eigne Schwachheiten und Laster, und nie die Einwirkungen Anderer. Bei dem Gefühlvollen habe ich ebenfalls Fehler und Schwachheiten zu besorgen; nemlich, wenn er von schlechter Art ist, zwiefach; seine eigne, und die dererjenigen, die ihn zu lenken wissen; und bei dem Besten — fremde Schwachheiten, denen er nicht widerstehn wird. Empfindsame Herzen sind öfters wollüstig, dem Vergnügen ergeben. Oft haben sie Leidenschaften und Laster. Nicht wahr, in diesem Falle ist ein kaltblütiger Mensch besser?

Diese Kaltblütigkeit, diese Ruhe der Seele war es, die bei den Stoikern den Weisen ausmachte, und die Götter beseligte. Sie nannten sie Apathie, d. h. Befreiung von Leidenschaften, Empfindungslosigkeit. Der Weise und die Götter ließen sich von nichts, vom Glük und vom Unglük nicht, nicht von eignem, nicht von fremden Schiksal, anfechten; es war ihnen alles gleich. Man sieht den Augenblik, daß die Stoische Sekte nicht zu unsern Zeiten entstanden ist.

Der Kaltblütige hat überhaupt weniger Mühe, tugendhaft zu seyn, als der Empfindsame; seine Vernunft hat, zur Befolgung ihrer Einsichten und Entschlüsse, nicht soviel gegen Leidenschaften, und wenig gegen äusserliche Hindernisse, gegen Verführung, oder Bestechung, zu kämpfen; weil diese nur durch unsre Gefühle und Leidenschaften Kraft erhalten. Wer bei einer wohlbesezten Tafel zum Essen genöthigt wird, hat einen schweren Kampf zu kämpfen, wenn er Lust zum Essen und zum Weine hat. Aber nur seine Lust macht ihm den Kampf schwer; wenn er Widerwillen gegen Wein und Speise empfände, so würde ihn der Widerstand nichts kosten. Es ist mit allen Versuchungen eben so.

Kaltes Blut ist in Geschäften ein wünschenswerther Vortheil. Jederzeit muß der Empfindliche, der Hizzige, gegen den Ruhigen und Kaltblütigen verlieren. Beim Spiel, bei Intriguen, bei der Ausführung einer Sache, in der Gefahr, im Streit, ist der Unterschied groß. Jener verliert durch seine Hizze den Kopf; sieht und hört nicht, gibt Blößen, verräth sich; dieser sieht die

Ge-

Gelegenheit ab, ist selbst in sich verborgen, kann sich bedenken, merkt die Fehler seines Gegners, und trägt den Vortheil davon. Die Lage des Hizzigen gegen den Kaltblütigen hat für ersteren etwas erniedrigendes, unangenehmes, er fühlt sich gegen jenen schwach.

Starke Empfindung der Freundschaft, der allgemeinen Liebe und des Wohlwollens macht, daß man nicht leicht jemanden betrüben, misvergnügt machen oder sehn kann, daß man keine Noth, ohne ihr abzuhelfen, keine Thräne, ohne sie zu trokmen, sehn, keine Bitte, ohne sie zu gewähren, hören, keinem Zornigen, Zänkischen widerstehn kann. Wenn alle Thränen alle Bitten, aller Eifer gerecht wären; gut! Allein der Verbrecher bittet den Richter um Begnadigung; der Ungehorsame fleht um Erlassung der Strafe; der ungerechte Kläger liegt den Richter um einen günstigen Spruch an. Der Tischfreund nimmts übel, wenn man seinem Aufdringen kein Gehör gibt, und nicht mit ihm schwelgen will. Der Verführer schüzt Freundschaft und Liebe vor, nennt den Widerstand Beleidigung, und stellt sich

mis-

misvergnügt, betrübt, empfindlich. Der empfindsame Hausherr läßt seine Frau verschwenden, Thorheiten begehn, ihn zu Grunde richten; er verdirbt das Gesinde; seine Tochter begeht schimpfliche Fehler; seine Söhne schweifen aus. Warum? Er hat ihnen nicht widerstehn können: er kann den Lerm, die Zänkereien seiner Frau nicht hören; ihre eigensinnige, verrätherische Thränen haben ihn bethört; er ist nicht im Stande den Kindern eine Bitte abzuschlagen, weil er sich nicht quälen lassen kann; er vermag ihren Muthwillen, ihre Fehler, nunmehr ihre Ausschweifungen nicht einzuschränken, nicht zu strafen, weil er zu gütig, zu mitleidig ist. Ich mag ihn, den Weichherzigen, nicht zum Richter haben; denn wenn meine Parthei sein Freund ist, wenn sie sein Herz zu treffen weiß, so hilft mir mein augenscheinliches Recht nichts, ich muß unterliegen. Als Polizeiobrigkeit möchte ich ihn auch wol nicht; ich besorge, daß er sich erbitten, oder ertrozzen lasse, was dem gemeinen Wesen zum Nachtheil gereicht.

Der Weichherzige kann Niemanden betrüben! Den Gegenwärtigen freilich so leicht nicht; aber wie mit dem Abwesenden? Wenn nur die empfindsamen Herzen den Schaden nicht sehn — Das ist die Hauptsache — für ihre Ruhe sind sie besorgt. Wenn der Gegenwärtige von ihnen eine Gefälligkeit, auf Kosten der Abwesenden, verlangt, und sollte seine Fordrung noch so ungerecht seyn, so steht zu vermuthen, daß er sie erhalten wird. Zudringlichkeit gilt bei solchen Empfindsamen viel. Und was bemerkenswürdig ist — die zudringlichsten sind immer die begierigsten, die kriechendsten, die ehrlosesten, die schlechtesten Menschen. Der ehrliebende ist bescheiden, zurükhaltend. Also geht die empfindsame Güte der weichen Herzen gerade den verkehrten Gang: dem Taugenichts thut sie wohl, auf Kosten des Guten. Den Unverschämten kann sie nicht betrüben, sie gewährt ihm seine Bitte; und den Bescheidenen beleidigt und übervortheilt sie. Ist das nicht eine vortrefliche moralische Güte?

Zum Freunde aber sollte man den Empfindsamen wol wünschen? Je nun vielleicht; ich werde eben nicht viel Rechnung auf ihn machen können. Er läßt sich zu leicht einnehmen. Der lezte, der ihn zu ergreifen weiß, ist immer sein bester Freund, dem er, in den Ergiessungen seines Herzens, alle andre aufopfert. Wird er mich nicht über Jenen vergessen? Er hat sich meiner Sache angenommen; wie aber, wenn er in seiner neuen Empfindung solche vernachlässiget, etwa um die Sache seines neuen Freundes zu betreiben, oder seine Gegenwart zu genießen? Unterdessen bleibe ich selbst müßig, weil ich mich auf ihn verlasse, und meine Sache geht zurük. Soll ich ihm mein Geheimniß anvertrauen? Wird er es aber nicht, in einem Ausbruch seiner neuen Liebe, mit seiner Empfindung aushauchen? Wer leistet mir dagegen Bürgschaft?

Ich kann in keinem Falle mich seiner Gesinnungen versichern. Aller Eindrükke ist er fähig. Der unsinnige Spott des Verführers, das Zureden des Betrügers, die Pralerei des Lasterhaften wirkt auf ihn. Mit den Mäßigen ist er

mäßig,

mäßig, mit den Schwelgern ſchwelgt er; mit Sittſamen hat er Sitten, Religion; mit Frechen ſchämt er ſich der Sittſamkeit und der Tugend; mit meinen Freunden iſt er mein Freund; gegen meine Feinde wird er ſeine Freundſchaft für mich verhehlen; die Spöttereien der Widriggeſinnten über mich, ihre Beſchuldigungen, ihre unverſchämteſten Lügen betäuben ihn; er darf den Mund nicht aufthun.

Selten wird man einen Gefühlvollen beſtändig und ſtandhaft finden. Beſtändigkeit erfordert eine ruhige Seele; um einen vernünftigen Plan zu entwerfen, rechte Mittel zu wählen; dazu gehört Nachdenken, lange Betrachtung, reife Ueberlegung; und dazu iſt der Gefühlvolle zu hizzig, zu übereilt; der erſte Gedanke ſezt ihn in Bewegung, bemächtigt ſich ſeiner ganzen Seele; er ſieht nichts anders, kann alſo nicht wählen; und wenn gleich ihm etwas anders einfällt, oder eingegeben wird, ſo hat er die Geduld nicht zu prüfen, zu vergleichen. Alſo faßt er ſchnell, übereilt ſeinen Entſchluß. Nun findet er in der Befolgung, oder bei kälterem Blu-

te, daß er geirrt habe; er muß also abstehn und ändern. Und gesezt, er hätte gleich das Glük gehabt, auf den besten Entschluß zu fallen, so erfordert die Ausführung Geduld, Anstrengung, Ueberwindung mancher Schwierigkeiten. Ein hizziger Anfang hat selten anhaltende Folgen, weil die Hizze, die einzige Triebfeder nothwendig nachläßt. Sie taugt also nur zu Unternehmungen, die bald geendigt werden können. Man hat bemerkt, daß rasche, empfindungsvolle Menschen, bei kaltem Blute, welches nothwendig bei langen Unternehmungen erfolgt, gemeiniglich so träge, so nachläßig, so kraftlos sind, als sie vorher, in ihrem Enthusiasmus eifrig, muthig, feurig waren. Anstrengung ist nur auf kurze Zeit ihre Sache. Schwierigkeiten schlagen sie vollends nieder, und um destomehr, da sie ihnen unvermuthet zustoßen, weil sie in ihrem Eifer nichts vorhergesehn haben. Man rechne also gar nicht auf solche empfindsame Herzen; wenn auch nur das wäre, daß ihnen nothwendig oft neue Gedanken und Gegenstände aufstossen, die sie alle mit gleicher Wärme beleben, und sie die vorherigen

rigen vergessen machen. Bei solchen hat der Lezt- redende immer Recht, und der lezte Gedanke ist immer der beste. Zu raschen Unternehmen, die sogleich geendigt werden können, sind sie vortreflich. Wer sie also recht nüzzen wollte, müßte beständig solche Geschäfte für sie finden. Zu anhaltenden Geschäften taugen sie nicht; die Raschheit, mit welcher sie zu Werke gehen, erschöpft gar zu bald ihre Kräfte.

Von Standhaftigkeit ist mit ihnen die Rede gar nicht. Wie könnten sie gegen Widerwärtigkeiten, Widersprüche, Abmahnungen, Verdruß, Vorwürfe, Zurede, Verlust, Aufopfrung stehn; sie, auf welche alles so sehr tiefe Eindrükke macht? Das ist ganz und gar nicht zu erwarten.

Große Gedanken können sie gebären, aber nie recht auseinander sezzen. Sie verlieren sich, wenn sie ins Detail gehn. Ihre Geistesstärke wird stumpf, so wie ihre Wärme verdünstet.

Daher verfallen alle Systemenmacher in so sonderbare Irrthümer. Nie ist vielleicht je ein Irrthum in der Welt durch kaltblütige Menschen entstanden. Feurige Genies, bei welchen

ein helleuchtender Gedanke alle andre verschlingt, sehn alles in Verhältniß mit demselben, beugen und drehen und zwingen alles nach diesem Hauptgedanken. Aristoteles, Plato, Cartesius, Rousseau haben manchen Irrthum zur Welt geboren. Und Newton — ? Er hat ja die Apokalypse erklärt. So hat Büffon die Planeten mit ihren Trabanten, durch einen Kometen aus der Sonne schleudern lassen.

Der Weichherzige ist aller Eindrükke, der guten und der bösen, empfänglich. Das Beispiel der Tugend, die Ermahnungen, die Religion, die Ehre, wirken mächtig auf ihn; eben so stark wirkt aber auch das Beispiel des Lasters, das Zureden des Verführers, das Hohngelächter des Nichtswürdigen, die Verfolgungen der Ungerechtigkeit. Aus Menschenfurcht sündigt er, selbst wider seine Grundsäzze, seine Einsichten und sein Gewissen. Oder glaubt man, daß die Schande der verlezten Keuschheit, das Unglük einer in den Lüsten, in Thorheiten verscherzten Jugend, nur das lasterhafte, ehrlose Mädchen, nur den frechen Jüngling treffe? Ich denke, daß,

unter

unter den unglüklichen Opfern der Verführung, die mehresten aus Weichherzigkeit, aus Empfindung, ins Verderben gefallen sind. Ein Mädchen ohne Gefühl muß Sinneslust empfinden, um der Schande entgegen zu gehn; das gefühlvolle hingegen kann, mit reinem Herzen und keuschen Sinnen, zu fallen kommen; ihre Liebe, die wahre oder geheuchelte Liebe des Verführers, stürzt sie in den Abgrund. Der fromme, gute, gewissenhafte und ehrliebende Jüngling wird von Verführern, die ihre Lokkungen unter dem Schein der Liebe, der Tugend zu verbergen wissen, in die Schlinge gezogen. Wie manches Mädchen, das unter dem Schwerd des Nachrichters ihr junges Blut vergießt, hat ihr Unglük ihrem empfindsamen, liebevollen, edlen Herzen zuzuschreiben! Wäre es hart, unempfindlich gewesen, könnte es noch mit seiner jungfräulichen Ehre stolzieren, oder zwischen den frohen Eltern und dem liebenden Manne sich brüsten.

Ihr weich geschaffnen Seelen,
Ihr könnt nicht lange fehlen.
Bald höret euer Ohr
Das strafende Gewissen; ꝛc.

Prächtiges, ins Herz dringende Epiphonema; zumal wann Grauns mächtige Musik in den ersten Zeilen das Herz in Empfindung zerschmilzt, und in den folgenden mit ihrem Donner erschrikt. Nur kann es den unphilosophischen Zuhörer irre führen, und ihm denken machen, daß die weichgeschaffnen Seelen nicht fehlen können. Ihr könnt nicht lange fehlen. Je zuweilen, nach den Umständen. Sich selbst überlassen; richtig. Aber wie, wenn Verführung, Sinne, Menschenfurcht anhalten, und selbst das strafende Gewissen betäuben? So — drükt das gefallene Mädchen die Schande; Gewissen, Ehre, Furcht vor Eltern und Menschen kämpfen gewaltig gegen einander in ihrer Seele, verfinstern den Verstand, erzeugen Verzweiflung, und es sucht durch ein Verbrechen einen Fehler zu dekken. So betäubten den ertapten Rousseau Schrekken und Schande, und machten ihn zum Verläumder der Unschuld.

Ihr könnt nicht lange fehlen; aber desto öfter, weil die Reizungen der Verführung desto mächtiger wirken.

Je empfindsamer das Herz ist, desto stärker sind die Leidenschaften, es muß nothwendig also seyn. Denn Eindrükke müssen um so tiefer seyn, als das Herz weich ist; und tiefe Eindrükke sind Leidenschaften. Dies stimmt mit der allgemeinen Beobachtung überein. Die sanften, gefälligen, liebevollen Herzen sind den Reizungen der Wollust sehr ausgesezt. Eben die Wärme des Herzens, die den Eifrer für die Religion und Tugend beseelt, beseelt den Enthusiasten, den Verfolger, wenn ers aus wahrem Eifer, und nicht aus Scheinheiligkeit, um Absichten zu erreichen, ist. Eben die Liebe, die sich in Gebeten zu Gott ergießt, wird Liebe zu den Creaturen, und kann zu strafbarer Liebe werden; ich sage nicht, ausarten. Alle Gegenstände entzünden sie. Deswegen ist in den Klöstern, bei jungen Personen, der Uebergang von dem Religionseifer zu Liebeshändeln; und bei abgelebten Buhlerinnen in der Welt, der Uebergang von der Buhlerei zum Religionseifer, so leicht und so gemein. Es ist immer derselbe Trieb, der den Gegenstand mit Kraft ergreift, den er

vor sich hat, und den er erreichen kann. Die Leute, die so gefällig, so gütig, so dienstfertig sind, die jedermann gute Herzen nennt, sind eben so leicht zum Zorn zu reizen, als zu Gefälligkeiten zu bewegen; sie hassen so stark, so aufbrausend, so flüchtig, als sie lieben. Man kann sie eben so leicht beleidigen und abwenden, als gewinnen.

Aus dem Grunde haben verschmizte Bösewichter, wenn sie eine Schandthat ausführen wollten, und Gehülfen brauchten, solche empfindsame Seelen gesucht. Die Königsmörder waren eifrige Verehrer der Religion, junge Leute, deren Herz jeder Empfindung empfänglich war. Unzählig ist das Uebel, das gute Herzen gethan haben.

Der Lobspruch, der zu unsern Tagen alles sagen, alles gelten soll: Er hat ein gutes Herz; ist sehr unphilosophisch; hauptsächlich deswegen, weil man darunter ein weiches Herz versteht. Freilich ist ein gutes Herz besser, als ein böses, und es ist mit einem weichen Herzen mehr, in Gutem und in Bösem, als mit einem festen

oder

oder harten Herzen anzufangen. Dieses ist und bleibt, was es ist; jenes aber lenken und beugen und kneten wir nach Belieben. Und freilich mag man sich lieber die Menschen nach seinem Sinn umkneten, als sie, so wie sie sind, zu brauchen, und sich nach ihnen zu schikken; das ist bequemer. Ein Kind wird allemal lieber mit Wachs, als mit einer Stange Eisen spielen. Es fehlt ihm an Kraft und Geschiklichkeit, leztere zu brauchen.

Aber ein böses Herz! — Lieber Leser, wie oft wird Standhaftigkeit, ein nach Grundsäzzen handelnder Mann, mit diesem Schmähnamen gescholten? Hart, fest und böse werden so oft, als weich und gut, mit einander verwechselt. Gibts überall böse Herzen, d. h. solche, die das Böse lieben, nicht weil sie Nuzzen davon haben, sondern weil sie es als böse betrachten? Das kann ich sogleich weder zugeben noch läugnen. Dazu gehört eine Untersuchung, die nicht dieses Orts ist. Dieß aber legt uns die tägliche Erfahrung vor Augen, daß häufig, unzählige mal aus gutem Herzen gesündigt, gröb-

lich

lich gesündigt wird. Ja es geschieht mehr Schade aus Güte, freilich aus unbesonnener, übereilter, unwissender Güte, als aus bösem Willen.

Man sehe unsre Empfindsamen. Sie sind träge, muthlos, launisch, verdrossen; den Augenblik wollen sie sich für den Freund ins Feuer stürzen; den Augenblik drauf ist er vergessen. In der Noth, beim Krankenbett, sind sie nicht zu brauchen. Warum? weil sie zu viel Empfindung haben; sie können die Noth, die Gefahr nicht ansehn; das Jammern, das Wehklagen nicht hören; es geht ihnen durchs Herz, sie fallen in Ohnmacht, oder laufen davon. Lezteres ist noch das Beste, das sie thun können; sonst stehn sie nur im Wege, oder geben zwei Nothleidende für einen zu versorgen. Von welchem großen Nuzzen werden solche Göttinnen einst dem Manne, dem Hause, den Kindern seyn? Ein solches Paar Empfindsamen heirathet. Sie sind im Liebes- und Brautstande vor Zärtlichkeit geschmolzen; am Hochzeittage zerfließen sie gar. O des glüklichen, des seligen Tages! Nach vier Wochen seh' ich sie wieder. Der Mann gähnt,

die Frau weint. Der Mann iſt ein Treuloſer, alle ſeine feierlichen, heiligen, vor Gott ihr zugeſchwornen Eide ſind vergeſſen; er iſt ihrer ſatt, er liebt ſie nicht mehr, er vernachläßiget und verachtet ſie. Die Wahrheit iſt, daß ſeine Liebesverzukkungen aufgehört haben, und daß er vielleicht bald zur Vernunft kommen wird.

Ihr werfet mir vor, lieben Leſer, daß ich Narren ſchildre. Ja freilich; aber dieſe Narrheit, was iſt ſie? Nichts, als die Ueberſpannung eines glüklichen, nüzlichen, herrlichen Gefühls.

Wahrlich ich wünſche nicht, daß meine Frau, meine Tochter, ein zu empfindſames Herz haben. Ich würde beſorgen, daß meine Ruhe und mein Glük darunter litten.

Nun muß ich die Gefühle und Leidenſchaften insbeſondre betrachten.

Man kann in dem Menſchen zwei Grundtriebe annehmen, die Selbſtliebe und die Mitempfindung.

Ich brauche lezteres Wort, weil es weniger beſtimmt iſt, als das gangbare Wort Mitleid. Dieſes bedeutet nur den Antheil, den wir an frem-

fremden Leiden, nicht aber an fremder Freude nehmen. Ich will aber beides ausdrükken. Ich bitte um Vergebung, daß ich ein neues Wort wage; wie sollte ichs aber machen, da ich keines fand, um meinen Gedanken auszudrükken? Das Wort Mitempfindung ist ja in der Analogie der Sprache.

II. Artikel.

Von der Selbstliebe.

Die Selbstliebe ist eine nothwendige Folge des Gefühls überhaupt. Wenn ich etwas fühlen soll, so muß ich alles fühlen, was mich mit einer gewissen Stärke trift, und Wohl- oder Uebelbehagen empfinden. Nun kann ich unmöglich gegen beide gleichgültig seyn. Wohlbehagen ist mir angenehm, und Uebelbehagen widrig; ich bestrebe mich, dieses zu vermeiden, und jenes zu genießen; und dieses Bestreben ist Selbstliebe.

Ohne Selbstliebe, wenn der Mensch ohne dieselbe bestehn könnte, würde er völlig unthätig seyn. Jedes thierische Geschöpf wird durch sie belebt. Alle seine Bewegungen gehn dahinaus,

sein

sein Leben zu erhalten, Gefahr und Schmerz zu vermeiden, und angenehme Empfindungen zu genießen. Dies Gesez gilt durchgehends, von der Schnekke und Auster an, bis auf den Elephanten, den Menschen, und die höheren Geschöpfe. Alles was der Mensch also Gutes thut, und ist, und genießt, ist der Selbstliebe zuzuschreiben. Sie ist die Mutter der Künste und Wissenschaften, der Thätigkeit, des Fleisses, der Geschiklichkeit, und aller Tugenden.

Sie ist aber zugleich die Mutter aller Laster, aller Bosheiten und Schandthaten, alles selbstverschuldeten Unglüks. Dies erfordert eine nähere Erörterung.

Selbstliebe ist der Hang nach angenehmen, und die Scheu vor widrigen Empfindungen. Wenn nun der Mensch etwas für gut oder übel hält, das es nicht ist; wenn er den Nuzzen, das Vergnügen sieht, ohne alles Uebel zu bemerken, was eine Folge davon ist; wenn er in dem Verhältniß des Guten und des Uebels, oder in der Wahl der Mittel, ersteres zu erlangen, und lezteres zu vermeiden, irrt; so ists offenbar, daß

er das verkannte Uebel wählen muß, nach dem Scheinguten haschen, und das wahre Gute fahren lassen wird; er wird das größte Uebel ergreifen, und immer weiter vom Ziele kommen, je mehr er darnach strebt. Sein Irrthum ist sein Wegweiser, er muß irren, er muß sich Reue bereiten. Solcher Irrthum ist unvermeidlich, weil der Mensch nicht allwissend ist. Auf diese Art erzeugt die Selbstliebe nothwendig Fehltritte und Uebel; und das um so gewisser, daß der Mensch nach Grundsäzzen handelt. Der Leichtsinnige, der alles aufs Gerathewohl ankommen läßt, kann, wenn er in seinen Vorstellungen geirrt hat, dennoch von ohngefehr die rechte Wahl treffen; weil er keiner Einsicht, sondern nur dem Zufall folgt. Wer aber nach Einsicht handelt, und sich irrt, der muß nothwendig fehlen. Also gibts Fälle, wo die Tugend selbst Uebel erzeugt. Das wird doch niemand verlangen, daß die Selbstliebe die Kraft habe, das wahre Gute fest zu ergreifen, und gegen das unerkannte und betrügliche Scheingut alle Kraft verlieren soll. Alsdann würde sie mit dem, was wir bei den Thieren Instinkt nen-

nennen, viel Aehnlichkeit haben. Allein der Mensch müßte der Vernunft beraubt seyn, oder sie niemals zu Rathe ziehn.

Je stärker die Selbstliebe ist, desto mächtiger treibt sie uns zum Guten, zu unsrer Erhaltung, zum Streben nach dem wahren Wohlseyn, an. Desto gefährlicher wird sie aber, weil wir uns alsdann übereilen, und alles, auch das Scheingute, desto begieriger und heftiger ergreifen. Alsdann irren wir desto öfter, und treiben jede Irrung weiter.

Zuweilen erstikt die Selbstliebe das Mitgefühl; wenn nemlich dieses zu schwach ist; wie es wol bei einem festen Körperbau, oder bei gewissen Handthierungen, die etwas Hartes haben, oder bei Verwöhnung sich zuträgt; oder auch wird die Selbstliebe zu heftig; und dieß geschieht bei einem zarten, weichlichen Körper, bei verzärtelten, kleinmüthigen Menschen. Alsdann reißt das ausgeartete, zügellose Gefühl, das nunmehr Selbstsucht genannt wird, alles an sich. Es übertritt die Schranken der Gerechtigkeit und Billigkeit. Es fürchtet die Mühe, scheut

 die

die Arbeit, erschrikt vor dem Anschein der Gefahr, bleibt in sich gekehrt, und nimmt nie an fremder Noth Theil. Es ist also die nachtheiligste Empfindung, die man nur denken kann, denn sie ist die Quelle aller Laster; und sie ist doch weiter nichts, als ein Uebermaas der so nothwendigen, so wohlthätigen Selbstliebe.

Man kann sagen, daß in der Welt nur ein Gut, und eine Tugend ist, nemlich die Mäßigkeit, und die Mäßigung; oder, um bestimmter zu reden, das genaue Verhältniß der physischen und moralischen Kräfte zu ihrem Gegenstande. Ersteres Verhältniß ist das Wohl; das andre, die Tugend. *)

12. Artikel.

Vom Mitgefühle.

Das Mitgefühl hat zwei Theile, das Mitleiden, und die Theilnehmung an der Freude.

Wir

*) Das Aurea mediocritas ist das Gute, und das
Et modus in rebus, sunt certi denique fines,
Quos ultra citraque nequit consistere rectum
ist die Tugend.
Meine Grundsätze sind sehr alt; nur ihre Anwendung ist etwas neu; und — ich wundre mich darüber.

Wir sind niemals ganz wir Selbst, sondern leben zum Theil immer in den Andern, und werden durch Andre bestimmt. Zu eines jeden Ruh ist sein eignes Wohlseyn nicht zureichend, sondern das Wohlseyn Andrer auch nöthig. Der glüklichste, vergnügteste Mensch wird betrübt, wenn die, die zunächst um ihn sind, leiden. Mehrentheils weinen wir mit den Weinenden, und freuen uns mit den Frölichen. Wenn in dem blühendsten Zustande, in der größten Frölichkeit, Leidtragende, Unglükliche, Misvergnügte um uns sind, so ist unsre Freude gestört, und öfters vernichtet.

Sehr merkwürdig ists, daß der Mensch dieses Gefühl ausschließlich zu besizzen scheint; bei den Thieren sieht man keine Spur davon, außer bei den Weibchen, wann sie Jungen haben, und bei den Männchen, wann der Geschlechtstrieb sie ermuntert. Erstere nehmen sich der Jungen sehr eifrig an; allein diese Theilnehmung geht bald vorüber, nemlich, sobald die Jungen im Stande sind, für ihre eigne Erhaltung zu sorgen. Außerdem lebt jedes Thier für sich und

schränkt sich in sich selbst ein. Bei uns erstrekt sich das Mitgefühl, nicht allein auf unsre Angehörigen, sondern auf alle Menschen, bekannte und unbekannte, wovon wir einige Kenntniß erlangen. Neuerlich haben wir mit Messina und Rhegio gelitten, deren Unglük wir nie gesehn, und nur durch kalte Nachrichten von fernher erfahren haben. Nicht der Mensch allein, das Thier selbst hat Theil an unsrer Empfindung; nie können wirs ohne Betrübniß leiden sehn, sobald es einige Mittel hat, seinen Schmerz auszudrükken. Solche aber, die keine Stimme haben, als der Schmetterling, der Fisch, der Krebs, können wir freilich kaltblütig genug martern.

Das Mitgefühl ist so mächtig, daß fremdes Wohl oder Weh vermögend ist, das Gefühl unsrer eignen Freude, oder unsers eignen Leidens zu hemmen, und zuweilen zu erstikken. In der größten Zufriedenheit nimmt der Mensch Theil an dem Schmerz der Nothleidenden, und den Traurigsten kann manchmal die Frölichkeit eines Andern aufrichten. Wie oft hat uns dieses Mitgefühl uns selbst vergessen gemacht? wie oft haben

ben wir darüber unsre Geschäfte, unsern Nuzzen, unser Vergnügen versäumt, und unsre Muße zum Dienste Anderer verwandt?

Dieses Gefühl muß uns angeboren seyn, weil Kinder in dem ersten Jahre, da sie kaum den Schmerz kennen, (denn von den ersten Schmerzen ist das Gefühl sehr stumpf, und das Bewußtseyn nichtig,) und von dem Ausdruk des Schmerzes nichts wissen, schon Antheil an fremden Leiden nehmen. Wenn sie ängstlich schreien hören, schreien sie ängstlich. Das ist Thatsache. Ich muß aber gestehn, daß sie mir unerklärbar ist, wenn man nicht aus der Mitempfindung ein körperliches Gefühl machen will.

Eins ist noch sehr betrachtungswürdig, nemlich, daß gerade der Mensch, der mächtigste Bewohner der Erde, allein Mitleiden empfindet. Der Bär, der Löwe, der Tiger bedürfen dieses Zügels nicht; ihre Wuth und ihre Kräfte mögen noch so groß seyn, so sind sie doch immer zu schwach, um großen Schaden anzurichten. Der Schöpfer konnte ihrer Raubsucht und Blutbegierde freien Lauf lassen. Der Mensch aber, der,

nebst seinen Kräften, die Kräfte der ganzen Natur in Bewegung sezzen kann; der Mensch, dessen scharfem Blikke nichts entgeht, und dessen unermeßliche Begierde alles umfaßt, alles verschlingen will; der Mensch, dessen Leidenschaften alle eine gewaltige Schnellkraft haben, wäre der Tyrann der Schöpfung, die Plage der lebendigen Geschöpfe, er würde in sein eignes Geschlecht wüten, wenn das Mitleid ihm nicht Zügel anlegte. Was diese Betrachtung noch wichtiger macht, ist, daß das Mitleid immer mit den Kräften und Leidenschaften des Menschen fortwächst. Unter den rohen Völkern, wo der Mensch sich wenig über die Thiere erhebt, wo Kräfte, Triebe und Leidenschaften sehr eingeschränkt sind, weiß man von Mitempfindung fast gar nichts. Die ungebildeten Sprachen des Alterthums, die Sprachen der ungesitteten Nationen haben kein Wort, die Empfindungen auszudrükken, die wir Menschenliebe, Wohlthätigkeit, Mitleiden, Barmherzigkeit nennen. Der Amerikaner zerfleischt mit kaltem Blute seinen Kriegesgefangenen, und schlägt aus Gutherzigkeit seinen alten Vater todt; der Neger läßt

seinen

seinen Vater verhungern, um ihn der Mühseligkeiten des hinfälligen Alters zu überheben Je nachdem ein Volk gesitteter wird, je weiter seine Kenntnisse sich ausbreiten, je mehr Künste und Wissenschaften seine Kräfte erhöhen, je mehr die Gegenstände der Begierde sich häufen, und die Leidenschaften entflammen; desto stärker wird die Mitempfindung; bis daß die Leidenschaften einerseits, und die Empfindung andrerseits, übertrieben werden, den Menschen weich, schlaff, zart machen, und ihn in eine grössere Ohnmacht zurükwerfen, als die Ohnmacht der Rohheit.

Man kann auch sagen, daß das Mitleiden mit der Empfindungsfähigkeit fortwächst, noch eher als mit den Kräften. Denn das empfindelnde Geschöpf, das vor Weichlichkeit keinen Muth und keine Kraft hat, treibt die Mitempfindung bis zur Ausschweifung. Diese Beobachtung scheint mir noch richtiger, als die vorhergehende; alsdann aber vermuthe ich, daß das Mitgefühl im Grunde nur Selbstgefühl ist. Das Leiden andrer erregt in uns Mitleiden, Trieb zu helfen, weil die Leiden uns ein unangenehmes Schauspiel sind.

Ihre Freude erfreut uns, nicht ihrentwegen, sondern unsertwegen, wie der Duft einer Blume, und der Gesang der Nachtigall.

Freundschaft, Liebe, Elternliebe können einige Schwierigkeiten dagegen machen. Aufopferungen sind noch schwerer zu erklären.

Es mag nun seyn, wie es will, so ists doch immer eine bewundernswürdige Einrichtung, daß die Kräfte, indem sie an Schädlichkeit, (sowol als an Wohlthätigkeit,) fortwachsen, sich selbst immer festere Schranken sezzen, die ihre gefährliche, nicht aber ihre nüzliche Wirksamkeit beschränken. Und wenn das alles nur eine und dieselbe Kraft ist, so ist die Einrichtung desto einfacher und desto wunderbarer.

Das Mitleiden ist ein sehr wohlthätiger Trieb. Er ists, der dem Armen Brod, dem Elenden Erquikkung, dem Kranken lindernden Beistand verschaft. Er knüpft alle Bande der Freundschaft, der Liebe, der Geselligkeit fester; er vermehrt unsern Genuß und unser Glük, indem er uns des Glüks aller andern theilhaftig macht. Sollte er denn auch schädlich seyn? Ja freilich.

Einmal

Einmal ists ausgemacht, daß wenn wir an den Leiden Andrer Theil nehmen, zu jener Erleichterung, so nehmen wir auch zu unsrer Betrübniß daran Theil. Wenn das Glük Andrer zuweilen unser eignes Elend mildert, so verbittert ihr Ungemach auch unser Glük. Das ist unwidersprechlich. — Da ist Uebel und Wohl beisamen in gleichem Maaße.

Ueberhaupt sind Güte, Nachgeben, Mitleiden, alle Empfindungen, die aus dem Mitgefühl entstehn, in der Gefahr, die Vernachlässigung der Pflicht zu begünstigen, die Ungerechtigkeit zu bestärken, die Gesezze schwankend, und die Urthelssprüche ungewiß zu machen. Ich weiß, daß dieses Nachlassen, wegen der menschlichen Schwachheit, nothwendig ist. Wir armen Menschenkinder vertragen die vollkommne, die strenge Gerechtigkeit nicht. Allein man wird mir auch gestehn müssen, daß es ein Uebel, ein Palliativ unsrer Schwachheit ist, wodurch diese immer vermehrt wird. Und wer ist vermögend, die genauen Gränzen und die rechten Verhältnisse, zwischen der strengen Pflicht und Gerechtigkeit einerseits,

und der Güte und Barmherzigkeit andrerseits, zu bestimmen? Ja, ist nicht jede Ausübung der Barmherzigkeit eine Verlezzung der Gerechtigkeit, die nur dadurch einigermaßen gebilliget werden kann, weil alle Menschen des Nachlasses bedürftig sind? Dieses Bedürfniß scheinen sie recht zu fühlen; denn man trift allenthalben gefällige, nachgiebige Menschen an: wo findet man aber einen Gerechten?

Die allgemeine Wohlthätigkeit thut vielleicht so viel Schaden, als Gutes. Sie lindert das Elend einer Menge Unglüklichen, aber nur, meines Erachtens, nachdem sie den größten Theil derselben ins Elend gestürzt hat. Denn der größte Theil derer, denen sie eine hülfreiche Hand bietet, haben auf ihre Unterstüzzung gerechnet, und sich darauf verlassen. In dieser Hofnung haben sie sich der Faulheit, der Unordnung ergeben, und sind darüber in den hülfsbedürftigen Zustand gefallen. Wie viele Elenden sieht man nicht, mit einem gesunden Leib und starken Gliedern, von Haus zu Haus laufen, durch ihr ungestümes Geschrei, und ihre ekelhaften Lumpen Allmosen er-

erpressen, deren sie unwürdig sind? Ohne die Versicherung dieser mitleidigen Hülfe, würden sie sich zur Arbeit gewöhnt haben, und könnten nicht den Abend, auf den Bierbänken, und in schmuzigen Wohllüsten, der allgemeinen Wohlthätigkeit hohnlachen, die sie in den Stand sezt, ihr Leben in der Zügellosigkeit zu verschwelgen.

Jezt sucht man allenthalben, durch gute Einrichtungen, der Unordnung zu steuern. Die Allmosen werden durch bestellte Männer, oder Gesellschaften, verwaltet. Der muthwillige Bettler wird zur Arbeit gezwungen, dem Armen wird Arbeit geschaft, eine bestimmte, nach ihren Bedürfnissen und dem Vermögen der Anstalt eingerichtete Beisteuer, gereicht; der Kranke, der abgelebte Greis werden in Hospitäler aufgenommen und verpflegt; die Waisen werden versorgt und erzogen; und die Städte bieten nicht mehr das traurige Schauspiel des Elendes dar. Allein, mancher Arme wird übersehn, sein Elend kommt nicht an den Tag, die Allmosen kommen spärlich ein, weil das ungestüme Geschrei der Armuth und der Blik des Elendes solche nicht mehr erpressen.

pressen. Mancher Verwalter hat sich mit dem Eigenthum des Dürftigen gemästet, und diesem nur die übrigen Brosamen zugeworfen. Dadurch wird der Gebende scheu und argwöhnisch; er gibt wenig, weil er zweifelt, ob es der Arme wirklich bekömmt. Der Bürger sieht manches Elend, und darf nicht helfen, wenn er die Gesezze nicht übertreten, die Unordnung nicht begünstigen, und nicht gerechte Strafe auf sich laden will. Umsonst blutet ihm das Herz, umsonst fleht der Hülflose um seinen Beistand. Hier thun nüzliche, aber strenge Gesezze manchen Schaden; und sie müssen strenge seyn, sonst erreichen sie ihren Zwek nicht, und helfen zu nichts.

Nachsicht und Mitleiden sind das Verderben vieler jungen Leute, und die Quelle häufiger Ungerechtigkeiten. Wenn die Jugend ausschweift, so ist fast immer die Güte, d. h. die Schwachheit derer, die sie leiten sollten, daran Schuld. Aus Weichherzigkeit wissen diese nicht, sie in Ordnung zu erhalten, es thut ihnen weh, wenn sie solche durch Verweigerungen, oder nothwendigen Strafen betrüben müssen, sie können es nicht auf sich nehmen.

Der

Der Richter, der in einer Sache sprechen soll, hält in seinen Händen das Glük und das Verderben der Partheien. Wenn er nun, anstatt solche nach der Gerechtigkeit zu vertheilen; aus Empfindung, aus Mitleiden gegen den schuldigen Beklagten fallen läßt; so wird er gegen den unschuldigen Kläger ungerecht.

Die Theilnehmung an der Freude ist uns Menschen sehr nüzlich; dadurch wird das Maaß unsrer Freuden sehr vermehrt. Wir genießen nicht allein unser, sondern auch Andrer Glük. Unser eignes wird unschmakhaft, wenn wir es nicht mittheilen können, und es erhält durch die Mittheilung einen höheren Werth. So werden die Menschen durch Bande der Freude mit einander verbunden; Liebe und Freundschaft entstehn, und erzeugen Glük und Freude. Allein, diese Theilnehmung bewirkt Schwelgerei und Ausschweifung, Vernachlässigung der Pflicht, Versäumung der Geschäfte, Verführung. Der Zügellose will nicht allein schwelgen, und wirbt Mitgefährten: diese, die gern Theil an Freude nehmen, lassen sich leicht dazu verleiten; und so greift die Unordnung um sich. Die Schwelger werden muthwillig, begehn

Un-

Unbesonnenheiten; die Gefährten nehmen auch Theil daran, werden durch die Menge furchtbarer, und geben der Obrigkeit mehrere Schuldige zu strafen. Aus dieser Quelle fließt die unselige Spielsucht, die so viele Menschen ins Elend stürzt. *) Nehmet dem Menschen das Bedürfniß, seine Freude mit andern zu theilen, so werdet ihr vieles Uebel wegschaffen.

13. Artikel.

Von der Liebe.

Die Liebe ist eins von den seligsten Gefühlen. Alle Arten derselben beglükken den Liebenden und

*) Spielsucht, wird man sagen, ist keine Empfindung der Mittheilung, sondern baare Eigensucht. Ganz richtig. Seinen Ursprung aber nimmt es nicht von der Eigensucht, sondern von dem Bedürfniß, seine Freude mitzutheilen, um solche zu genießen; von der Geselligkeit. Gewiß würde Niemand auf den Einfall gerathen seyn, ein Spiel als ein Erwerbmittel zu erfinden; man hat solches zum Vergnügen einer frohen Zusammenkunft erdacht. Die ersten Spiele waren Uebungen, Wettstreit, so wie Virgils Wettgesänge, es wurden Preise ausgesezt. Von diesen Proben der Geschiklichkeit kam es auf andre, bis nach und nach die Spiele, die wir haben, als ein Mittel zu gewinnen, gemein wurden. Wenn der Mensch allein seine völlige Zufriedenheit genösse, so wäre nimmermehr das verderbliche Lotto entstanden.

und den Geliebten; feuern das Herz zur Tugend, zu Heldenthaten an. Arbeit, Aufopfrung, alles wird ihr leicht. Allein, sie hat auch ihre Mängel.

Sie besteht in dem Vorzuge ihres Gegenstandes. Eben dadurch wird sie für denselben partheiisch, und gegen Andre ungerecht. Daher wird Mancher ohne Verdienst zu Brod und Aemtern befördert, indeß daß der Würdigere übersehn und zurükgesezt wird. Sie ist blind, und verkennt die größten Fehler ihres Gegenstandes, wird also oft betrogen. Sie hat zu dem Geliebten das größte Vertrauen, und wird desto leichter von dem Unwürdigen verführt. Nehmet ihr diese Fehler, so beraubt ihr sie ihrer ganzen Kraft; sie hört auf Liebe zu seyn.

Ich sage nichts von den Vergehen der eigentlich sogenannten Liebe, weil ich davon schon in dem Artikel 3 (Von der Schönheit) gehandelt habe.

Die Freundschaft sezt in den Freund ihr ganzes Vertrauen, und wird daher sehr leicht betrogen oder verführt. Die mehresten jungen Leute werden unter der Larve der Freundschaft zur

Un-

Unordnung, zur Zügellosigkeit, zu den schändlichsten Ausschweifungen verleitet. Dem guten Jüngling legt man keine gefährlichere Falle; und wer den Reizungen der Wollust widerstanden haben würde, läßt sich durch den Schein der Liebe, der Freundschaft, der sein Herz offen steht, zum Laster hinreissen.

Aus der Liebe der Eltern zu den Kindern, die so heilsam und so nothwendig ist, entsteht ein großes Verderben für leztere. Zärtliche Eltern verzärteln, verziehn ihre Lieblinge, und bereiten ihnen viel Unglük. Aus diesem Grunde pflegt ein einziges Kind mehrentheils schlecht zu gerathen. In solchen Familien, wo ein Kind den Vorzug vor seinen Geschwistern gewonnen hat, ist selten der Liebling gut. Die andern aber, die manchmal die Gleichgültigkeit der Eltern, und ihre Härte, nebst dem Muthwillen des Schooskindes, erfahren mußten; pflegen, wenn sie nicht erbittert werden, zu guten Menschen zu erwachsen. Aus Liebe sind Eltern gegen ihre Kinder partheiisch, sehen ihre Fehler nicht, und tadeln an fremden Kindern mit

Recht,

Recht, dasjenige, worüber sie an den ihrigen lächeln. *)

Aus eben diesem Grunde kann Niemand Richter in den Angelegenheiten seiner Verwandten seyn oder für sie zeugen.

Alle

*) Wer kann es der elterlichen, und vornehmlich der mütterlichen Liebe verargen? Sie muß sehr stark seyn; denn wie würden sonst Eltern sich allen Beschwerden unterziehn, die ihnen Kinder verursachen? Was haben die Mütter nicht, wenn sie ihre Pflicht thun wollen, mit den Kleinen für Noth! Wie viele würden, ohne diese mächtige Liebe, verwahrloset werden? Man verzeihe ihr also, in Rücksicht auf ihre vortreflichen Dienste, ihre Schwachheiten, und den Schaden, den sie aus Wohlmeinung thut. Wie könnte eine kalte, ruhige Zuneigung, die im Stande wäre, die strengste Gerechtigkeit zu beobachten, sich vor jeder Partheilichkeit zu hüten, die Gesezze einer genauen Kinderzucht zu beobachten, und alle die kleinen Fehler an den Kindern zu sehn, zu tadeln und zu verbessern, — wie könnte eine solche kaltblütige Liebe Eifer und Muth genug haben, um alle die ängstlichen Sorgen zu tragen, alle die Beschwerlichkeiten zu übernehmen, die die Erhaltung und Erziehung der Kinder den Eltern, und vornehmlich einer Mutter auflegt? Der Mutter muß das Kind gefallen, wenn sie es verpflegen soll; sie muß es von einer ausnehmenden Schönheit finden, es muß ihre ganze Freude seyn, da sie sich für dasselbe auf-

Alle Arten der Liebe müssen etwas enthusiastisch, und folglich — blind seyn. Nehmet ihnen diesen Fehler, so bleibt nichts als eine kalte Vorliebe, ohne Reiz; alle ihre Kraft geht verlohren.

14. Artikel.

Von dem Widerwillen gegen das Uebel.

Der Widerwille gegen das Uebel ist ein nothwendiges Mittel unsrer Erhaltung; und gegen die Unordnung und das Laster die sicherste Brustwehr

aufopfern soll. Sie kann also nicht tausend kleine Flekken bemerken, die ihr Herz abwenden könnten.

Es ist zu bemerken, daß wir nicht eigentlich die Dinge lieben um der Vortreflichkeit willen, die wir an ihnen wahrnehmen; sondern daß wir sie vortreflich finden, und Vorzüge und Vollkommenheiten darin sehn, weil wir sie lieben. Manche Mutter findet ihr Kind allerliebst, die es abscheulich finden würde, wenn es Fremden zugehörte. — Es ist so schön, weil es ihre ist. Ein Liebender sieht in seiner Geliebten Schönheiten und Tugenden, die kein andrer entdekken kann. Ueberhaupt ist es nicht eigentlich die wahre Vortreflichkeit des Gegenstandes; sondern die Vortreflichkeit, die wir hineindichten, die uns entzükt. Wie viel ist die Natur in Gedichten nicht schöner, glänzender, reizvoller, als in der That?

wehr der Unschuld und der Tugend. Was bringt er aber nicht für unsägliches Unheil in die Welt? Aus der Abneigung vor dem Uebel entsteht die Furcht, das Schrekken, die Kleinmüthigkeit, die Scheu vor Anstrengung und aller Pflicht, die mit Aufopfrung und Gefahr verbunden ist. Daraus erwächst Feindschaft gegen Beleidiger, Haß, Rache, mit allen ihren Folgen.

Die Abneigung von dem Laster erstrekt sich leicht, und fast unvermeidlich, auf den Lasterhaften. Oefters kommt eine falsche Schäzzung des Lasters dazu; alsdann wird dieses heilsame Gefühl ungerecht.

Irrthum in Religionssachen, falscher Begrif von Wahrheit, Glauben und Gottesverehrung; das Vorurtheil, daß unsre ganze Masse von Religionsbegriffen lauter ächte Wahrheit ist; der Wahn, daß jeder Mensch diese vermeinte Wahrheit, eben so gut als wir, einsehn und annehmen könnte, wenn er wollte, und daß man sie also nur aus Hartnäkkigkeit verwirft; verdreht dieses gute Gefühl zu Verfolgungsgeist.

Derjenige, der, weil er weder sich, noch den Menschen, noch die wahre Moral kennt, sich einbildet, daß es einem jeden so leicht als ihm wäre, diese oder jene gute Eigenschaft zu haben, die er besizt, und erworben zu haben glaubt; welcher denkt, daß dieser und jener Fehltritt leicht zu vermeiden ist, weil er ihn vermieden hat; der von der Kraft der Erziehung, der Gewohnheit, des Zwanges der Umstände, der Armuth und des Reichthums, der Versuchung und der Gelegenheit nichts weiß; der wird aus diesem vortreflichen Gefühle, aus Widerwillen gegen das Böse, hart und ungerecht, beurtheilt den bedauernswürdigen Gefallenen lieblos. Er wird, doch ohne Heuchelei, ein Pharisäer, der das gefallene Weib steinigen will; der den Schüler Jesu tadelt, daß er mit ungewaschenen Händen ißt, und Christum verdammet, weil er am Sabbath einen Kranken heilt. Zu dem allen ist weiter nichts nöthig, als unwissender Eifer für jedes Gute, für Religion und Gottesfurcht, und ernster, aber unerleuchteter Abscheu vor allem Uebel. Herrliche Gefühle! die aber großes

Un-

Unheil angerichtet haben, und die desto furchtbarer sind, je stärker sie ein edles Herz entflammen.

Von dem Zorne, der nur ein höherer Grad und ein schleuniger Ausbruch dieses Gefühls ist, kann man eben dasselbe sagen.

15. Artikel.

Vom Gefühl des Guten.

Aus dem Gefühl des Guten fließt die Begierde, es zu genießen, und folglich es zu erwerben. Dieser Trieb ist zu unsrer Erhaltung schlechterdings nothwendig. Er ist die Ursach aller unsrer Arbeit und Anstrengung. Er ists, dem wir unsre Ausbildung, und alles was wir Gutes haben, verdanken. Er ists aber auch, der unsre Ruhe stört, quälende Sorgen, Wünsche, Hofnungen, Misvergnügen erzeugt. Durch ihn plagt uns ein unersättlicher Durst nach dem Besitz; der Kummer des Mangels; der Schmerz der fehlgeschlagenen Hofnung. Die Begierde wendet alles an, List, Betrug, Ungerechtigkeit, Gewalt,

um ihren Gegenstand zu erreichen. Der Irrthum gesellet sich zu ihr; denn der Mensch ist nicht allwissend. Dieser spiegelt uns falsche Güter vor, und blendet uns durch den Schimmer. Wir streben nach leeren Schatten, oder nach verderblichen Dingen, und härmen uns, daß wir sie nicht erreichen können.

Der Geschmak ist ein Theil oder ein Reiz der Begierde. Er versüßt uns den Gebrauch der nöthigen Nahrungsmittel, und macht uns aus einem Bedürfniß ein Vergnügen. Er ist es aber auch, der uns zur Unmäßigkeit verleitet, und durch solche die Gesundheit zerrüttet, den Verstand benebelt, und das Leben verkürzt. Wenn er sehr verfeinert ist, so daß er das Gute, das Vortrefliche recht zu empfinden fähig ist, so empfindet er auch das Schlechte, das Unschmakhafte, das Ekelhafte, und vermißt das Vergnügen, das ein Andrer am Gewöhnlichen, Mittelmäßigen findet.

So ist es mit dem Geschmak überhaupt und in allen Stükken. Er wird zur Leidenschaft, zum Laster, zur Plage. Der verfeinerte Geschmak,

schmak, auch der edelste, quält uns durch Ekel. Das ist schon gesagt worden. (10. Art. Von der Empfindsamkeit)

„ Chez les tristes humains par un abus fatal
„ Le bien le plus parfait est la source du mal. „

„Bei den beklagenswürdigen Sterblichen, „wird durch einen traurigen Misbrauch das voll- „kommenste Gut zu einer Quelle von Uebel.„

Sehr merkwürdig: das vollkommenste Gut! Gerade was ich in dieser Schrift zu beweisen suche; nemlich, daß das Gute um destomehr schaden kann, je grösser es ist. Um das Uebel aus der Welt zu schaffen, müßte man alles Gute daraus vertilgen, d. h. die ganze Welt zernichten.

Freilich entsteht das Uebel, wie die angeführten Verse sagen, aus dem Misbrauch des Guten; das habe ich schon gesagt. (S. III. B. I. Kap.) Allein es ist immer die wohlthätige Kraft, die schädlich wird. Und wie sollte wol der Misbrauch zu verhüten seyn, da der Mensch nothwendig beschränkt ist, und unmöglich allwissend seyn kann.

16. Artikel.

Von der Religion.

Nichts ist vortreflicher, als die Gottesfurcht und die Empfindungen der Religion. Nichts kann den Menschen mehr in den Mühseligkeiten des Lebens aufrichten, seinen Muth, bei der Last der Arbeit und der Erfüllung schwerer Pflichten, stärker anfeuern; ihm so wirksamen Trost bei allen Leiden einflößen, ihn mit belebender Hofnung erfüllen, seine tugendhaften Entschliessungen beseelen; ihn in seiner Schwachheit, im Kampf wider die Anfechtungen und Leidenschaften kräftiger unterstüzzen. Die Religion erhebt die Seele, zeigt uns große Gegenstände — einen Gott, seine Liebe gegen uns, seine sorgende Fürsehung, ein unsterbliches Leben. Diese erhabnen Gegenstände entflammen die Seele, geben ihr Schwung und Kraft, den Leiden, den Verfolgungen, dem Tode selbst zu trozzen; mit frohem, oder doch ruhigem Muthe in die Gefahr

zu gehn, und jeder Art von Feinden mit Zuversicht entgegen zu sehn. Die schwersten Pflichten werden erfüllt, mit Treue und Standhaftigkeit erfüllt, wenn man ihnen das Siegel der Religion aufzudrükken weiß.

Sie besteht in einer eifrigen Liebe zu Gott, und einer unerschütterlichen Zuversicht seines Schuzzes und seiner Gnade. Gewiß die vortreflichsten Empfindungen!

Wem ist aber das unsägliche Uebel unbekannt, das sie erzeugt hat? Irrthum, Leichtgläubigkeit und Schwärmerei pflegen ihre treuen Begleiter zu seyn, und durch sie, den größten Schaden anzurichten.

Religiosität kann bei dem großen Haufen ohne Leichtgläubigkeit nicht seyn. Das Volk kann die Glaubwürdigkeit der Lehrsäzze in der Religion nicht prüfen; es weiß Wahrheit und Irrthum nicht zu unterscheiden, den Werth der Beweise, die man ihm für seine Glaubenslehre anführt, nicht zu beurtheilen, wenn man sich ja die Mühe gibt, ihm Beweise zu geben — eine sehr überflüßige Mühe, die öfters mehr schaden als

fruchten mag. — Wie sollte das Volk den Windungen der zusammengesezten Beweise, worauf sich die Religion gründet, folgen können? wie alle die Gelehrsamkeit sammeln, — nicht sammeln, nur begreifen — die dazu erfordert wird? Und nun vollends die Kinder, die Unmündigen, denen man das alles vorträgt. — Denn man erwartet ja nicht die Jahre der Vernunft, man kann sie nicht erwarten. Das Volk muß die Religion auf das Wort seiner Lehrer annehmen. Hier ist kein Mittel; Leichtgläubigkeit oder Unglauben!

Und selbst der Gelehrte — Wie oft beruht sein Glaube auf — hinlänglich geprüften Gründen? Rühmt sich jede Religionsverwandschaft nicht ihrer erleuchteten Männer? Die Religionsverwandschaften können doch unmöglich alle die lautere Wahrheit haben.

Leichtgläubigkeit ist also nothwendig, wenn Religiosität im Allgemeinen statt finden soll. *)

So,

*) „J'eusse été près du Gange esclave des faux Dieux,
„Chretienne dans Paris, musulmane en ces lieux.
„L'in-

Sobald Leichtgläubigkeit da ist, wird sie nothwendig gemisbraucht werden. Ich will nicht einmal sagen, daß die Priester solche zu ihrem Vortheile ergreifen, und das Volk mit Aberglauben erfüllen können. Nein; gesezt auch, daß alle Priester von jeher nichts anders, als erleuchtete, treue, würdige Lehrer gewesen seyen; genug, daß sie, und das Volk, das sie lehren, nicht allwissend sind; genug, daß sie in der Sprache dunkel und zweideutig, ohne ihr Verschulden, seyn können, und daß das Volk öfters die Sprache nicht versteht, manches nicht fassen, einem Schluß nicht

„ L'instruction fait tout, et la main des nos peres
„ Grave en nos foibles coeurs ces premièrs caracteres.„

„ An den Ufern des Ganges, sagt Zayre, würde „ ich eine Anbeterin der Götzen, in Paris eine Christin geworden seyn; hier aber folge ich den Muhamed. Die Erziehung thut hierin alles, und die „ Hand unsrer Väter bildet diese ersten Eindrükke in „ unsern Herzen. „

Allenthalben ist das Volk auf das Wort seiner Lehrer und Väter gottesfürchtig. Eben so es wie es zu Konstantinopel Muhamedanisch ist, eben so ist es christkatholisch zu Rom und zu Wien; lutherisch zu Augsburg; und calvinisch zu Genf und Amsterdam.

nicht folgen kann: so wird schon Irrthum und Aberglauben entstehn müssen. Die Phänomene in der Natur werden das Volk und die Lehrer in Erstaunen und Schrekken sezzen. Der Donner wird ihnen die Stimme Gottes, sein Schelten werden; ungewöhnliche Unglüksfälle, Strafgerichte, oder die Wirkung eines bösartigen höheren Wesens seyn.

Daraus fließen schon alle Arten von Reinigungen und Versöhnungen, von dem hermlosen Händewaschen, bis auf die Sühnopfer von Menschenblut, von eigner Kinder Blut. Diese Lehre wird von den Vätern auf die Kinder und Enkel sich fortpflanzen, und wachsen — Leichtgläubigkeit und Ehrfurcht für die Vorfahren und das Alterthum, werden den Aberglauben, Troz den Wissenschaften und der Kenntniß der Natur, erhalten; mitten unter den schönsten Experimenten der Naturlehre und der Scheidekunst, werden Gespenster und Hexen ihr schnödes Ansehen behaupten.

Also wird manches zur Religion gerechnet werden, was dazu gar nicht gehört, und wird

eben

eben so heilig seyn, als die wichtigsten Lehren und Pflichten derselben. Die Liebe zu Gott wird dies alles auch mit umfassen, was man, irrig oder mit Wahrheit, für göttlich halten wird.

Nach und nach wird der fromme Eifer für das Ausserwesentliche, das Wesentliche in der Religion verdrängen, und der wahren Frömmigkeit nachtheilig seyn. Tugend ist schwer, sie ist der Sieg über die Lüste — viel leichter ist es, Cerimonien zu beobachten, Gebete zu halten, die Hände zu waschen, und Opfer zu bringen. Man wird also durch den Eifer für die Gebräuche der Religion sich wegen der Verlezzung der Tugend beruhigen. Man kann ja die göttliche Gerechtigkeit aussöhnen, und Gott ist gnädig und barmherzig! Noch mehr. Es ist leichter als man glaubt, in seiner frommen Einfalt die Tugend den Gebräuchen nachzusezzen. Tugend bringt ihren Lohn mit sich — wer in seinem Beruf treu und fleißig ist, hat Brod. Tugend ist also für uns gut, und scheint vor Gott keinen eigentlichen Verdienst haben zu können. Aber die Gebräuche — die sind für Gott, für Ihn beobach-

obachtet man sie, Ihm zu Ehren beweist man darin Eifer — also scheint die Beobachtung derselben etwas höheres zu seyn, und verdienstlicheres zu haben; es scheint, als wenn Gott uns einigen Dank dafür schuldig wäre, und man hoft von seiner Gerechtigkeit, oder doch wenigstens von seiner großen Güte, daß er diese Frömmigkeit nicht unbelohnt lassen wird.

Je stärker nun die Liebe zur Religion ist, desto stärker klebt man an dem irrigen Glauben, desto schwerer wirds dem Lehrer, Irrthum auszurotten, und Wahrheit zu befördern. Alles, was wider den angenommenen Glauben streitet, wird als Unglaube, Freigeisterei, Kezzerei und Gottlosigkeit verworfen.

Eben deswegen, weil das Volk nicht im Stande ist, Irrthum und Wahrheit zu unterscheiden, nimmt der Vorsichtige Anstand, jenen anzugreifen, aus Furcht, die Wahrheit zugleich mit niederzureissen. Der Glaube an Gott, und der Glaube an Hexen und Kobolde beruhen mehrentheils auf einem und demselben Grunde. Erschüttert man diesen, so schwankt jener zugleich.

Aus diesem Grunde hat Jesus manchen jüdischen Irrthum unangetastet gelassen, und er erklärt sich darüber in dem Gleichniß von dem Waizen und dem Unkraute. *Lasset das Unkraut stehn,* sagt er, *damit ihr nicht den Waizen zugleich mit ausreisset.*

Es wird jezt soviel von Aufklärung des Volks geredt und geschrieben; selbst die Berlinsche Akademie hat die Frage davon zur Preisaufgabe gemacht. Ich glaube aber, daß sich noch davon sehr vieles sagen ließe. Man hät darüber gelacht, daß die Akademie solche Frage aufgegeben, und widersprechende Meinungen gekrönt hat. Ich kann darüber nicht lachen, und sehe nicht den geringsten Anlaß dazu. Gewiß war die Frage der Mühe werth — zu wünschen wäre es, daß alle Akademien immer gemeinnüzzige Wahrheiten bearbeitet, und weniger auf Grübeleien und Komplimente die Zeit verschwendet hätten. Warum sollten sie nicht das Ja und das Nein krönen? Ich dächte, das gereichte ihrem philosophischen Zweifel, und ihrer Unpartheilichkeit zur Ehre — denn, wahrlich, die Frage ist noch nicht

nicht ganz ausgemacht. In Abstrakto möchte man vielleicht bald damit fertig werden, aber in der Wirklichkeit der Dinge — !

Meine Herren! was ist denn Aberglauben, Vorurtheil? Je nun, was nicht auf zulänglichen Gründen beruht. Sie geben mir viel zu, und ich möchte sagen, gewonnen Spiel. Denn nach dieser Definition ist das ganze Wissen, die ganze Religion des Volkes Vorurtheil und Aberglaube. Oder ist Aberglaube, was der Lehrer dafür erkennt? Dies wäre wol noch die bequemste Definition. — Allein — da gerathen wir in eine noch größere Verlegenheit; denn von einer Stadt zur andern, von einem Pfarr- und Schulhause zum andern wird sich Wahrheit und Aberglauben verändern. Hier lehrt man die Lehre von dem Teufel, von der Erbsünde, von der Dreieinigkeit, von dem Versöhnungstode Jesu — dort läugnet man einige von diesen Säzzen, am dritten Orte werden sie alle verworfen, u. s. w. Was ist nun Wahrheit, was Aberglauben? wo ist das untrügliche Kennzeichen beider? Gehn sie so alle Lehren durch,

so wol in der Religion, als in den Wissenschaften.

Kann das Volk Wahrheit erkennen, Wahrheit ertragen? Sollte manche Wahrheit, in dem jezzigen Zustand der Dinge, nicht schädlich seyn?

Wollen sie zum Kennzeichen der Wahrheit die Nuzbarkeit, und zum Probierstein des Irrthums die Schädlichkeit nehmen? Ich mache mich anheischig, den Nuzzen mancher Lehre, die von den meisten zum Aberglauben gerechnet wird, zu erweisen, und noch leichter den Schaden mancher Wahrheit darzuthun. Alles ist nüzlich und schädlich; in allen unsern Untersuchungen kommt es auf eine Berechnung des Mehr und Weniger an. Nihil est ab omni parte beatum, (nec infelix.)

Gesezt die Frage wäre von dieser Seite ausgemacht, so bleibt noch eine große Schwierigkeit — Wie soll man das Volk zur Wahrheit führen, wie seinen Aberglauben ausrotten? Man sehe nur, wie es mit der bloßen Verwechslung eines Gesangbuchs geht. Soll man dem Volke auf einmal, von Obrigkeits wegen, eine neue

Lehre aufdringen —? Dann haben wir Unruhe, Verfolgungen, offenbare Ungerechtigkeit gegen diejenigen, deren Glaube, Herz und Gewissen an dem Alten hängt. Und im Grunde, was wird dadurch gewonnen? Wahrheit? Nicht doch. Bei dem Volke ist alles Vorurtheil, und weiter nichts. Und man vertauscht dadurch nur einen alten Aberglauben mit einem neuen. Der Geist gewinnt nichts — er wird aus den alten Fesseln herausgerissen, und in neue eingeschmiedet. Denn, es wird doch immer ein System seyn, und seyn müssen -- und ein System ist so gut, als das andre — Die Moralität — die gewinnt selten dabei etwas.

Der große Friedrich will keinen Befehl geben zur Einführung des neuen Gesangbuchs. Er hat Recht; denn nur der Erleuchtete würde dabei gewinnen, und das ist der kleinste Haufe, der kann sich mit dem neuen Gesangbuch erbauen, wo und wann er will. Das Volk hängt an dem alten, man thut ihm weh, wenn man es losreißt, und verschaft ihm keinen Vortheil. Wann er Nuzzen von solcher Verändrung wird

haben

haben können, d. h. wann sein Geist dazu reif seyn wird; dann wird die Verändrung von selbst geschehn — es sie verlangen. Man arbeite also nur allmählig an seiner Erleuchtung, das übrige wird ohne Handanlegung erfolgen.

Der Eifer für Wahrheit macht, daß man allerlei Mittel anwendet, seinen Glauben auszubreiten; denn man hält seinen Glauben für Wahrheit. Der Gedanke, daß Gott die Wahrheit liebt, macht den Eifrer für das Heil der Andersgläubigen, die er Irrgläubige nennt, besorgt; wenn er Menschenliebe hat, wird er, um des Heils der Irrenden willen, zudringlich und ungestüm. Wie er seine Wahrheit so leicht und deutlich einzusehn glaubt, weil er davon ganz überzeugt ist, so denkt er, daß es Andern eben so leicht sey, sie anzunehmen; er begreift nicht, wie man so blind seyn kann, wie man so deutliche Lehren nicht leicht einsieht; und daraus schließt er, daß man muthwillig der Wahrheit widersteht, Gott beleidigt, und sein eignes Wohl von sich stößt. Der Eifer für Gottes Ehre, und der Widerspruch reizen ihn zum Zorn; daraus ent-

stehn Verkezzerungen, Lästerung, Haß, und, wenn es die Umstände zulassen, Ungerechtigkeit, Gewaltthätigkeit, Verfolgung, Krieg und Blutvergießen.

Man würde ganz gewiß der Menschheit zu nahe treten, wenn man ihr alle Ausschweifungen und Irrungen des Religionseifers und des Fanatismus, als Bosheiten anrechnen wollte. So viel ist gewiß, daß Priesterbetrug, Heuchelei und Politik manche Verfolgungen erzeugt haben; allein ich bin fest überzeugt, daß die mehresten von den abscheulichen Blutbädern, worüber die Menschheit zu unsern Tagen erröthet, die Wirkung eines wahren frommen Eifers für die Ehre Gottes, die Ausbreitung der Wahrheit, und das Heil der Menschen in diesem und jenem Leben, gewesen sind. Freilich irrte man in den Grundsäzzen, und in den Mitteln, die man brauchte; die Beweggründe aber waren gut.

Wir haben an dem Apostel Paulus ein deutliches Beispiel von dem, was ich hier behaupte, daß die Verfolgung eine Folge von dem so vor-

tref-

treflichen Religionseifer ist. Als Jude und als Christ war er ein Eferer. Als Jude glaubte er, die Christen wären Feinde Gottes, und er verfolgte sie, aus Liebe zur Religion, d. h. zu Gott. Nachher, als er die christliche Lehre für die Wahrheit hielt, feuerte ihn derselbe Eifer an, Arbeit und Noth und Verfolgung zu ertragen, und endlich sein Blut für diese Lehre zu vergießen.

Das war von jeher der Zustand des Volks in Ansehung der Religion. Daher kommts, daß verschmizte Bösewichter, die es gegen die sogenannten Kezzer aufzuhezzen gesucht haben, nie andre Beweggründe, als Liebe zur Wahrheit, Befördrung der Ehre Gottes, und Heil der Seelen, vorschüzten. Jederzeit verbargen sie unter dieser ehrwürdigen Larve ihre Habsucht, und ihre Ehrbegierde.

Ein wenig Schwärmerei, etwas Widerwille gegen andre Religionsverwandte, Partheilichkeit für seine Glaubensgenossen und Aberglaube, ist, bei dem Volke, von dem Religionseifer fast unzertrennlich. Aus diesem Grunde wünschen manche den Religionseifer weg. Sie betrachten

aber die Sache nur einseitig. Freilich thut dieser Eifer Schaden, großen Schaden. Freilich hat er manchmal die heiligsten Pflichten unter die Füße getreten. Allein, hat er denn nicht auch viel Gutes gethan? Man kann sich in dieser Berechnung leicht irren; weil das Unheil, das der Eifer gestiftet hat, in die Augen fallend ist; der Nuzzen aber, den er erzeugt, sieht man nicht; weil er größtentheils im Verborgenen geschiedt. Wer weiß, wie viel Wohlthaten, wie viele Versöhnungen dieses Gefühl erzeugt; wie oft es Mäßigung der Begierden und Leidenschaften, Beobachtung der Pflichten, treue Amtsführung bewirkt hat? Wer kann das Uebel, die Laster und Schandthaten vorzeigen und berechnen, die nicht geschehn sind, weil der Religionseifer solche verhindert hat? Wer kann das schäzzen, was ohne denselben geschehn wäre, und nicht geschehn ist?

Was die Urtheile über die Religion allemal zu ihrem Nachtheile ausfallen lassen wird, ist, daß eine Menge Uebel, die sie erzeugt hat, die Wuth, die sie entflammt, vor Augen liegen,

und daß man ihr noch eine Menge Laster, Verbrechen, Ausschweifungen aufbürden kann, woran sie unschuldig ist, die man ihr aber zurechnet, weil sie den Vorwand und den Dekmantel dazu hergeben mußte, weil solche unter ihrem Namen geschehen, weil man ihr Ansehn dazu misbraucht. Auf der andern Seite thut man gern der Erziehung, den Gesezzen, der Gewöhnung, dem Eigennuz, der Ehrliebe, der Furcht, der Schwachheit, der Heuchelei, die Ehre, tausend gute Handlungen, tausend edle Thaten, auf ihre Rechnung zu bringen, an welchen öfters die Religion großen Antheil haben mag. Es ist unmöglich, bei der Menge der Triebe, die den Menschen beseelen, einem jeden sein Antheil an jeder Handlung zu bestimmen. Und — gewiß, die Religion ist keine von den schwächsten Triebfedern menschlichen Herzens! Bei dem Volke ist sie eine der stärksten und allgemeinsten.

Wo ist die Herrschaft, die irreligiöses Gesinde; der Regent, der atheistische Unterthanen haben möchte? Freilich werden solche Unterthanen, solches Gesinde, ihre Obrigkeit und ihre

 Herr=

Herrschaft nicht um der Religion willen verrathen, vervortheilen, ermorden. Aber mit welchem Eifer werden sie ihnen dienen, zumal wenn die Obern schwierig sind? Werden sie ihnen treu seyn, werden sie die verborgenen Ungerechtigkeiten vermeiden? Menschliche Gesezze, Drohungen und Augen reichen nicht so weit, wie die Religiosität.

Nehmet die Gefühle für Religion weg, so wird alles schlaff und matt. Es entsteht keine Verfolgung, das ist wahr; aber es wird keine Aufopfrung mehr geschehn; jeder wird ganz auf seinen Eigennuz sich einschränken, und sich um Andre wenig bekümmern. Ich möchte den Religionseifer mit der brennenden Sonnenhizze im Sommer, und die Irreligiosität mit dem Froste des Winters vergleichen. Jene ist der Gesundheit gefährlich, erzeugt Ruhren, Flekfieber, Seuchen von aller Art. Allein sie belebt die Natur, treibt die Gewächse, reift die Früchte, und bereichert uns mit Vorrath. Die Kälte des Winters thut keinen Schaden, die Seuchen hören auf, aber auch die Triebkraft der Erde;

alles

alles erstarrt, und liegt todt; sie bringt keine Frucht, und wenn sie anhielte, müßten Menschen und Vieh umkommen. *)

Ist es denn ausgemacht, daß wir mit Wegschaffung der Religion, auch das Uebel und die Grausamkeiten, die Clemens und die Ravaillacs, die Bluthochzeiten, Dragonaden, wegschaffen werden? Werden die Leidenschaften, die die Religion misbrauchten, keinen andern Dekmantel finden, wenn man ihnen diesen nimmt? Schwerlich wird man es glauben. Die Leidenschaften sind viel zu verschlagen. Statt

*) Ueberhaupt ists mislich und ungerecht, von einer Sache bloß nach dem Uebel, das sie erzeugt, urtheilen zu wollen. Auf diese Art wäre nichts in der Welt, das man nicht, mit Recht, verwerfen könnte; weil es nichts in der Welt gibt, das nicht unter gewissen Umständen schädlich werden sollte. Alles ist mit Gut und Uebel vermischt, und wir haben die Wahl nur zwischen minder und mehr Gut, minder und mehr Uebel. Wenn man billig urtheilen will, muß man das Gute und das Böse der verschiedenen Fälle mit einander vergleichen. Und in der Frage von der Religion muß man untersuchen, 1) ob die Religion mehr Gutes als Böses thut; und 2) ob die Irreligiosität nicht noch schädlicher seyn möchte?

des Feldgeschreies, Rezzerei, reine Lehre, Ehre Gottes, Seelenheil; werden sie rufen, Freiheit, Majestät, Unterdrükkung, Recht, Wigh, Thory u. s. w. u. s. w. Der Mensch will einen Gegenstand seiner Thätigkeit haben; nehmet ihm das Eine, so sucht er einen andern, und ihr gewinnt nichts, als eine veränderte Gestalt; und das ist wahrlich der Mühe nicht werth.

Man schreit zu unsern Zeiten sehr über Priesterbetrug, Pfaffenstolz und Habsucht. Ich will den Stand nicht rechtfertigen, es wäre gar zu schwer. Kann man aber ihn als den Abschaum des menschlichen Geschlechts ansehn? Darf der Tadler sich brüsten, und sagen: So bin ich nicht? Würde er, der Tadler, der jezt so zuversichtlich seinen Stein wirft, an der Stelle des Gesteinigten, besser seyn, als dieser? Das ist nicht ausgemacht. Wenn man den Menschen tadeln will, muß man — nicht allein auf seine Thaten, sondern auch auf seine Lage sehn. Hat diese große Schwierigkeiten, ist sie gefährlichen Versuchungen ausgesezt, — dann beklage man den Mann;

Mann; dann wünsche man ihm Kraft und Muth — aber man verdamme ihn nicht.

Die Lage der Priester ist von jeher die gefährlichste gewesen, die man nur denken kann; eine Lage, die die Tugend selbst verführen könnte. Lange Zeit sind sie das Orakel des Volks, die Fürsprecher desselben bei der Gottheit, die Stimme der Götter gewesen. Sie waren zugleich Aerzte, und hatten, der Meinung des Volkes nach, das Heil der Seele, und das Wohl des Leibes in ihren Händen. Sie genossen das Ansehn, als wenn sie wirklich die Herren über Zeit und Ewigkeit gewesen wären. Lange Zeit waren sie die alleinigen Besizzer aller Wissenschaften, und daher der Kräfte in der Natur. Die Fürsten hatten keine andre Räthe, als die Priester. Also hatten die Priester die Herzen der Menschen in ihren Händen, weil sie alle Zügel und Triebfedern hielten, wodurch die Menschen gelenkt und getrieben werden. Sie vermochten alles.

Als Lehrer der Jugend, stand es bei ihnen, die Menschen so zu bilden, als sie sie brauchten.

ten. Ihr Ansehn legte den ersten Grund in das Herz der Kinder — und wie leicht war es, dieses Ansehn zu erhalten und zu vermehren!

Der Priester kann doch nimmermehr etwas anders seyn, als ein Mensch. Die Leidenschaften und Begierden kann er durch keine Einweihung vertilgen. Ja, die Leidenschaften müssen bei ihm desto heftiger wüten, weil er, vermöge seines Standes, dieselben wenigstens verbergen muß. Manches Opfer der Enthaltsamkeit, der Selbstverläugnung muß er bringen; dafür will sich die menschliche Schwachheit auf eine andre Weise schadlos halten. Das Herz mit seinen Begierden, ist wie ein Gefäß voll Wasser Neigt man das Gefäß, so daß das Wasser den einen Rand bloß läßt, so ergießt sich dieses über den andern Rand.

Nun denke man sich Begierden, konzentrirte Leidenschaften, und dazu die Allgewalt in Händen! Was wird man da heraus bringen?

Ist es denn so leicht, zu begehren, zu können, und doch nicht zu thun? Das ist ja der höchste Grad der Tugend!

Nothwendig mußten die Priester schlechter werden, als andre Menschen, weil ihre Lage weit gefährlicher war. Jezt werden sie sich schon bessern, nun man ihnen die Macht genommen hat. Wohl den Völkern! Wohl den Priestern!

V. Kapitel.

Die Gesellschaft erzeugt eine Menge Uebel.

Die Gesellschaft ist gewiß eine von den vortreflichsten Einrichtungen; sie ist der Grund und das Mittel unsrer Entwikkelung, der Ausbildung unsrer Seelenkräfte, die Quelle unsrer seligsten Gefühle, unsrer Ruhe und unsers Reichthums. Man vergleiche unsern Zustand mit dem der Feuerländer oder Kanibalen, die doch schon eine Gesellschaft unter sich machen; und man wird sehn können, was wir der Gesellschaft zu verdanken haben.

Sie

Sie unterwirft uns aber einer Menge von Bedürfnissen, die der Mensch in der Einsamkeit nicht haben würde. Weichlichkeit, Lekkerhaftigkeit und Pracht sind ihre nächsten Folgen.

Sobald viele Menschen gemeinschaftlich arbeiten, haben sie Muße und Ueberfluß. Diese erzeugen Künste, die mehr Bequemlichkeit verschaffen. Diese Bequemlichkeit gefällt; wir gewöhnen uns dazu; daraus entsteht Geschmak, Wollust, Begierde. Ein jeder sieht den bessern Wohlstand der Andern, und wünscht ihn für sich. Man sucht jeden Reichen zur Mittheilung zu bewegen, schmeichelt ihm, erweiset ihm Ergebenheit; daher das Gefühl von Ehre, von Vorzügen, und der Stolz des Reichthums. Alle wünschen geehrt zu seyn, bestreben sich also, eben so reich zu werden, oder wenigstens zu scheinen. Man sieht auf äussern Glanz mehr, als auf Wirklichkeit, weil jener mehr ins Auge fällt, und leichter zu erhalten ist. Dieß ist die Geburt der Pracht und Eitelkeit. Nun man auf die Spur gekommen ist, wird alles glänzend,

zend, der Geschmak thut große Schritte. Die Nuzbarkeit ist nunmehr unzulänglich; eine gewisse Eleganz muß ihr den Werth geben. Bald wird die Eleganz die Nuzbarkeit verdrängen, oder wenigstens auf die zwote Stufe herunter drükken. Ich bitte den Leser, mit mir zu betrachten, was wir da schon für Uebel haben.

Erstlich Bequemlichkeit und Weichlichkeit. Diese erschlaffen den Körper, schwächen die Gesundheit, vermindern die Kräfte, machen uns zu Sklaven vieler überflüßigen Bedürfnisse, und gegen unangenehme Eindrükke zu empfindlich. Die Empfindlichkeit macht uns furchtsam; diese und die Schwäche erschweren uns jede Pflicht, jede Tugend, die mit Mühe, Anstrengung, Unannehmlichkeit, Widerstand, Gefahr verbunden ist. Dadurch unterbleibt manche edle Handlung; man will nur immer leicht und sicher gehn; und bald lernt man sich von Aufopfrung und Beschwerden loszusprechen: man schränkt sich auf sein Ich ein; dann ist alles gut, wenns uns nur gut geht; und alles verworren, die Fürsehung wird zweifelhaft, die Menschen sind

verderbt, ungerecht, grausam, sobald es uns fehlt. Aus dieser Quelle fließen alle Fehler und Laster, die sich auf Besiz und Wohlseyn beziehn, als Habsucht, Ungerechtigkeit, Uebervortheilung, Hinterlist, Untreue, Verrätherei, Wollust, Trägheit, u. dergl.

In diesem Zustande der Weichlichkeit und der Entnervung, in welchen uns die Gesellschaft mit ihrem Reichthume, ihrer Sicherheit, ihren Einrichtungen, versezt; erheben sich gemeiniglich unsre Seelen. Weit gefehlt, daß die rohen Völker unsre Empfindungen, unsre Begierden, unsre Betriebsamkeit, unsre Lebhaftigkeit erreichen. Sie thun ausserordentliche Thaten, ohne Erhebung der Seele, sie erschrekken uns mit ihrer Kraft zu dulden, mit ihrer Gemüthsruhe, ohne ein Gefühl davon zu haben; kaum sind sie moralische Wesen. Alles ist bei ihnen mechanisch. Sie tragen die Schmerzen ohngefehr so, wie der Elephant eine ungeheure Last; ihre Thaten sind, wie die Thaten des Löwen. Der Grönländer läuft, geht durch den tiefen Schnee, trozzet dem starrenden Froste und den Abgrün-

den, wie sein Rennthier. Wir — wir thun, mit Würde und Erhebung der Seele, kleine Thaten, weil wir, bei unsrer Schwachheit, Muth, Geduld, Anstrengung zu den geringsten Verrichtungen brauchen. Der Canadenser unternimmt, ohne Vorrath, eine Reise von zwei oder dreihundert Meilen; des Tags läuft er, wie ein Hirsch; die Nacht legt er sich auf die bloße Erde. Dazu braucht er keinen Muth, weil er da keine Beschwerde empfindet. Unsre Männer vom gesitteten Stande brauchen schon Muth und Entschließung, um in einer wohlausgepolsterten und mit allen Bequemlichkeiten versehenen Carosse, einige dreißig Meilen zu machen; weil ihnen die Reise beschwerlich wird. Wer es wagt, ein Paar Meilen zu gehn, gilt schon für einen außerordentlichen Mann, fast für einen Helden. Der Wilde ist in einem Zustande des vollkommnen Verhältnisses aller seiner Kräfte; er kennt und denkt und wünscht nicht mehr, als er mit seinen Kräften erreichen kann; und kann also alles thun, was er will. Bei uns aber sind die Seelenkräfte weit über

die Sphäre unsrer ausübenden Kräfte hinweg; und ohnerachtet aller Kräfte der Künste und der Natur, die wir uns zu unterwerfen gewußt haben, sind wir nicht im Stande, die Hälfte unsrer Begierden zu befriedigen; die Hälfte unsrer Unternehmen auszuführen, und unsrer Plane zu realisiren. Dieses Misverhältniß unsrer Kräfte zu unsern Begierden, ist die Quelle aller unsrer Noth.

Umsonst fassen wir weise, muthige Entschlüsse; und es ist gewiß, daß wir oft dergleichen fassen. Unsre Schwachheit, die Verwöhnung, die Weichlichkeit, der eingeführte Gebrauch, die Urtheile der Menschen, die Vorurtheile des großen Haufens, sind eine Last, die uns drükt und beständig niederhält. Wenn es uns zuweilen durch vieles Streben und Gewalt gelingt, uns auf einen Augenblik loszumachen und zu heben, so fallen wir den Augenblik darauf wieder zurük.

Zweitens haben wir Ehrsucht mit ihrem ganzen Gefolge, Verachtung, Unterdrükkung, Eitelkeit, Rangsucht. Der Schein gewinnt die

Ober=

Oberhand. Die Verstellung beschönigt erst den äußern Zustand, hernach die Personen, die Gesinnungen, die Empfindungen. Gradheit, Aufrichtigkeit, Rechtschaffenheit gehn verloren.

Es folgt aus allem diesen, drükkende Arbeit; weil der Mensch mehr verzehrt, mehr haben will, als das Bedürfniß; weil der Arme, oder minder Listige, für den Reichen mit arbeiten muß; welcher zehnmal mehr an sich reißt, als der arbeitende Theil genießt. Der Werth des Reichthums macht, daß man mit ihm alles bewerkstelligen und erwerben kann. Die Erfindungen der Künste sind alle zum Vortheil des Reichen, und zum Nachtheil des Armen; weil der Reiche allein den kostbaren Unterricht bezahlen kann, wodurch der Verstand gebildet und zu Erfindungen fähig gemacht wird; weil er allein die Erfindungen der Andern zu lohnen, und ins Werk zu richten vermögend ist. Dadurch kommt vollends aller Reichthum in seine Hände, und der Arme verliert das wenige, was er hat. Was thut jede Arbeitsmaschine anders, als daß sie dem Armen Arbeit und Brod nimmt,

 um

um es dem Reichen zu geben. Alles steht lezterem zu Dienste, Arm und Kopf der Menschen, ihre Glieder und ihr Blut, Unschuld und Tugend, und alle Kräfte der Natur; weil er bezahlen kann.

Der Reiche besizt, misbraucht und verschwendet; der Arme beneidet ihn, und sucht ihm ähnlich zu werden, oder wenigstens zu scheinen. Die Pracht wird herrschende Mode und Bedürfniß; es ist Sonderbarkeit, fast Schande, simpel zu leben. Die mehresten treiben den Aufwand über ihre Kräfte. Da entstehn Schulden, Wucher, Banquerut, Strafe, Elend.

Sobald der äußere Glanz dem innern Werth vorgezogen wird, fällt die Achtung auf diejenigen, die durch Pracht, Bildung, Politur der Sitten, angenehm in die Augen fallen; d. h. auf Reiche, und hauptsächlich auf Müssiggänger. Denn diese, die weiter nichts zu thun haben, können sich von der gefälligen Seite am mehresten ausbilden. Die Verachtung fällt auf das Volk; auf Akkerleute, Handwerker, Geschäftsmänner, d. h. auf den unentbehrlichen Theil

der Gesellschaft, auf die Stüzzen des gemeinen Wesens.

Das sind die Grundübel, die gleich und nothwendig aus jeder Einrichtung einer polizirten Gesellschaft entspringen. Da haben wir schon eine Menge Laster und Elend.

Gesezze sind nothwendig. Sie erhalten die Gesellschaft, ihre Ruh, das Wohlseyn des Staates und dessen Glieder. Ohne sie ist kein Gemeinwesen denkbar. Der Despotismus selbst hat seine Gesezze.

Ein Gesez ist eine allgemeine Bestimmung einer Gattung von Handlungen. Es hat zwar jedes seine besondern Bestimmungen und Ausnahmen; allein jede individuelle Handlung hat ihren auszeichnenden Karakter. Die Rechtsgelehrten sagen, daß: Wenn zwei dasselbe thun, so ists nicht dasselbe. *) Auf diese individuelle Verschiedenheit kann das Gesez nicht sehn, und wird dadurch oft und nothwendig, ungerecht.

Es ist wol unmöglich, ein Gesez zu geben, das in keinem Fall hart, in allen aber gerecht

 und

*) Duo cum faciunt idem, non est idem.

und billig wäre; so daß keiner, mit Grund, dawider klagen könnte.

Die Gesellschaft verdirbt den Menschen nothwendig vom Grund aus, denn sie widerspricht allen seinen Grundtrieben, und schränkt alle seine Kräfte ein. Der Grundtrieb des Menschen ist Selbstliebe, Begierde nach Genuß, welcher nothwendig von allen Seiten zurükgehalten und gedrükt wird. Jeder Nachbar schränkt mich, und meine Wünsche und Begierden ein; jeder steht mit allen angränzenden in Kollision. Keiner kann haben, was er wünscht, und thun, was er will; alles ist, freilich zum allgemeinem Wohl, bestimmt und abgemessen; es kann nicht anders seyn; aber es ist doch immer jedem beschwerlich. Keiner kann sich Luft machen, ohne den andern zu drängen; das ist richtig. Daher eine beständige Reibung, ein immerwährendes Zusammenstoßen. Der Staat erfordert Dienste, die Jedem zur Last fallen, und wovon der Nuzzen nur der Einsicht, der Klugheit sichtbar wird. Der wahre Dämon, der den Menschen verführt, ist — die Gesellschaft.

Reichthum und Armuh erzeugen Abhänglichkeit und Unterdrükkung; unerträglichen Stolz und Niederträchtigkeit.

Das Eigenthum, ohne welches die Gesellschaft nicht bestehn kann, gibt zu Privatstreitigkeiten und Zänkereien, und zum Kriege Anlaß. Ohne die Gesellschaft möchten wol dann und wann Streitigkeiten und Gewaltthätigkeiten statt finden, sie würden aber selten seyn, weil die Menschen selten einander begegnen würden. Ueberdieß würden diese Gewaltthätigkeiten, physisch und moralisch betrachtet, von weit geringerer Erheblichkeit als jezt seyn. Im moralischen nemlich, weil der Mensch bei dem Mangel der Ausbildung gar nicht moralisch, sondern ganz thierisch seyn würde. Im physischen aber, weil bei einem festeren Körperbau, bei minderer Empfindlichkeit, beim Mangel an Vorsicht, an Nebenbegriffen, an allem, was bei dem moralischen Menschen das Uebel so sehr erhöht, — jede Gewaltthä igkeit einen geringen Eindruk auf den Leidenden machen würde. Ich darf wol nicht dar-

darthun, daß diese öffentliche und Privatzwiste ein sehr großes Uebel sind.

Wo eine Gesellschaft ist, muß Obrigkeit seyn. Und wie leicht läßt sich diese, durch ihre Macht, zu Ungerechtigkeiten, zu Bedrükkungen verleiten? Sie verwaltet die Schäzze des Staates; und was gehört für standhafte Redlichkeit dazu, um seine Hände unbeflekt zu erhalten! Die Gelegenheit facht die Begierde an. Die Leichtigkeit, immer mehr zu haben, erzeugt Verschwendung; das Volk muß die Nahrung, zu dem Stolz, der Ueppigkeit seiner Vorgesezten hergeben, und sich selbst das Nothdürftige entziehn, um den unersättlichen Golddurst, die unmäßige Wollust, zu sättigen und immer mehr anzufachen. Es schmiedet selbst seine Fesseln, und macht sie immer schwerer.

Das Wohl des Staates erfordert, daß die Obern geehrt werden. Diese Verehrung erfüllt sie leicht mit Stolz, und mit Verachtung gegen das Volk, dessen Diener sie sind, und sie nennen sich bald seine Herren. Das Volk wird neidisch, oder niederträchtig.

Die

Die Gesezgebung und die Handhabung der Gesezze, die Strafen, das Vermögen, die Freiheit, die Person, das Leben der Unterthanen sind in den Händen der Obrigkeit; und es muß so seyn. Die Republik, die Demokratie hat hierin nichts voraus. Wie leicht ists nun aber nicht, solche Macht zu Privatabsichten und Rache zu misbrauchen? Alle Begierden, Geiz, Wollust, Ehrbegierde, Haß, bedienen sich der Macht.

Die Obrigkeiten haben Anhang; eine Frau, Buhlerinnen, Kinder, Verwandte, Lieblinge, Schmeichler, Diener ihrer Wollüste und Begierden. Diese alle nehmen an der Macht Theil, und alle auf Kosten des Volks. Alle sind durch ihre Hoheit verdorben, oder sind zur Gunst nur deswegen gelanget, weil sie verdorben waren. Dieser Anhang hat seinen Anhang auch. — — — — — — — — — Ich will nicht weiter gehn.

Man nehme aber die beste Obrigkeit, die selbst regiert, und sich von keinem regieren läßt; die keine Familie hat, oder keine kennt; bei der die Grosen keinen Vorzug haben; die den Lüsten

entsagt, von Buhlerinnen und Lieblingen nichts weiß, und die höchstens, weil sie doch Menschengefühle hat, die Liebe, der sie nicht ganz zu entsagen vermag, auf einen Unbedeutenden fallen läßt, der keinen Schaden thun kann. — Diese Obrigkeit, die vollkommenste unter allen, kann doch nicht alles selbst thun; sie muß einen Theil ihrer Macht, die ganze Ausführung ihrer weisen und wohlthäigen Absichten einer Menge von großen und kleinen Dienern anvertrauen, welche ihre Weisheit nicht einsehn, nicht dieselben wohlthätigen Absichten haben; die, weil sie Menschen, und öfters schlechte Menschen sind, jeder in seinem Wirkungskreise, ihren Leidenschaften Gehör geben. Und wenn sie auch nur die Absichten der Obrigkeit schlecht verstehn, und daher nur halb, unrecht ausführen — Es kommt ja bei den besten Gesezzen immer auf die Ausführung an.

Es geht also der Gesellschaft, wie der Sonne. Jene bildet den Menschen, und verdirbt ihn; diese reift die Frucht, und fault sie; bringt die Säfte in der Natur in wohlthätige Bewegung,

und

und in schädliche Gährung; erzeugt Pflanzen und Früchte, und Seuchen; bringt Leben, und Tod *)

VI. Ka-

*) „Freiseyn heißt, nur von den Gesezzen abhängen. „Deswegen liebt der Engländer die Geseze, wie ein „Vater seine Kinder liebt; weil er der Urheber ihres „Daseyns ist, oder doch wenigstens zu seyn glaubt. „Eine solche Regierungsform konnte nur sehr spät ent- „stehn; weil man lange Zeit gegen eine Macht, die „man immer verehrt hat, kämpfen mußte; gegen das „Ansehn des Pabstes, das größte unter allen; weil es „auf Vorurtheil und Dummheit beruhte: gegen die „königliche Macht, die jederzeit geneigt ist, ihre Schran- „ken zu übertreten, und die man darin erhalten muß- „te: gegen die Macht des hohen Adels, welche eine „wahre Anarchie war: gegen die Macht der Bischöfe; „welche, durch die beständige Vermischung der weltli- „chen und der geistlichen Rechte, nach der Uebermacht „über den Adel und die Könige unabläßig strebte.

„Nach und nach ist das Unterhaus ein Damm ge- „worden, der alle diese Fluthen in ihren Schranken er- „hält.

„Das Unterhaus ist in der That die Nation; denn „der König, der das Haupt ist, sorgt nur für sich, „für seine sogenannten Rechte; die Pairs sizzen im Par- „lamente nur für sich in ihrem eignen Namen; eben so „auch die Bischöfe. Das Unterhaus aber sizt im Na- „men der Nation, und betreibt die Angelegenheiten der „Nation; denn jedes Mitglied dieses Hauses ist ein „Abgeordneter des Volks. Nun aber verhält sich das

„Volk

VI. Kapitel.

Uebersicht des zweiten Theils dieses dritten Buchs.

In diesem zweiten Theile des dritten Buchs habe ich zu beweisen gesucht, daß es die wohlthä-

„Volk zu dem König, wie ohngefehr acht Millionen zu „eins; und zu den Pairs und Bischöfen, wie acht Millio„nen zu etwa zweihundert. Das Unterhaus stellt die „acht Millionen freier Bürger vor.

„Diese Einrichtung, wogegen die Republik „des Plato nur ein abgeschmakter Traum ist; „diese Einrichtung, von welcher man vermuthen sollte, „daß Lokke oder Nevton, Halley oder Archimedes sie „ersonnen haben; diese Einrichtung hat gräß„liche Misbräuche erzeugt, worüber es die „Menschlichkeit schaudert. Die unvermeidlichen „Reibungen und Kollisionen, die daraus entstanden sind, „haben den ganzen Staat, zur Zeit eines Fairfax und „eines Cromwells, erschüttert und beinah zerstört.“ (Quéstions sur l'Encyclopédie.)

Die vortreflichsten Einrichtungen also haben die schreklichsten Unordnungen und Zerrüttungen erzeugt.

Kein andrer Staat zeigt uns solche erschrekliche Revolutionen, als der Englische. Frankreich hat seine

thätigen Kräfte in dem Menschen und der Natur sind, die das Uebel erzeugen. Mich deucht, daß der Beweis augenscheinlich und überzeugend ist. Ich habe gezeigt, daß jede Kraft schädlich wird:

1) Wenn sie auf einen unrechten Gegenstand wirkt.

Von

seine Königsmorde; aber Gerichte, Blutgerichte über Könige hat es nicht; England führt seinen Karl vor Gericht, und enthauptet ihn, im Namen der Gesetze, mit dem Schwerdte des Nachrichters.

In der Republik ist alles aktiv, jeder Bürger ist ein Theil der Regierung und der gesezgebenden Macht, eine wirkende, selbstständige Kraft. In der Monarchie ist alles passiv, der Alleinherrscher ausgenommen. In ihm ist die einzige thätige Kraft, die allen andern, als todten Kräften, den ersten Stoß und die Richtung geben muß. Folglich gibt es in der Republik unendlich mehr Reibungen und Kollisionen. Man sehe, zur Bestätigung dieses Sazzes, die Römische Geschichte nach. In ihrem blühendsten Zustande, war des Zankens auf dem Markt kein Ende; innere Ruhe zu verschaffen, mußte der Senat das Volk mit auswärtigen Kriegen beschäftigen. Kräfte müssen wirken; haben sie keinen äußern Gegenstand, so greifen sie, wie der leere Magen, sich selbst an.

Von der Art sind hizzige, stärkende Arzeneien bei einem hizzigen Fieber, bei Entzündungen der Lunge, bei Geschwulst und Wunden; von der Art ist noch das Feuer, das uns und unsre Haabe ergreift.

Es ist zu bemerken, daß diese Schiklichkeit des Gegenstandes keinesweges in seinem Verhältniß zu der wirkenden Kraft besteht. In dieser Rüksicht, für die Kraft ist jeder Gegenstand, auf welchen sie wirken kann, recht. Nur wenn diese auf den Gegenstand nicht wirken kann, ist ein Misverhältniß zwischen beiden. Also sind Steine und Metalle kein rechter Gegenstand für ein Messer oder unsre Zähne; weil leztere auf die ersteren nicht wirken können; das Holz aber, welches es auch ist, und wo es auch seyn mag, ist jederzeit ein paßlicher Gegenstand für das Feuer.

Die Paßlichkeit, wovon es bei der Beurtheilung des Uebels die Rede ist, besteht in dem Verhältnisse der Dinge zu uns, nach unserm

Wohl-

Wohlstande und unsern Absichten. In dieser Rüksicht, ist Holz auf dem Heerde und im Ofen ein paßlicher Gegenstand des Feuers, und ein sehr unpaßlicher, in dem Bau unsrer Häuser, und in unsern Geräthschaften. In Rüksicht auf die Kraft, ist alles, was sich schneiden läßt, ein schiklicher Gegenstand der schneidenden Werkzeuge. In Rüksicht auf uns aber ists ganz anders; es ist die Frage, ob wir das Ding ganz oder zerstükt brauchen, und wie es zu unserm Dienst geschnitten seyn muß: es ist die Frage, ob das schneidende Werkzeug uns Schaden oder Schmerzen verursacht.

Diese Schiklichkeit und Unschiklichkeit richtet sich also nicht nach der Natur der Dinge. Wenn das wäre, würde gar kein Uebel statt finden. Da aber unsre Bestimmungen häufig der Natur der Dinge widersprechen müssen, so ists wol nicht anders möglich, als daß Uebel entstehe.

Zweitens ist jede Kraft schädlich,

Wenn der Gegenstand derselben ihrer Einwirkung bis zum Uebermaaß empfänglich ist; oder, wenn die Kraft dermaßen verstärkt wird, daß sie die Schranken ihres bestimmten Wirkungskreises überschreitet.

So wird die sonst stärkende Kälte durch Uebermaaß tödtlich. So bekömmt der Strom einen zu starken Zuwachs an Wasser, seine niedrigen Ufer können ihn nicht in seinem Bett erhalten, die Dämme sind zu schwach, er überschwemmt, bricht durch, und verheert die Gegend. (Omne nimium in vitium vertitur).

Dieses Uebermaaß ist auch, sowol als die Unpaßlichkeit des Gegenstandes, nur ein Verhältniß zu uns, das nur durch unsre Absichten und Einrichtungen, durch unser Wohl und Weh bestimmbar ist; so daß ein und dasselbe Maaß einmal überflüssig, ein andermal gerecht, und noch ein andermal mangelhaft seyn kann. Das hängt von unsern Planen ab.

Ich

Ich habe die vornehmsten Kräfte in der Natur und in dem Menschen betrachtet. Unmöglich war es, sie alle zu untersuchen, theils weil es zu weitläuftig gewesen wäre, und hauptsächlich, weil uns die mehresten noch verborgen sind. Ich bin aber fest überzeugt, daß sie alle so, wie diejenigen, die ich untersucht habe, beschaffen sind; alle müssen sie beim Uebermaaße, und bei unrechter Anwendung schädlich werden. Der Grund dieser Behauptung ist offenbar.

Das reicht aber nicht zu, um die an sich schädlichen, oder bösartigen Kräfte gänzlich auszuschließen; denn man könnte noch sagen: „daß „die wohlthätigen Kräfte zwar schaden können; „daß es aber noch überdieß bösartige Kräfte gibt, „die unvermögend sind, etwas anders als Böses „zu erzeugen; und daß diese weit mehr, als „jene, schaden.“

Ich muß also zu beweisen suchen:

Daß alles Uebel die Wirkung wohlthätiger Kräfte ist.

So will ich denn nun die Uebel untersuchen, und die wirkenden Ursachen desselben zu entdek-

ken

ken trachten. Das ist der Gegenstand des dritten Theils dieses Buches.

Ist es nötig, es zu sagen? Der Leser darf keine vollständige Untersuchung aller Uebel, keine vollkommene Entwikkelung aller Ursachen, die solche bewirken, erwarten. Das ist, keine Aufgabe für den Menschen, und vielleicht ein Eigenthum deß, der diese Kräfte erschaffen hat. Ich hoffe aber, daß der Leser seine Mühe nicht ganz verlieren wird.

III. Buch.

Vom Ursprung des Uebels.

III. Theil.

Alles Uebel entsteht aus dem Guten.

I. Kapitel.

Vom negativen Uebel.

Man kann das negative Uebel in zwei Klassen theilen.

Die erste enthält die nothwendige Eingeschränktheit der Dinge.

Diese Eingeschränktheit ist wieder von zwiefacher Art; nemlich absolut und relativ.

a) Die absolute Eingeschränktheit folgt nothwendig aus der Natur der Wesen selbst. Kein Körper kann unendlich seyn; was hart ist, kann unmöglich weich, und was leicht ist, schwer seyn. Das Daseyn einer Eigenschaft schließt nothwendig die entgegengesezte Eigenschaft aus.

Wenn daraus Uebel entsteht, so läßt sich nichts dawider sagen, weil es durchaus unvermeidlich ist.

Ueberhaupt ist es unmöglich, sich einen Begrif von dem zu machen, was man uneingeschränkt oder unendlich nennt; man mag nun auf die verschiednen Kräfte und Eigenschaften, oder auf das Maaß derselben sehen. Kälte und Wärme, Härte und Weichheit, Biegsamkeit und Starrheit, mit einem Worte, alle Eigenschaften, und ihre Gegensäzze, sind Kräfte, und können alle, unter gewissen Umständen und Bestimmungen, vortheilhaft seyn. Wollte man nun die Unendlichkeit und Unbeschränktheit in die Vereinigung aller entgegengesezten Kräfte sezzen? Es ist doch nicht anders möglich; denn sobald es nur an einer, an der geringsten Eigenschaft fehlen würde, so hätte man einen Mangel, eine Beschränkung, eine Unvollkommenheit; denn es könnte das nicht geschehn, wozu die fehlende Eigenschaft erfordert wird, und folglich fände keine Unendlichkeit statt. Wer aber sieht nicht gleich die Ungereimtheit einer solchen Forderung ein?

Ein

Ein gleiches gilt von dem Maaße einer jeden Kraft. Eine unendliche Schwere z. B. wäre vermuthlich eine solche Schwere, die keine Kraft, keine physische, keine menschliche, keine göttliche Kraft bewegen oder überwinden könnte, und welche alles in den Grund drükken würde. Solche Schwere wäre, nicht eine Vollkommenheit, sondern der größte Nachtheil. Eine unendliche Leichtigkeit wäre eine solche Leichtigkeit, die der geringste Stoß, die leiseste Berührung in eine unendliche Bewegung sezzen würde; eine Leichtigkeit, die von keiner Kraft ergriffen werden könnte. Wieder ein Fehler, und nicht eine Vollkommenheit. Die unendliche Größe würde den Raum des ganzen Weltalls, den ganzen möglichen Raum ausfüllen; es könnte nur diese einzige Größe existiren.

Jedes Wesen kann mit keinem andern in Verbindung, als nur durch seine Gränzen stehn. Die Unendlichkeit, wenn sie wirklich da ist, muß schlechterdings ganz abgesondert seyn, sie kann nicht wirken, noch Wirkung annehmen. Es wäre also das unglüklichste und unbrauchbarste Wesen.

Bei ihren Gränzen und Schranken nur können wir die Dinge fassen und brauchen. Das gilt sowol von der Ausdehnung, als von der Anzahl und dem Maaße der Kräfte. Eine unendliche Härte würde aller Kraft widerstehn, und wäre unnüz; eine unendliche Weichheit würde gar nicht widerstehn, man könnte sie nicht fassen, sie könnte nichts bewirken. Die Unendlichkeit, wenn sie ist, ist wesentlich ein Uebel.

Man muß mir nicht die göttliche Unendlichkeit vorwerfen. Ich kann sie mit meinem Verstande auf keine Art fassen, ich habe davon keinen Begrif, und folglich kann ich sie weder behaupten, noch läugnen, noch weniger kann ich davon urtheilen, oder daraus etwas folgern. Das sehe ich wol ein, daß das höchste Wesen nothwendig unvergleichbar vollkommner seyn muß, als alle Geschöpfe zusammen; weil der Werkmeister weit über sein Werk erhaben ist. Ich bin überzeugt, daß die Größe und Vollkommenheit des Schöpfers unbestimmbar, die größte mögliche ist. Weiter kann ich aber nicht gehn; die Un-

end-

endlichkeit ist ausser meiner Fassungskraft, ich kann sie mir auf keine Weise denken.

Wir wollen die Träume von der Unendlichkeit der geschaffenen Dinge und Kräfte fahren lassen, und sehen, ob die Unbestimmbarkeit ihnen zukommen kann. Die Unbestimmbarkeit ist noch der einzige Gedanke, den man nothdürftig fassen, und zur Vermeidung des Uebels denken kann.

Ich frage zuerst: Sollen alle Kräfte in der Welt dieses unbestimmbare Maaß haben, oder soll diese Unbestimmbarkeit ein Vorrecht der menschlichen Kräfte bleiben?

Sollen alle Kräfte in ihrem Maaße unbestimmbar seyn, so sind sie entweder alle gleich oder ungleich; sind sie gleich — dann gibt es gar keine Wirksamkeit, weil die entgegengesezten gleichen Kräfte einander aufheben; der Widerstand erschöpft jedesmal die ganze Kraft. Sind sie aber ungleich, so gibts größere und mindere Thätigkeit und Wirkung, Widerstand und Empfänglichkeit; es entstehn Misverhältnisse — Uebel. Wir würden grade eben so weit seyn, als wir in der jezzigen Lage der Dinge sind; wir würden

nicht das mindeste gewonnen haben. Uebrigens denke man sich ein Feuer von unbestimmbarer Kraft, und sezze dagegen eine unbestimmbare Kraft des Wassers; so wird die Ungereimtheit einleuchten. Im Abstrakto läßt sichs manchmal recht gut philosophiren; der wahre Probierstein aber der Wahrheit ist das Individuelle.

Der Mensch allein soll das Vorrecht genießen; er allein soll Kräfte haben, die jeder andern zu widerstehn, und jeden Widerstand zu überwältigen vermögen. Vortreflich! Alsdann wird nichts auf ihn Eindruk machen können, nichts wird im Stande seyn, ihn zu verlezzen, ihm Schmerz oder Misbehagen zu machen. Allein — wie sollen dann die Gegenstände auf ihn wirken, um ihn zu erfreuen? Das wird schwer zu ersinnen seyn. Seine Sinne werden eine unbestimmbare Kraft haben, die Gegenstände zu fassen, d. h. Eindrükke zu empfangen, und dabei eine unbestimmbare Kraft, den Gegenständen zu widerstehn; damit sie durch nichts widriges beleidiget werden. Ich wünschte wol, daß mir jemand ein Mittel vorschlüge, wie diese bei-

den Kräfte vereinigt werden könnten; und erklärte, wie es möglich wäre, bei einer unbestimmbaren Kraft zu widerstehn, überhaupt Sinne zu haben!

Uebrigens besizt der Mensch in der That eine Art von unbestimmbarer Kraft der Thätigkeit und des Widerstandes. Man sehe die unermeßlichen Werke, die er unternimmt; die Denkmäler, die er errichtet; die Gruben, die er gräbt; seine Reisen zu Wasser und zu Lande; die Lasten, die er fortbringt; *) wie er sich durch dikke Wälder und unwegsame Sümpfe einen Weg bahnt; wie er die Oberfläche der Erde umschaft; Pflanzen und Thiere vermehrt, alles verändert, die stolzesten Thiere bezähmt, die wildesten und furchtbarsten Thiere bezwingt. Was den Widerstand betrift, ists augenscheinlich, daß er so groß als die Wirksamkeit seyn muß. Der Mensch weiß sich vor der unfreundlichen

*) Den Stein, der das Piedestal der Bildsäule Peters des Großen abgibt, hat man zu drei Millionen Pfund, oder dreißigtausend Zentner geschäzt. Und dieser Stein ist zu Wasser und zu Lande fortgebracht worden. Es fehlt dem Menschen weiter nichts, als das Bewußtseyn seiner Größe und seiner Macht.

Witterung zu schüzzen; vor den Seuchen, vor der Wuth der reissenden Thiere, vor Feuer und Wasser zu sichern. Und — unsre Kräfte haben noch nicht ihre höchste Stufe erreicht, noch immer können sie wachsen; neue Erfindungen machen uns die schmeichelhafte Hofnung, immer höher zu steigen. Schon haben wirs in unsrer Gewalt, den Bliz von uns ab, und dahin zu leiten, wo es uns gefällig ist, nachdem wir ihn schon lange nachgeahmt haben; man lehrt uns Mittel, unsre Wohnungen feuerfest zu machen; der Krieger weiß sich vor dem Geschoß zu dekken; und zu unsern Tagen lehrt uns der Eine uns in die Lüfte zu schwingen, unterdessen daß ein Andrer uns einen Weg in den Abgrund des Meers zeigt. Wer weiß, was wir noch vor dem nahen Ende dieses Jahrhunderts entdekken; wer weiß, welchen Zuwachs von Kräften wir noch empfangen! Und was werden unsre Enkel thun?

Ich schmeichle mich der süßen Hofnung, daß die Menschheit nach und nach sich über alle physischen Uebel erheben, und solche Kräfte erlangen

gen wird, mit welchen sie allen Kräften in der Natur widerstehn, oder ihre schädliche Wirksamkeit abwenden kann. Alsdann wird für den Menschen nichts mehr furchtbar seyn, als der Mensch, seine eigne Schwachheit, seine Laster. Der Mensch wird immer des Menschen lezterer und furchtbarster Feind bleiben; weil seine Begierden und seine schädlichen Kräfte, mit seiner wohlthätigen Kraft immer in gleichem Maaße wachsen. Wenn es dem Menschen je gelingt, sich selbst zu überwinden, und den Menschen durch die Erziehung zu bilden, dann wird sein Glük gesichert seyn.

Doch — eines fällt mir, und zwar schwer aufs Herz! Wenn der Mensch nun zu diesem seligen Zustande gelangt seyn wird, was wird er mit seiner Thätigkeit anfangen? werden seine Kräfte nicht vor Geschäftslosigkeit einschlummern? kann er in träger Ruh froh seyn? ist sein Glük nicht mehr in dem Erwerb, als in dem Besiz?

Doch wieder zu unsern Betrachtungen.

Es ist wahr, daß unsre vornehmsten Kräfte nicht in uns sind; was schadets aber, wenn wir sie nur in unsrer Gewalt haben? Wenn ich nur

einen

einen Hebel habe, und den kann ich überall finden, was hinderts mich, daß mein Arm des Hebels bedarf? Und was die widerstehende Kraft betrift; so muß sie nicht in uns seyn, denn unsre Ausbildung, unsre Vervollkommnung, unser Glük erfordert Empfänglichkeit. Wenn unser Körper in sich alle die widerstehende Kraft hätte, die wir uns vermittelst unsrer Kleider, unsrer Wohnungen, des Feuers, das wir vor der Kälte anzünden, des Panzers, des Eisens, womit wir uns zu bedekken wissen, verschaffen können — so ist klar, daß wir unempfindlich seyn würden, denn unsre Haut müßte eine dikke Schaale seyn. Bei unsrer Beschaffenheit aber können wir uns vor dem Uebel dekken, und unser ganzes Wesen den angenehmen Empfindungen preis geben. Es ist ja besser, das Mikroskop und das Seherohr in der Hand, als am Auge zu haben. Wir sind desto leichter und gelenkiger, weil wir den Hebel aus der Hand legen können, mit welchem wir eine ungeheure Last gewälzt haben. Wenn er an unserm Arm hinge, so würden wir sehr schwerfällig seyn.

b) Die relative Eingeschränktheit wird durch die Verbindung und Bestimmung der Dinge bewirkt.

Durch die Verbindung. Wer auf einer unbewohnten Insel wohnt, kann seine Besizzungen nach Gefallen, so weit als die Gränzen der Insel, ausdehnen. Der Bewohner der Stadt kann das nicht. Ein Rad, das bloß zum Zeitvertreib gemacht wird, kann so groß und stark, oder so sauber und fein gemacht werden, als man will. Das Rad aber, das in die Uhr soll, muß klein, und folglich viel schwächer seyn; denn es kann nicht so groß seyn, als die ganze Uhr; es muß in seinen Raum passen, in die andern Theile greifen, und nach denselben abgemessen werden. Das Mühlrad muß groß, stark seyn, man kann es weder poliren, noch lakiren, noch versilbern. Das Wagenrad muß nicht zu stark seyn, sonst wird es zu schwer, und unbrauchbar; will man es allzusauber machen; so kann es die Last nicht tragen, es bricht.

Dieß leztere gehörte zur Bestimmung. Dazu gehört auch die Bildung der Theile des menschlichen und thierischen Körpers. Sie konnten nicht

von Diamant seyn, weil sie Leben und Bewegung haben sollten.

Wenn diese Eingeschränktheit Uebel erzeugt, — und das thut sie wirklich — so sehe ich nicht ein, wie man dawider klagen kann; solches Uebel ist nothwendig, unvermeidlich.

Die zweite Classe von negativem Uebel besteht in folgendem.

Nemlich in dem Kampf entgegengesezter Kräfte, deren eine die guten Wirkungen der andern vermindert, hemmt, aufhebt, zerstört, so daß weniger Gutes entsteht, als sonst entstanden seyn würde. Z. B. Wolken verhindern das Licht und die Wärme der Sonne; Hagel, Ueberschwemmung, Nässe verhindern die Fruchtbarkeit der Erde, und es entsteht ein negatives Uebel, Mangel an Nahrung. Allein —

Erstlich sind die verhindernden Kräfte nöthig und an sich wohlthätig, als die Wolken; oder sie sind ein Uebermaaß von Gutem, als Ueberschwemmungen, Plazregen. Ich kann dabei mich hier nicht verweilen, weil ich an einem andern Orte davon spreche.

Zwei-

Zweitens ist diese Einschränkung selbst öfters ein wünschenswerthes Gut. Es ist sehr heilsam und sehr angenehm, daß die brennende Hizze, vornemlich in den Hundestagen; und der blendende Glanz der Sonne, durch Wolken gemildert werde.

Wir wollen aber jezt ins Detail gehen.

I. Artikel.

Vom Miswachs.

Fast alle Jahre bleiben einige Produkte der Erde ganz oder zum Theil aus. Von den mehresten Obstarten möchte es noch hingehn; aber zuweilen trift der Miswachs das Korn, das Hauptnahrungsmittel für Menschen und Vieh. Wenn das Unglük nur hin und wieder einige Gegenden betrift, ists noch erträglich; alsdann helfen die Nachbaren den Verunglükten aus. Der Mangel ist aber auch manchmal allgemein; alsdann ist die Noth groß; die Theurung sezt den Armen außer Stand, das Nothdürftige zu erwerben.

Die mehresten suchen in ungewöhnlichen, ekelhaften, schädlichen Dingen ihre Erhaltung, und viele sterben Hungers.

Erstlich muß man nicht vergessen, daß solche allgemeine Noth höchst selten ist; und daß man durch gute Polizeianstalten ihr vorbeugen, oder sie wenigstens sehr mildern kann. In der Theurung von 1771 und 72 haben die Preußischen Lande wenig gelitten; keiner ist darin Hungers gestorben; sie haben vielmehr den Nachbaren in der Noth beispringen können. Man kann also diese Noth abwenden, oder erträglich machen. Und ich dächte, daß man kein Recht zur Klage hat, sobald man sich helfen kann.

Das ist aber hier meine Hauptsache nicht; sondern ich soll untersuchen: Ob dieses Uebel aus wohlthätigen Ursachen entsteht, und aus welchen?

Welche sind also die Ursachen des Mißwachses? Allzu große Nässe, Dürre, später Frost. Ungezie-

geziefer, Hagel und Mehlthau erstrekken sich nicht weit. Von beiden lezteren werde ich am gehörigen Ort reden.

Allzu grosse Nässe ist offenbar das Uebermaaß einer wohlthätigen Kraft; und folglich die Wirkung einer guten Ursach. Es bleibt also hier nur Dürre und später Frost zu untersuchen.

Die Dürre entsteht aus der Hizze der Sonne, die nicht gehörig durch Regen gemildert wird. Die Hizze der Sonne ist gut, und bedarf keiner weitern Untersuchung. Aber der Mangel des Regens?

Der hängt von dem Winde ab, je nachdem er ausbleibt, oder allzu heftig weht, oder vom Lande kömmt, da er, um Regen zu bringen, vom Meere kommen sollte. Der Wind ist aber an und für sich eine gute Kraft. Warum aber weht er landaus? Das kömmt von den Verhältnissen der Luft, von Wärme und Kälte: von keiner bösen Ursach. Weiter kann ich nicht gehn, und jeden Windstoß bestimmen. Eben das gilt von dem zu häufigen Regen.

Und der späte Frost? Eben auch vom Winde, je nachdem er zu uns von großen Eis- und Schneefeldern kommt. Eis- und Schneefelder und Berge sind die Quelle der Flüsse, und folglich gut. Aus den Gletschern des Gothardsberges entstehn die Rhone und der Rhein. Die Dinge sind also an sich gut, und sie erzeugen das Uebel nur zufällig.

In diesem Artikel, und in dem ganzen Kapitel handle ich nur von solchem negativen Uebel, das in der Beschränkung wohlthätiger Kräfte, durch andre an sich wohlthätige Kräfte besteht, und nicht von den nothwendigen Beschränkungen der Dinge. Leztere haben keinen andern Grund, als die unwiderrufliche metaphysische Nothwendigkeit; es läßt sich darüber weiter nichts sagen, als was ich schon davon gesagt habe. Was jene erstere Einschränkung betrift, so ists die Frage, nicht, ob sie wohlthätig, oder schädlich ist; nicht, wie man sie vermeiden, oder sich davon befreien könnte; sondern aus welcher Quelle sie fließt, und ob die Ursachen derselben wohlthätige Kräfte sind. Ich bitte den Leser, sich zu erinnern, daß, wenn

ich mich vorsezze, die leidende Menschheit zu trösten, so kann es weder durch eine gemilderte Vorstellung ihrer Leiden, noch weniger aber durch das Wegraisonniren derselben; sondern nur dadurch geschehn, daß ich die Wahrheit zeige, und von allem Zusaz befreie. Ich kehre zu meinem Gegenstande zurük.

2. Artikel.

Von der Schwachheit der Kindheit, und der langen Dauer derselben.

Die Kinder sind so schwach und weichlich, daß man beständig für ihre Gesundheit, ihre Glieder und ihr Leben besorgt zu seyn Ursach hat. Wie viel Kummer macht das ihren Eltern nicht? Wie viel Sorgen und Noth und Aufwand, und oft alles vergebens! verursacht diese Schwäche nicht? Ein Drittel der Kinder stirbt im ersten Jahre weg; und vor dem zehnten Jahre ist die Hälfte dahin. Wie viele Menschenleben gehn da verloren! wie viel unnüzze Mühe und Sorge und Schmerz und Angst?

Mit den Thieren ists lange nicht so, ihre Schwäche ist nicht so groß, und dauert beiweitem nicht so lange. Mit drei oder vier Jahren haben die größten Thiere ihre Vollkommenheit erreicht, und bei der Geburt sind sie schon zur Hälfte reif. Viele werden fast vollkommen geboren. Das Kind hingegen ist, bei seiner Geburt, und noch lange nachher, eine hülflose Masse; seine Kräfte entwikkeln sich spät, langsam: nach langen Jahren erst erreicht es seine Vollendung. Diese Klagen sind alle wahr.

Ich sehe aber zwischen Menschen und Thieren einen zwiefachen Unterschied.

1) Erstere haben eine vollkommenere Bildung, und ein längeres Leben.

2) Sie haben noch eine Bildungsfähigkeit, die von der Erziehung ihre Entwikkelung erwartet.

Ich rede nicht von der äußerlichen Schönheit des Menschen, denn der Zweifler und der Wizling möchten uns sagen, daß wir den Menschen nur deswegen so schön finden, weil wir Menschen sind; und daß wir unter der Gestalt des Affen und der Ziege, die Ziegen- und Affengestalt die schönste

finden

finden würden; und dieser Einfall möchte wol nicht der ungereimteste unter den ihrigen seyn. Ich rede nur von der innern Vollkommenheit. Ganz gewiß ist unsre Organisation ganz anders, viel vortreflicher, als die der Thiere. Unsre Bewegungen sind mehrentheils freier, sie sind mannigfaltiger, wir haben körperliche Fähigkeiten, die die Thiere nicht haben; wir haben Finger, und eine große Geschiklichkeit darin; unsre Hände müssen also anders, besser organisirt seyn, als der Huf des Pferdes, und die Tazze des Löwen. Wir singen, wir reden; unsre Kehlen müssen also anders, besser organisirt seyn, als die der Thiere. Wir haben mehr, vortreflichere Sinne, als die Thiere; wir haben mannigfaltigere Empfindungen; also muß unser ganzes Nervensystem, unser Gehirn, unser Rükkenmark, unsre Fibern, unsre Haut, eine weit edlere Beschaffenheit haben. Unser Körper ist also zusammengesezter, vollkommener, als der Körper der Thiere.

Wenn es wahr ist, was die Naturkundigen behaupten, daß der Mensch, im Verhältniß mit der Masse des Körpers, die größte Stärke be-

sizt, so muß nothwendig seine Bildung vortreflicher seyn.

Sein Leben ist auch, im Verhältniß mit der Masse des Körpers, weit länger, als das Leben irgend eines Thieres. Ein Hund erreicht schwerlich das funfzehnte Jahr; das Pferd, der Ochs, die doch wenigstens eine dreimal größere Masse haben, als der Mensch, leben kaum zwanzig. Man sagt, daß der Elephant zweihundert Jahr erlebt. Allein, im Verhältniß mit seiner Größe ist das nichts; denn er ist doch wenigstens zwanzigmal größer als der Mensch, und dieser erreicht im Durchschnitt dreißig Jahre; dieses würde für den Elephanten sechshundert Jahre, also ein dreimal längeres Leben, betragen. Das hundertjährige Leben des Hirsches, der Krähe, des Karpfens rechne ich unter die unerwiesenen Dinge.

Es wäre kein Wunder, wenn die Fische länger lebten, als der Mensch; ihr Blut ist kalt, ihre Bewegungen sind sehr simpel, und ihr Bau äußerst grob und einfach, in Vergleichung mit dem Menschen. Je gröber ein Werk ist, desto dauerhafter kann es seyn, weil jedes Stück desselben mehr Masse hat.

Je mehr ein Körper Masse hat, desto dikker und stärker können seine Theile seyn, und desto länger muß er dauern; das ist offenbar; weil er den zerstörenden Kräften einen größern Widerstand leisten kann. Wenn alles, Materie und Gewebe, übrigens gleich ist, so muß die Dikke der Masse die Dauer bestimmen, nach gewissen Verhältnissen; zwar nicht gerade nach der Größe der Masse; denn je größer diese ist, desto mehr hat sie Oberfläche, und desto mehr kann sie angegriffen werden, und der Zerstörung Raum geben. Die Körper müßten also, dächt' ich, nicht eigentlich nach Maaßgabe ihres Umfanges, sondern nach Maaßgabe ihres Durchmessers dauern. Und dieses ist von dem Durchmesser eines jeden innern und äußern Theils, das dem Verderben ausgesezt ist, und nicht von dem Durchmesser des Ganzen zu verstehn.

Wenn Körper von ungleicher Masse eine gleiche Dauer haben, so muß das innere Gewebe des kleineren fester, seine Theile genauer in einander gefugt, und stärker unter sich verbunden seyn. Das nemliche gilt, wenn ein Kör-

per von gleicher Masse länger dauern soll. Das ist ganz ungezweifelt richtig. Daraus folgt aber nun, daß der menschliche Leib weit vollkommner, von einem weit dichteren Gewebe, von besser ausgearbeiteten und genauer verbundenen Theilen zusammengesezt seyn muß, als der Leib der Thiere; da er doch in Verhältniß seiner Masse weit länger dauert.

Man bedenke nun noch die Arbeiten des Menschen, die ihn erschöpfen, und vor allen die Geistesanstrengung, das Nachdenken, das alle Kräfte in ihrer ersten Quelle, in dem Gehirn, angreift; die Weichlichkeit, die sein Leben untergräbt; die Leidenschaften, die es bestürmen: und man berechne darnach die Dauerhaftigkeit seines Körpers, der das alles aushält, und doch so lange währt. Wenn wir Menschen so simpel, so mäßig, so ruhig, wie die Thiere, lebten; so bin ich versichert, daß unser Mittelalter wenigstens sechzig Jahre betrüge.

Also feinerer, zusammengesezterer Bau, und doch viel längere Dauer, ohnerachtet der zerstörenden Eigenheiten des Menschen. Wie

viel

viel vortreflicher und edler muß dieser Bau nicht seyn!

Jedes Ding in der Natur, so wie in der Kunst, erfordert zu seiner Reife eine desto längere Zeit, je vortreflicher es ist. Das läßt sich ganz leicht denken; denn je mehr Theile da sind, je besser ein jeder ausgearbeitet ist, je genauer er in die andern paßt; desto mehr gehört Genauigkeit und Arbeit, Zubereitung, Einrichtung und Zeit dazu. Die edelsten Früchte reifen am spätesten; die festesten Holzarten haben den langsamsten Wachsthum; die Steine erfordern Jahrhunderte, und die Edelgesteine vielleicht Jahrtausende.

Muß der menschliche Leib, der vollkommenste unter allen lebendigen Körpern; nicht, nach diesem Gesezze, eine weit längere Zeit zu seiner Entwikkelung und Vollkommenheit bedürfen; als irgend ein andrer; eine Zeit, die mit seiner Vortreflichkeit im Verhältniß sey?

Sollte nun die Langsamkeit unsers Wachsthums, und die Dauer unsrer Schwäche und Unbrauchbarkeit, als ein Uebel angesehn werden? Ist sie nicht vielmehr ein schäzbares Gut, da

sie die Quelle oder das Werkzeug unsrer Grösse und Vollkommenheit ist? Wir könnten geschwinder reifen, wenn wir auf die Fähigkeiten des Stieres eingeschränkt wären. Dann würden wir eben so schnell, als er, unsern Wachsthum vollenden; und — eben so früh, als er, sterben! Wer möchte sich dieses Loos wünschen? Freilich hat diese wohlthätige Langsamkeit des Wachsthums manchen Nachtheil, der aber aus dem Guten entspringt.

Aber die Schwäche selbst ist doch wol ein Uebel? Angenehm ist sie freilich nicht; aber es ist auch manches Gute, ja Vortrefliche unangenehm. Der Bau des Menschen soll sich zu einer grossen Vollkommenheit erheben; also müssen alle Theile bearbeitet, genau bearbeitet werden. Wenn sie aber stark, fest wären, könnte die Bearbeitung nicht geschehn; sie müssen also zart, biegsam, d. h. schwach seyn.

Der Mensch soll gebildet werden; diese Bildung besteht in einer Menge Fähigkeiten und Kräfte, die er durch Uebung erlangen muß.

Er

Er wird nicht geschikt geboren, die Erziehung muß ihn erst dazu machen. Diese Bildung hat ihre großen Schwierigkeiten, und erfordert, daß das Kind gebildet werden könne, und sich bilden lassen wolle. Um Bildung anzunehmen, muß es schwach seyn, weiche Theile haben, die sich in die Uebungen schikken, und Eindrükke annehmen. Die Bildung ist ihm öfters beschwerlich und unangenehm; es muß oft dazu gezwungen werden; und wie wollte man es zwingen, wenn es die Festigkeit, die Dauerhaftigkeit, und folglich die Stärke des Mannes hätte? Also ist selbst diese Schwäche gut, vortreflich, nothwendig; und aller Schade, der daraus entsteht, und der nicht geringe ist, ist eine Wirkung des Guten. *)

II. Kapi-

*) „Wie werden die thierischen Triebe bei dem Menschen „unterdrükt? Wie bringt die Natur sie unter die Herr„schaft der Nerven? Lasset uns ihren Gang von Kind„heit auf betrachten; er zeigt uns das, was man oft „so thöricht, als menschliche Schwachheit bejammert „hat, von einer ganz andern Seite.

„Das menschliche Kind kommt schwächer auf die „Welt, als keines der Thiere; offenbar, weil es zu „einer Proportion gebildet ist, die im Mutterleibe nicht „aus-

II. Kapitel.

Von dem positiven Uebel in der Natur.

---

1. Artikel.

Von Feuersbrünsten, Volkanen, Erdbeben, Ueberschwemmungen, Stürmen, brennender Hizze, Kälte und Hagelschlag.

Feuersbrünste entstehn aus der Brennbarkeit unsrer Gebäude, oder des Holzes, und dem Ueber-

„ausgebildet werden konnte. Das vierfüßige Thier „nahm in seiner Mutterschooß vierfüßige Gestalt an; „und gewann, ob es gleich im Anfang eben so unpro- „portionirt am Kopf ist, wie der Mensch, zulezt völliges „Verhältniß; oder bei nervenreichen Thieren, die ihre „Jungen schwach gebähren, erstattet sich doch das Ver- „hältniß der Kräfte in einigen Wochen und Tagen. „Der Mensch allein bleibt lange schwach; denn sein „Gliederbau ist, wenn ich so sagen darf, dem Haupt „zuerschaffen worden, das übermäßig groß im Mut- „terleibe zuerst ausgebildet ward, und also auf die „Welt tritt. Die andern Glieder, die zu ihrem „Wachsthum irrdische Nahrungsmittel, Luft und Be- „wegung brauchen, kommen ihm lange nicht nach, ob „sie gleich durch alle Jahre der Kindheit und Jugend „in

Uebermaaß des Feuers. Feuer ist gut, und ich denke, daß es niemand wegwünschen wird.

Frei-

„zu ihm, und nicht das Häupt verhältnißmäßig zu ihnen wächst. Das schwache Kind ist also, wenn man „will, ein Invalide seiner obern Kräfte, und die Na- „tur bildet diese unablässig und am frühesten weiter. „Ehe das Kind gehen lernt, lernt es sehen, hören, „greifen, und die feinste Mechanik und Meßkunst dieser „Sinne üben. Es übt sie so instinktmäßig, als das „Thier; nur auf eine feinere Weise. Nicht durch an- „geborne Fertigkeiten und Künste; denn alle Kunstfer- „tigkeiten der Thiere sind Folgen gröberer Reize; und „wären diese von Kindheit an herrschend da, so „bliebe der Mensch ein Thier, so würde er, da er „schon alles kann, ehe ers lernte, nichts menschliches „lernen. Entweder mußte ihm also die Vernunft, als „Instinkt angeboren werden, welches sogleich als ein „Widerspruch erhellen wird; oder er mußte, wie er „jezt ist, schwach auf die Welt kommen, um Vernunft „zu lernen.

„Von Kindheit auf lernte er diese, und wird, wie „zu seinem künstlichen Gange, so auch zur Vernunft, „zur Freiheit und menschlichen Sprache, durch Kunst „gebildet. Der Säugling wird an die Brust der „Mutter über ihrem Herzen gelegt; die Frucht ihres „Leibes wird der Zögling ihrer Arme. Seine freie- „sten Sinne, Aug' und Ohr, erwachen zuerst, und „werden durch Gestalten und Töne geleitet; wohl „ihm, wenn sie glüklich geleitet werden! Allmählig „entfaltet sich sein Gesicht, und hängt am Auge der

„Men-

Freilich, wird man sagen, ist das Feuer auf dem Heerde, in dem Ofen, an der Lampe, in der

„Menschen um ihn her, wie sein Ohr an der Spra„che der Menschen hängt, und durch ihre Hülfe die er„sten Begriffe unterscheiden lernt. Und so lernt sei„ne Hand allmählig greifen; nun erst streben seine „Glieder nach eigner Uebung. Er war zuerst ein „Lehrling der zwei feinsten Sinne; denn der künst„liche Instinkt, der ihm angebildet werden soll, ist „Vernunft, Humanität, menschliche Lebensweise, „die kein Thier hat und lernt. Auch die gezähmten „Thiere nehmen nur thierisch einiges vom Menschen, „aber sie werden nicht Menschen.

„Hieraus erhellet, was menschliche Vernunft sey; „ein Name, der in den neuern Schriften so oft als „ein Automat gebraucht wird; und als ein solches „nichts als Misdeutung gibt. Theoretisch und prak„tisch ist die Vernunft nichts, als etwas Vernomme„nes, eine gelernte Proportion und Richtung der „Ideen und Kräfte, zu welcher der Mensch, nach „seiner Organisation und Lebensweise gebildet worden. „Eine Vernunft der Engel kennen wir nicht: so we„nig als wir den innern Zustand eines tiefern Ge„schöpfs unter uns innig einsehn; die Vernunft des „Menschen ist menschlich. Von Kindheit auf ver„gleicht er Ideen und Eindrükke seiner zumal feinern „Sinne, nach der Feinheit und Wahrheit, in der sie „ihm diese gewähren, nach der Anzahl, die er em„pfängt, und nach der innern Schnellkraft, mit der „er sie verbinden lernt. Das hieraus entstandene

„Eins

der Schmiede, gut; aber das Feuer an den Balken des Hauses, ist böse. Das ist leerer Wiz. Es ist immer dasselbe Feuer.

Sollte

„Eins ist sein Gedanke, und die mancherlei Verknü„pfungen dieser Gedanken und Empfindungen zu ur„theilen von dem, was wahr und falsch, gut und „böse, Glük und Unglük ist: Das ist seine Vernunft, „das fortgehende Werk der Bildung des menschlichen „Lebens. Sie ist ihm nicht angeboren; sondern er „hat sie erlangt; und nachdem die Eindrükke waren, „die er erlangte, die Vorbilder, denen er folgte; nach„dem die innere Kraft und Energie war, mit der er „diese mancherlei Eindrükke zur Proportion seines In„nersten verband: nachdem ist auch seine Vernunft reich „oder arm, krank oder gesund, verwachsen oder wohl „erzogen, wie sein Körper. Täuschte uns die Natur „mit Empfindungen der Sinne, so müßten wir uns, „ihr zu Folge, täuschen lassen; nur so viele Menschen „einerlei Sinne hätten, so viele täuschten sich gleich„förmig. Täuschen uns Menschen, und wir haben „nicht Kraft oder Organ, die Täuschung einzusehn, „und die Eindrükke zur bessern Proportion einzusamm„len; so wird unsre Vernunft krüppelhaft aufs ganze „Leben. Eben weil der Mensch alles lernen muß, ja „weil es sein Instinkt und Beruf ist, alles, wie seinen „geraden Gang, zu lernen; so lernt er auch nur durch „Fallen gehn, und kömmt oft nur durch Irren zur „Wahrheit; indessen sich das Thier auf seinem vier„füßigen Gange sicher forttragt: denn die stärker aus„gedrukte Proportion seiner Sinne und Triebe sind seine

„Füh-

Sollte man wol die Brennbarkeit des Holzes anklagen? Ich hoffe es nicht. Sie thut uns

„Führer. Der Mensch hat den Königsvorzug, mit hohem Haupt aufgerichtet weit umher zu schauen, freilich also auch vieles dunkel und falsch zu sehen, oft „sogar seine Schritte zu vergessen, und erst durch Straucheln erinnert zu werden, auf welcher engen Basis „das ganze Kopf- und Herzensgebäude seiner Begriffe „und Urtheile ruhn; indessen ist und bleibt er, seiner „hohen Verstandesbestimmung nach, was kein andres „Erdengeschöpf ist, ein Göttersohn, ein König der „Erde."

(Herder Ideen zur Phil. der Gesch. der Menschheit.)

An einem andern Orte sagt der Verfasser:

„Alle lebendige Erdengeschöpfe, die sich bald zu „vollenden haben, wachsen auch bald; sie werden früh „reif, und sind schnell am Ziel des Lebens. Der „Mensch, wie ein Baum des Himmels aufrecht ge„pflanzt, wächset langsam. Er bleibt, gleich dem „Elephanten, am längsten im Mutterleibe; die Jah„re seiner Jugend dauern lange, unvergleichbar län„ger, als irgend eines Thieres. Die glükliche Zeit also „zu lernen, zu wachsen, sich seines Lebens zu freuen, „und es auf die unschuldigste Weise zu genießen, zog „die Natur so lange, als sie ziehen konnte. Manche „Thiere sind in wenigen Jahren, Tagen, ja beinah „schon im Augenblikke der Geburt ausgebildet: sie sind „aber auch desto unvollkommener, und sterben desto „früher. Der Mensch muß am längsten lernen, weil „er am meisten zu lernen hat, da bei ihm alles auf „eigen-

uns zu viele Dienste. Feuer und Brennbarkeit sind vortrefliche Dinge.

Ja

„eigenerlangte Fertigkeit, Vernunft und Kunst an„kommt. Würde nachher auch durch das unnennbare „Heer der Zufälle und Gefahren sein Leben abge„kürzt; so hat er doch seine sorgenfreie, lange Ju„gend genossen, da, mit seinem Körper und Geist, „auch die Welt um ihn herwuchs, da, mit seinem „langsamheraufsteigenden immer erweiterten Gesichts„kreise, auch der Kreis seiner Hofnungen sich wei„tete, und sein jugendliches Herz in rascher Neugier, „in ungeduldiger Schwärmerei für alles Große, Gute „und Schöne, immer heftiger schlagen lernte. Die „Blüte des Geschlechtstriebes entwikkelt sich bei ei„nem gesunden, ungereizten Menschen später, als „bei irgend einem Thier: denn er soll lange leben, „und den edelsten Saft seiner Seelen- und Leibes„kräfte nicht zu früh verschwenden. Das Insekt, „das der Liebe früh dienet, stirbt auch früh.

„Im väterlichen Hause entstand die erste Gesell„schaft, durch Bande des Blutes, des Zutrauens „und der Liebe verbunden. Also auch um die Wild„heit der Menschen zu brechen, und sie zum häusli„chen Umgange zu gewöhnen, sollte die Kindheit unsers „Geschlechts lange Jahre dauern; die Natur zwang „und hielt es durch zarte Bande zusammen, daß es „sich nicht, wie die bald ausgebildeten Thiere, zer„streuen und vergessen konnte. Nun ward der Va„ter der Erzieher seines Sohnes, wie die Mutter „seine Säugerin gewesen war; und so ward ein neues

Ja wenn nur das Feuer nicht auf unrechte Dinge käme! Mensch, das ist deine Sache; sey vorsichtig, schränke das Feuer gehörig ein; du hast es in deinen Händen. Und den Bliz? — auch den; mache Ableiter; lerne die Dinge kennen, merke auf Selbstentzündungen, verhüte sie, und klage nicht, wenn du das Unglük verschuldest.

Volkane richten schrekliche Verwüstungen an! Ja. Was sind Volkane? Ausbrüche, Ueberfluß des unterirrdischen Feuers. Worauf geht nun die Klage, auf den Ausbruch, oder auf das unterirrdische Feuer, oder auf die Verheerung der menschlichen Anstalten durch den Ausbruch?

Soll eine unterirrdische unermeßliche Glut keinen Ausgang finden? Kann Feuer ohne Luft dauern, kann es eingesperrt bleiben? Der Ausbruch mäßigt die Glut, damit sie nicht die Erde verzehre; eben so macht der Mensch grosse Wasser-

be-

„Glied der Humanität verknüpft. Hier lag nemlich „der Grund zu einer nothwendigen menschlichen Ge„sellschaft, ohne die kein Mensch aufwachsen, keine „Mehrheit von Menschen seyn könnte. Der Mensch „ist also zur Gesellschaft geboren; das sagt ihm das „Mitgefühl seiner Eltern, das sagen ihm die Jahre „seiner langen Kindheit.“

behälter, die den Ueberfluß des Stromes empfangen, und die Ueberschwemmung verhüten. Neapel und Sicilien sehens gern, wenn ihre Volkane jährlich auswerfen, dann fürchten sie nichts. Die Feuerschlünde hatten einige Jahre geruht, da bebte die Erde, und Messina und Rhegio wurden umgestürzt. Es war des eingekerkerten Feuers zu viel geworden.

Warum aber das unterirrdische Feuer? Gewiß hat es seine weisen Absichten und guten Nuzzen; sonst wär' es nicht da. Damit ist aber der Leser nicht zufrieden. Wohlan denn!

Die Erde ist ein unerschöpfliches Laboratorium, das ohn Aufhören Leben und Pflanzen und Mineralien erzeugt, und die Materialien dazu vorbereitet und reift. Wer wirds uns sagen, was dazu gehört, und wie viel man von den jezzigen Einrichtungen verändern und wegnehmen kann, ohne diese Arbeit zu stören? Können die organischen Theile, die Nahrungssäfte für das Thier- und Pflanzenreich; können die Steine, die Metalle und alle unterirrdischen Erzeugnisse, ohne unterirrdisches Feuer gebildet werden? „Die Sonne

 möchte

möchte die Erde erwärmen." Ja, das ist leicht gesagt. Wie tief soll sie denn in das Innere der Erde dringen? Soll sie hundert Lachter tief die Wasserbehältnisse vor dem Froste hüten, und die Metalle reifen? Wenn keine unterirrdische Wärme wäre, so müßte vermuthlich einige Fuß tief unter der Oberfläche, alles in Eis verwandelt seyn. Unterirrdisches Feuer scheint mir also nothwendig, und der Ausbruch desselben heilsam.

Warum aber wird des Feuers zu viel? Ich weiß es nicht. Vermuthlich aus Vermehrung seiner Quellen; also Uebermaaß des Guten.

Möchten doch immer die Volkane ihre Feuerströme ergießen, wenn sie nur nicht die Anstalten und Wohnungen der Menschen träfen! Die Lava überströmt Catanea und verzehrt zwanzigtausend Menschen. Herkulanum und Pompeja sind verschüttet. Lieber Leser! ich habe darauf eine triftige Antwort: Warum standen Catanea, Pompeja und Herkulanum an dem Ort? Ist die Erde schon so besezt, daß kein Plaz mehr übrig ist, als um dem Vesuv, oder auf dem Etna? Sonderbar! der Mensch baut auf dem Volkan, und dann klagt er,

er, daß die Lava ihn trift! Sollten etwa der Etna und der Vesuv ihm, wie der Fuchs und der Wolf, aus dem Wege gehn, und in Wüsteneien flüchten?

Erdbeben entstehn durch das unterirrdische Feuer, und ich brauche mich also dabei nicht aufzuhalten. Der Mensch kann die Gefahr durch die Bauart sehr vermindern.

Erdfälle werden durch unterirrdische Ströme verursacht, und sind selten sehr schädlich. Sie sind die Wirkung einer guten Ursach, nemlich des Wassers.

Ueberschwemmungen und Stürme sind das Uebermaaß guter Dinge, der Flüsse und der Winde; das ist klar. Eben so, brennende Hizze.

Die Kälte ist wol eigentlich nicht schädlich, sondern nur unbequem; der Grönländer kann sie recht gut vertragen; und wir wissen Mittel, uns davor zu schüzzen. Aber man klagt doch darüber.

Daß die Kälte sehr heilsam und wohlthätig ist, sieht man daraus, daß die Nordländer gemeiniglich größer, stärker, gesunder, als die Einwohner der heißeren Erdstriche sind; und daß die mehresten

Seuchen im Sommer bei der Hizze anfangen, und alle im Winter, beim Frost, aufhören. Die Kälte stärkt den Leib, da ihn die Wärme schwächt, und die Hizze ihn niederschlägt. Die Kälte ist also sehr gut.

Man möchte aber lieber eine immer gleiche, immer gemäßigte Wärme haben. Das ist eher gesagt, als bedacht. Sonnenschein und Regen, Tag und Nacht sollen doch mit einander abwechseln; nicht wahr? Nun denke man sich dabei eine immer gemäßigte, immer gleiche Wärme! Wer will das Mittel dazu angeben? Man will doch auch Früchte haben, sie sollen wachsen und — reifen. Und dabei soll die Wärme immer gemäßigt seyn! Es sollen auch wol alle Theile der Erde erwärmet werden, und Früchte genießen, Licht zur Arbeit, und Schatten zur Ruh haben? Und dabei eine immer gemäßigte, immer gleiche Wärme? Was man doch für Fordrungen thut!

Der Hagel entsteht aus der Kälte der obern Luft, in welcher die leichtesten Dünste schweben. Die Dünste sind doch gut! Und die Kälte der obern Luft? Sie kann dort oben, wo sie dünne ist, und in

der

der Entfernung von der Erde, bei schwacher Zurük-
prallung der Sonnenstralen, nicht so warm seyn,
wie die untere, wo die Reibung stark ist, und die
Sonnenstralen sich häufig aufhalten. Und ich glau-
be, daß uns mit der Erwärmung jener wenig ge-
dient seyn würde; denn da wir schon über die Hizze
im Sommer so sehr klagen, was würde es seyn,
wenn die obere Luft, statt uns zu kühlen, uns noch
mehr erhizte?

Der Hagel thut vielen Schaden, das ist wahr.
Wenn er aber ein Mittel wäre, die übermäßige
schädliche Hizze zu dämpfen, viele faule und Ent-
zündungskrankheiten zu verhüten, Menschen und
Vieh gesund und munter zu erhalten, so würde der
Nuzzen desselben gewiß den Schaden überwiegen.
Wenigstens ist es gewiß, daß er aus wohlthätigen
Kräften, Wasserdünsten und Kühlung entsteht.

2. Artikel.

Von den Krankheiten.

Sind die Krankheiten auch die Wirkung von gu-
ten Kräften? und von welchen?

Sie sind die Wirkung von Kräften, die auf den Körper wirken Sie wirken auf denselben desto geschwinder und heftiger, je weicher der Körper ist. Die Weichheit des Körpers aber ist, wie wir gesehn haben, eine nothwendige Eigenschaft zu seinem Wachsthum und seiner Bildung; seine Empfänglichkeit ist die Quelle unsrer Vergnügungen, der Reiz zur Thätigkeit, zur Uebung seiner Kräfte, und zu nüzlichen Unternehmen.

Je nachdem der Körper an Festigkeit zunimmt, wird die Einwirkung der schadenden Kräfte immer schwächer; allein diese widerstehende Festigkeit macht auch die Genesung schwerer, und widersteht den ersezzenden so gut, als den zerstörenden Kräften. Wer kann eine andre Einrichtung denken? Der Körper muß erstlich weich seyn, daß er gebildet werden könne; er muß, zur Dauer, zum Gebrauch und Genuß, Festigkeit erhalten. Weichheit ist also gut, und Festigkeit auch. Das leichtere Zerstören, das aus Weichheit entsteht, und die schwerere Genesung, die die Festigkeit bewirkt, sind zwei Uebel, die aus vortreflichen Quellen fließen.

Die

Die äusserste Festigkeit des Körpers ist Steifheit, wie sie im hohen Alter entsteht. Alle Bewegungen sind langsam, weil das Blut träge fließt, und die Fasern trokken und hart sind. Eben deswegen sind alle Sinne stumpf. Der lezte Grad der Verhärtung bringt den Tod.

Wir sollen Bewegung haben; Bewegung ist Leben und Genuß. Sie erfordert aber Zusammensezzung, und Biegsamkeit, oder Weichheit der Theile. Auch sind jederzeit unsre Fasern in einem gewissen Grade weich, und folglich verlezbar.

Je mehr ein Körper zusammengesezt ist, desto eher können seine Theile in Unordnung gerathen. Eine Uhr wird leichter, als ein roher Klumpen Eisen zerstört.

Wo Bewegung ist, ist Reibung; und Reibung zerstört.

Aus allen diesen Gründen ist der Leib zerstörbar. — Und Biegsamkeit, Zusammensezzung, Bewegung sind doch gut?

Das war von der Empfänglichkeit oder Zerstörbarkeit des Körpers; nun aber die wirkenden Ursachen der Krankheiten.

Man kann die Krankheiten ansehn, entweder als Auflösung und Verderben einiger Theile unsers Leibes; oder als Ausleerungen, wodurch sich die Natur von verdorbenen Säften befreit.

Die Ausleerungen sind, Ausschläge, als Blattern und Flekfieber, und leichtere Krankheiten der Haut; Durchfälle, Husten, Fieber, ofne Schaden, triefende Augen, u. s. w. Diese Ausleerungen sind unbequem, schmerzhaft, auch wol gefährlich. Aber sie sind doch eine Wohlthat, eine Wirkung der heilsamen Kraft der Natur, die zur Erhaltung des Körpers, und daher zu seiner Reinigung von schädlichen Säften, beschäftigt ist. Also kann man diese Ausleerungen einigermaßen als Arzeneien betrachten, die Krankheiten zu heben.

Woher kommen aber die Krankheiten? Aus Mangel oder Ueberfluß der Nahrungssäfte; aus Verdorbenheit derselben; aus der Stokkung einiger flüßigen Theile im Leibe; aus äusserlicher

oder

oder innerlicher Verlezzung eines Theiles des Körpers.

Ueberfluß der Säfte, ihre Verdorbenheit, Unordnung im Blute, und Hemmung der Ausdünstung, sind die gemeinsten Quellen der innern Krankheiten.

Ueberfluß der Säfte ist Uebermaaß der Nahrung, also einer sehr guten Kraft. Sie erhält dies schädliche Uebermaaß durch die Unmäßigkeit und die Trägheit, und folglich durch die Schuld des Menschen, aus der Begierde zum Genuß.

„ Es wäre besser, wenn diese Ueberfüllung „ nicht geschehn könnte. „ Wie ist das zu verstehn? Sollen die überflüßigen Speisen keine Nahrung geben; oder sollen die Gefäße sich ins unendliche ausdehnen können, so daß sie niemals, auch von den grösten Ausschweifungen und der übermäßigsten Ueberfüllung nicht beschwert würden? Oder soll der Mensch mäßig seyn? Ja, der lezteren Meinung bin ich auch.

Verderben und Gährung der Säfte. Das ist eine Art von Auflösung. Die Auflösbarkeit überhaupt ist sehr heilsam und nothwendig; denn unsre

unsre Säfte sollen sich ja in Haut, Knochen und Fleisch auflösen und verwandeln; darin besteht die Ernährung. Da wir aber die Natur der heilsamen Auflösung, welche die Nahrung bewirkt, nicht kennen; so ists uns unmöglich zu bestimmen, worin die schädliche Auflösung, aus welcher die Krankheiten entstehn, von jener verschieden ist. Sehr wahrscheinlich sind beide im Grunde einerlei; vermuthlich ist zwischen Nahrung und Krankheitkein andrer Unterschied, als der Grad der Auflösung, oder ein zufälliger Zusaz, eine größere oder mindere Menge irgend eines Bestandtheils. Soll es in der Natur keine Kräfte geben, die diese Gährung und Auflösung bewirken können? Diese Kräfte sind noch unbekannt, und folglich kann man nach ihrem Nuzzen nicht fragen, und noch weniger ihn läugnen. Vermuthen darf man ihn aber, weil diese Kräfte da sind.

Wallung, Unordnung im Blut. — Die Unordnung ist die Folge von den Wallungen. Die Wallungsfähigkeiten des Blutes aber? —

Nach-

Nachdenken, Muth, Triebe, Kraft, hängen sehr von den Bewegungen des Blutes ab, und sind sehr verschieden, je nachdem das Blut munter oder träge fließt. Der Mensch ist, bei einem leichten, flüchtigen Umlaufe des Blutes, ganz ein andrer Mensch, als bei einem trägen, schweren Umlaufe. Die schnelle Bewegung ist also gut. Sie kann aber nicht immer dauern, sonst würden die Kräfte bald erschöpft seyn. Es muß also wieder nachlassen, und langsam fliessen. Also muß der Lauf des Blutes veränderlich seyn, er muß können, durch Anstrengung und andre Mittel, beschleuniget werden. Folglich müssen Reize da seyn. Sie sind vortreflich, nothwendig. Sie können aber, theils durch ihre Dauer, theis durch ihre Heftigkeit, theils durch die augenblikliche oder beständige Schwäche des Subjekts, auf welches sie wirken, zuweilen durch ganz unbedeutende, unmerkliche Nebenumstände, übermäßig wirken; dann entstehn Lungenentzündungen, hizzige Fieber, u. s. w. übermäßige, fürchterliche Wirkungen wohlthätiger Kräfte.

Der Leser wird wol sehn, daß ich von den Erhizzungen nicht spreche, die der Mensch im Rausche des Vergnügens sich unvorsichtiger Weise zuzieht. Sie sind auch Folgen derselben nüzlichen Kräfte, deren Uebermaaß der Mensch verschuldet hat.

Der rohe Mensch ist mehreren Krankheiten, als die Thiere, ausgesezt, und der gesittete, feinere, gebildetere, Mensch leidet mehr, als jener. Die Leiden des ersteren sind eine Folge der edleren Bildung des Menschen überhaupt. Wer dawider klagt, ist dazu eben so befugt, als der seyn würde, der damit unzufrieden wäre, daß seine saubere Taschenuhr nicht so dauerhaft ist, als die Uhr auf dem Thurme.

Der civilisirte Mensch leidet noch mehr, als der rohe; weil seine Bildung durch Erziehung, durch Nahrung und Uebung noch vollkommner geworden ist; sein Blut ist feuriger, seine Nerven feiner, seine Sinne ausgebildeter, seine Glieder geschikter; es sind bei ihm mehr Fähigkeiten entwikkelt, er hat mehr Leben; er muß also wol reiz-

reizbarer seyn. Seine Leiden sind also eine Folge seiner höheren Vollkommenheit.

Einen andern Theil seiner Leiden hat er seiner Bequemlichkeit, seiner Ueppigkeit, seiner künstlichen und reichlich besezten Tafel, seinen reizenderen Vergnügen, seinem feineren Genusse zu danken. Will man weniger leiden, und ohngefehr die Gesundheit des Wilden, oder der Thiere genießen? nun so lebe man, wie sie; man gehe nakt, oder bekleide sich mit einem Pelze, man beziehe den Schatten eines Baums, eine Felsenhöle, eine Leimhütte; man esse ungewürztes Fleisch, Früchte oder Gras, und trinke Wasser dazu. Hier auch erzeugt das Gute unser Uebel.

Anhaltende Arbeit, und vor allem Geistesarbeit, das edelste Geschäft des Menschen, das ihn über alle seine Mitgeschöpfe auf Erden erhebt, ist eine reichhaltige Quelle von Krankheiten und Schmerzen. Ich sage von den Gewerben nichts, die das Leben des Menschen in Gefahr sezzen, weil ich hier von Schmerzen und Krankheiten, nicht aber von dem Tode rede.

Nur

Nur derjenigen Gewerbe will ich hier gedenken, die die Gesundheit angreifen, zerrütten, zerstören, die Glieder lähmen, die Konstitution verderben. Der Bergmann, der Scheidekünstler, die bei ihrer Arbeit arsenikalische Dämpfe einhauchen, werden vor der Zeit alt. So gehts auch allen denen, die die Metalle bearbeiten, und mit Feuer umgehn; Gliederschmerzen sind ihr gewöhnlicher Theil. Eine Menge Andrer, deren Arbeit sie auf ihren Stuhl fesselt, tragen in ihren Gebehrden, in der Stellung und Bildung ihres Körpers, die Zeichen ihres Gewerbes. Vor allen aber klagt der arbeitsame Gelehrte über seine zerrüttete Gesundheit, die fürchterliche Hypochondrie verbittert ihm das Leben, und stört seinen Geist in seinen Verrichtungen. Mensch, erkennest du nicht, daß dein Ungemach aus deinen Vorzügen fließt? bist du mit deinem Loose unzufrieden? Du kannst es ändern; schlummre; laß deine Kräfte und deine Gefühle in Unthätigkeit und Unvermögen versinken; entsage dem Genuß, entsage der Freude, die aus der Wahrheit und dem Nachdenken auf die fließt, die sich der Untersuchung der Wahrheit

wid-

widmen, sinke zum Feuerländer, oder, wenn du noch sichrer seyn willst, zum Stiere und zum Bären herab!

„ Warum aber muß das unschuldige Kind „ die Lüste und Thorheiten des Vaters büßen, „ und öfters das Opfer für dieselben werden? „ Warum werden, nach dem unter Juden gang- „ baren Sprichworte, die Zähne der Kinder „ stumpf, wenn die Eltern saure Beeren essen; „ und erstrekt sich die Strafe der Sünde bis auf „ das dritte und vierte Glied? Fließt dieses „ bittre Uebel auch aus guten Quellen? „

Warum die Väter krank werden, haben wir schon untersucht; und es bleibt die Frage: Warum die Krankheit, die Schwäche auf die Kinder forterbt? Ich weiß nicht, wie man solche Frage aufwerfen kann. Das Kind, das aus den Säften des Vaters entsteht, und aus den Säften der Mutter Nahrung und Entwikkelung erhält; das soll frei von ihren Unvollkommenheiten seyn! Die Bestandtheile, die Nahrungssäfte, die es bekommt, sind verdorben, vergiftet; und es soll gesund seyn! das ist nicht denkbar.

Um das Kind zu retten, müßten alle Gesezze der Natur verändert, umgeworfen werden; es müßte ohne Vater und Mutter das Tageslicht erblikken. Aber wie würde es da mit der Bildung des Menschen, mit der Erziehung aussehn? Wenn der Mensch, wie eine Pflanze, hervorwüchse, würde er, wie eine Pflanze, der bloßen Natur überlassen seyn; er würde weiter nichts, als eine Pflanze, oder höchstens ein Thier werden. Wollen wir denn niemals die Weisheit der göttlichen Verordnungen erkennen und verehren lernen?

Die Lustseuche entsteht aus Verdorbenheit der Säfte; und von diesem Verderben hab' ich schon geredt. Ich kann von dieser fürchterlichen Krankheit insbesondre nichts sagen, sie ist noch nicht bekannt genug. Ueberhaupt ist uns die Natur und das Wesen der Krankheiten, sowol als das innre Wesen aller Dinge, völlig unbekannt. Der Eine zieht sich im flüchtigen Tanze die Schwindsucht zu; der Andre vergiftet durch Misbrauch die Quellen des Lebens — eines ist wie das andre, ein Verderben, das aus

der

der vortreflichen Einrichtung des Menschen, aus seinen nüzlichen, angenehmen Trieben entsteht.

Aber eine Quelle von Uebeln und Krankheiten, die der Mensch nicht verschuldet, und eine Einrichtung des Schöpfers ist, nemlich die Würmer von so manchen Arten, die in den Eingeweiden des Menschen und der Thiere; eine Menge von Insekten, die die Haut der Thiere durchbohren, und unter dieselbe nisten, und auch den Menschen plagen würden, wenn er sich vor ihnen nicht zu schüzzen wüßte; was haben diese für wohlthätige Einrichtungen zum Grunde?

Erstlich müssen wir fragen, ob sie ein Uebel sind? Und das sind sie in der That, an und für sich selbst betrachtet, nicht. Soweit als die Untersuchungen der Naturforscher reichen, ist es erwiesen, daß man in den Eingeweiden aller Thiere, Würmer von mancherlei Art gefunden hat; und es steht sehr zu vermuthen, daß der Mensch davon nicht frei ist. Das Daseyn der Saamenthierchen in dem männlichen Saamen ist nunmehr außer allem Zweifel. Davon sind nun aber die Thiere nicht krank; man findet bei ihnen

Spuren von Krankheit, als Magerheit, Entzündung der Eingeweide oder Verlezzung derselben, nur alsdann, wann diese Würmer übermäßig zunehmen. Wir sehen täglich, daß Kinder Würmer von sich geben, und folglich welche haben, ohne krank, oder nur kränklich zu seyn. Diese Einrichtung ist also nur durch das Uebermaaß, nicht aber an und für sich schädlich. Die vornehmste Ursach dieses Uebermaaßes aber ist die Menge des Schleims; den Ausschweifungen, Ueberfüllung und die daraus entstehende Unverdaulichkeit erzeugt. Der Schleim an und für sich ist heilsam, ist nothwendig, um die Eingeweide vor der Schärfe, welche die Verdauung befördert, zu hüten. Ohne den Schleim würde die Galle, die Säure des Magens die Eingeweide angreifen. Aus allem vorhergesagten erhellet, daß das Uebermaaß der Würmer, das sie zu einer Krankheit macht, zum großen Theil von uns abhängt, und — daß alle wirkende Ursachen dieses Uebermaaßes ursprünglich heilsam sind.

„Nun,

„Nun, ist diese Einrichtung wohlthätig?„ O ja, Vermehrung des Lebens in der Natur; diese ist augenscheinlich. Und wozu mag diese eine Vorbereitung seyn? Wer weiß, ob diese ganze Oeconomie nicht eine bloße Vorbereitung irgend eines großen Zweks der Natur ist. Vielleicht bereitet dadurch die Natur den Urstof edlerer organischer Wesen, die hier ihre erste Entwikkelung erhalten, um hernach eine große, wichtige Bestimmung zu erreichen! Gott allein weiß es; wir können es nicht läugnen; und solche Betrachtungen sollten uns wol behutsamer und vorsichtiger in unsern Urtheilen, und vornemlich in unsern Verdammungsurtheilen über die Natur und die Einrichtungen des Schöpfers machen.

Wie leicht kann ein jedes Thier, und vor allen der Mensch durch Ueberfüllung sich schaden? der Geschmak, das Vergnügen, das der Schöpfer mit der Befriedigung der Bedürfnisse, aus Weisheit und Güte, verbunden hat, ist ein gefährlicher Reiz zur Unmäßigkeit. Sollten diese Würmer, worüber wir klagen, nicht vielleicht eine weise Vorkehrung seyn; ein Mittel, wo-

durch dem Uebermaaß, der Stokkung der Säfte vorgebeugt würde? Sind sie vielleicht auf verdorbene, schädliche Säfte, zur Reinigung des Blutes, und zur Erhaltung der Gesundheit, angewiesen? Gibt es doch ganze Arten von Thieren, die auf Aeser angewiesen sind, um die Luft vor Anstekkung zu bewahren.

Man findet auch bei den Kindern die mehresten Würmer, das mehreste Ungeziefer; und bei diesen sind gerade die Säfte in Gährung, wie es sich aus ihren eigenthümlichen Krankheiten ergibt. Beides vermindert, und verliert sich wol gar mit dem zunehmenden Alter, wann die Gährung aufhört, wann die Säfte ihre Vorbereitung erhalten haben, und mehr Gleichheit in ihrem Gange herrscht. Diese Bemerkung gibt meinen Vermuthungen viel Wahrscheinlichkeit.

Man wendet mir ein, daß das Ungeziefer vielmehr ein Uebel, geschweige denn ein Präservativ oder Heilungsmittel ist; weil diejenigen Kinder, die das mehreste haben, krank sind. Die Beobachtung an sich ist richtig, Kinder,

wenn

wenn sie krank sind, haben mehr Ungeziefer, als bei gesunden Tagen. Ich glaube aber in dieser Beobachtung eine Bestätigung meines Saz-zes zu sehn, wenigstens ist sie mir gar nicht zu-wider. Es sei mir vergönnt, mich ein wenig da-bei zu verweilen; die Sache ist wichtig genug.

Die beiden Säzze

1) die Kinder sind bei Krankheiten mehr zum Ungeziefer geneigt, als bei guter Gesundheit; und

2) diejenigen, welche das mehreste Un-geziefer haben, sind krank;

sind gar nicht gleichgeltend; die Wahrheit des ersten hat gar keinen Einfluß auf die Wahrheit des andern. Gesezt aber auch, daß die Menge des Ungeziefers die Ursach der Krankheit wäre; was wollte man daraus für einen Schluß ziehn? Etwa, daß das Ungeziefer nicht nüzlich ist, daß es keine wohlthätige Bestimmung hat, daß es seiner Natur nach ein bloßes Uebel ist? Allein auch die Speisen werden schädlich; nemlich, wenn man sie übermäßig genießt. Es wird ja

aber nur von dem Uebermaaß des Ungeziefers geredt.

Ich bin versichert, daß die Menge des Ungeziefers, (ich spreche von dem eigentlich sogenannten Ungezieser, das sich auf dem Leibe aufhält, und nicht von den Würmern, die in dem Leibe wohnen;) ich bin versichert, sage ich, daß die Menge des Ungeziefers nur beschwerlich, nicht aber schädlich ist. Der Beweis davon ist, daß die Krankheit nicht aufhört, wenn man das Ungeziefer ausrottet.

Ja, ich wage es zu sagen, daß es in der Krankheit sich nur deswegen vermehrt, weil es heilsam ist, und zum Korrektiv der Krankheit dient. Ich will mich erklären.

Wir haben freilich jezt, nachdem die Arzeneiwissenschaft durch Jahrhunderte hindurch einige Vollkommenheit erreicht hat, allerlei Mittel, unsre Gesundheit wieder herzustellen, und können der Hülfe des Ungeziefers entbehren. Allein der Schöpfer hat die Erreichung seiner Absichten nicht bis zur Entdekkung und Vollkommenheit unsrer Künste und Wissenschaften ausge-

gesezt, sondern hat Vorkehrungen getroffen, seinen Zwek ohne uns zu erreichen. Wir können jezt füglich des Ungeziefers, als einer Arzenei entbehren, und wir thun wohl, durch Fleiß und Reinlichkeit uns von dieser Beschwerde zu befreien. In den ersten Zeiten aber mochte es nüzlich und vielleicht nötig seyn, um den gährenden Ueberfluß der Säfte wegzuschaffen. Noch jezt mag diese Oekonomie den Völkern dienen, die unsre Wissenschaften nicht kennen.

Es ist nicht das Ungeziefer, das die Krankheit erzeugt, sondern die Krankheit vermehrt das Ungeziefer. Man kann ein ungesundes Kind nicht so reinigen, wie ein gesundes; das schon ist allein im Stande, das Ungeziefer unsäglich zu vermehren.

Ueberdieß ists sehr wahrscheinlich, daß die durch die ganze Natur zerstreuten Keime, zu ihrer Entwikkelung nur der Nahrung und des Reizes bedürfen. Die Naturforscher haben uns schon gelehrt, daß der überhäufte Schleim eines verdorbenen Magens und geschwächter Eingeweide, die Ursach der Entwikkelung der Eingewei-

bewürmer ist, und solche stark vermehrt. Sollte es mit dem Ungeziefer nicht eine gleiche Bewandniß haben? Das ist nicht unwahrscheinlich. Wenn dem aber wirklich so ist, so kann man die Krankheit, die verdorbenen Säfte, als die Ursach der Entwikkelung und die Nahrung der Keime des Ungeziefers, dem diese Säfte angewiesen sind, und folglich als die Ursach der übermässigen Vermehrung desselben ansehn. Ist das aber wahr; so ist das Ungeziefer bestimmt, den Leib von diesen verdorbenen Säften zu reinigen; es sind Blutigel, die der Schöpfer selbst angelegt hat — Mir scheint der Schluß richtig.

Noch hat man mir eingewandt, daß das Volk am mehresten zu dem Ungeziefer geneigt ist, da es doch, vermöge seiner magern Kost, die wenigsten Säfte hat. Die Reichen hingegen, die im Ueberfluß leben, haben wenig, oder gar kein Ungeziefer. Es scheint also, daß es nicht auf den verderblichen Ueberfluß der Säfte angewiesen ist.

Dieß Raisonnement gilt beinah so viel, als wenn ich in einem Garten sagte: Dieser Apfelbaum ist in Spalier gewachsen; also hat die Natur

tur den Apfelbaum nicht zu einem hohen Stamme bestimmt. Kann man die Einrichtungen des Menschen als einen Beweis wider die Natur anführen? Der Reiche sorgt für die Reinigung; das schlechte Volk lebt im Schmuz — freilich muß dieses Ungeziefer haben.

Und wie — wenn der Einwurf meinen Saz bestätigte. Der Reiche hat freilich überflüssige Säfte, weil er nahrhafte Speisen genießt; allein er schaft sie durch sorgfältige Reinlichkeit weg, und braucht also die natürliche Reinigung nicht. Der Arme hat auch Ueberfluß, einen stokkenden Ueberfluß, weil er schmuzzig ist; und so ist ihm jene Reinigung viel nötiger. *)

Und

*) Eben lese ich in Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, folgende Stelle, die einige Beziehung auf meine Materie hat. Sie ist so schön, daß ich nicht umhin kann, sie abzuschreiben.

„ Man hat die schöne Erfahrung gemacht, (Ingen-
„ houß Versuche mit den Pflanzen, Leipzig 1780),
„ daß die Gewächse zwar, so wenig als wir, von rei-
„ ner Luft leben können, daß aber gerade das, was sie
„ einsaugen, das Brennbare sey, was Thiere tödtet,
„ und in allen animalischen Körpern die Fäulniß
„ befördert. Man hat bemerkt, daß sie dieß nüzliche
„ Geschäft, die Luft zu reinigen, nicht mittelst der

Wär-

Und — die Kinder armer Eltern sind gewöhnlich gesund und stark — die Kinder der Reichen siech, bleich, und bedürfen alle Augenblik der Hülfe des Arztes.

3. Artikel.

Von den Seuchen.

Sind die Seuchen, die sich durch die Luft über Provinzen und Länder verbreiten, auch wohlthätige

„ Wärme, sondern des Lichts thun, daß sie, selbst
„ bis auf die kalten Mondesstralen, einsaugen. Heil-
„ same Kinder der Erde! was uns zerstört, was wir
„ verpestet ausathmen, zieht ihr an euch; das zarteste
„ Medium muß es mit euch vereinigen, und ihr ge-
„ bet es rein wieder! Ihr erhaltet die Gesundheit
„ der Geschöpfe, die euch vernichten; und wenn ihr
„ sterbt, seyd ihr noch wohlthätig; ihr machet die
„ Erde gesunder, und zu neuen Geschöpfen eurer
„ Art fruchtbar!“

Der Leser sieht gewiß die Aehnlichkeit meiner Hypothese mit der Beobachtung. Wenn wir doch lernten die Natur verehren, und nicht auf den ersten Schein tadeln!

tige Kräfte, die nur durch unrechte Anwendung oder Uebermaaß schädlich werden?

Diese Frage ist unschiklich ausgedrükt. Seuchen sind keine Kräfte, sondern Wirkungen von Kräften. Also muß man fragen:

Sind die Kräfte, die Seuchen erzeugen, wohlthätig?

So wird die Antwort nicht schwer werden.

Die Ursachen der Seuchen sind:

1) Die Auflösbarkeit aller organischen Körper, oder die Anlage zur Fäulniß; und

2) Die Schwere der Luft, die die Ausdünstungen der faulenden Körper hebt, zerstreut, und weit in die Ferne vertheilt.

Die Auflösbarkeit der Körper aber ist die Quelle alles neuen Lebens, aller Nahrung, alles Wachsthums. Was ist Nahrung anders, als der Uebergang eines aufgelösten Körpers in einen andern? Ohne Nahrung entsteht kein Wachsthum, weder der Thiere noch der Pflanzen, noch des Menschen; und die Entstehung, oder das neue Leben, ist weiter nichts als Nahrung und Wachsthum des Keimes. Ist also diese Auf-

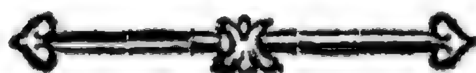
lös-

lösbarkeit gut, wohlthätig, nötig? Das bedarf wol keiner Frage. Was wir aber Fäulniß nennen, ist nichts anders, als eine Art von Auflösung, welche verdorbene, stinkende Dünste aushaucht und in die Luft verbreitet; aus welchen Dünsten dann die Seuche entsteht.

Diese verdirbt unser Blut, unsre Säfte, bringt sie in Gährung und erzeugt gefährliche Krankheiten.

Ohne die Schwere der Luft würde keine Seuche, keine Pest, keine Epidemie statt finden; es würde auch kein Sturm, kein Orkan, kein Ungewitter entstehn. Denn die Schwere der Luft ists, die die pestilenzialischen Dünste erhebt und weit umher verbreitet. Allein, ohne die Schwere der Luft hätten wir keinen Regen, kein Wachsthum der Pflanzen, wir könnten nicht athmen, wir müßten sterben.

Also sind Seuchen und Pest die Wirkung heilsamer, wohlthätiger Kräfte.



4. Artikel.

Vom frühen Tode.

„Aus welcher guten Quelle, fragte mich ein Va„ter, fließt mein Unglük, wenn mein Sohn, „ein hofnungsvoller Jüngling, mir jezt ent„rissen wird; da er in Begrif ist, ein Amt an„zutreten?“

Diese Frage kann bedeuten:

1) Warum sterben Jünglinge?

2) Warum trift der Unfall gerade meinen Sohn?

3) Warum schmerzt mich dieses Unglük?

Warum sterben Jünglinge? Warum sterben junge Männer, und verlassen unversorgte Wittwen und unerzogene Kinder; warum sterben Bräute; warum sterben die Menschen? Das alles ist eine Frage.

Die Frage von dem Tode überhaupt ist leicht. Soll ein so zusammengesezter Körper, als unser Leib, ein so feiner, zarter Bau immer dauern, niemals in Unordnung gerathen? Das hieße

hieße viel verlangt. Der Tod ist entweder Vernichtung, und also gerade nichts; oder ein Uebergang in ein ander, besseres Leben, und also gut und wünschenswerth. „Er erschrekt aber die Menschen?“ Ja warum erschrekken sie? Vermuthlich aus Irrthum. Diesen müssen sie zu berichtigen suchen.

Die Frage vom frühen Tode löset sich in die Frage von der Schwachheit und Krankheit der Kinder auf, und ich muß den Leser dahin verweisen.

„Warum trift mich der Unfall?„ Das ist die große Frage; denn wir sind so lange mit den Einrichtungen in der Welt ziemlich zufrieden, als das Ungemach blos auf Andre fällt. Aber wenn es uns gilt; ja, da ists ein anders. Aber, Lieber, dich oder mich, oder jeden andern! wo sind deine Freibriefe aus welchem Grunde verlangst du Ausnahmen? Verdienst du vielleicht eine Ausnahme? Hast du nicht etwa den Tod deines lieben Sohnes, deinen bittern Schmerz verschuldet? Hast du ihm gesunde Säfte mitgetheilt? oder hast du ihm

ihn in der Trunkenheit, bei schwacher, ungesunder Leibesbeschaffenheit, nach der Abmergelung der Wollust, gezeugt? Wie hast du ihn erzogen? Vielleicht durch Verhätschlung zu einem Weichling gemacht; vielleicht hast du, durch deine Nachläßigkeit, oder wol gar durch dein Beispiel, dem Laster den Eingang in sein Herz verstattet oder geöfnet. Wie darfst du dann klagen?

Also die Krankheiten fließen aus guten Kräften; und aus den Krankheiten der Tod, der Tod des Jünglings, und des Greises.

Ich habe den Fall nicht berührt, wo der Jüngling durch Schwelgerei und Unzucht, oder Thorheiten sein Leben verscherzt hat; weil das gar keine Frage ist.

„Aber ich fühle den Schmerz!" Wohl; und du siehst die gute Quelle des Schmerzes nicht? Sie ist dein gutes, empfindsames Herz, deine Liebe. Wärest du unempfindlich, liebtest du deinen Sohn nicht, so würdest du den Verlust nicht fühlen.

5. Artikel.

Von schädlichen Thieren.

Es gibt dreierlei schädliche Thiere;

1) Die reissenden, oder die Raubthiere,

2) Die verderblichen, als Raupen und Insekten und Vögel, die die Früchte verderben; Ratten, Mäuse, Würmer, die die Feldfrüchte verheeren; Hamster und Wild, die Korn und Erdgewächse angreifen; die Motten und Würmer, die das Zeug zerfressen.

3) Das Ungeziefer, das Vieh und Menschen quält, in und auf dem Leibe nistet, sticht und Blut saugt.

„Wozu nüzt das alles?“

Wozu es nüzt, weiß ich nicht. Wenn aber alle diese Thiere sprechen und nachdenken könnten; so stelle ich mir vor, daß sie ohngefähr folgendermaßen philosophiren möchten:

„Wozu nüzt doch der Mensch? Weit ge„fehlt, daß wir einigen Nuzzen von ihm hätten, „nimmt er uns die Nahrung, zerstört unsre „mit vieler Müh eingerichteten Wohnungen, ver-

„ vertreibt und rottet uns beinah aus. Kaum
„ daß wir seiner verheerenden Wuth in den ab-
„ gelegensten Wüsteneien, auf den steilsten Fel-
„ senspizzen, in den verborgensten Hölen, ent-
„ rinnen. Wenn er einige Thiere hegt, wenn
„ er Früchte baut, an welchen wir Theil nehmen
„ können; so thut ers nur für sich, und wir be-
„ kommen davon nur, was wir mit der äußer-
„ sten Gefahr stehlen, oder durch Sklavendien-
„ ste von ihm nothdürftig erhalten. Die Last-
„ thiere plagt er mit schwerer Arbeit, und mar-
„ tert sie mit tyrannischer Grausamkeit; die an-
„ dern opfert er seiner Begierde auf.“

So ungefehr würden diese Thiere philoso-phiren, und gerade so philosophiren wir auch.

Wir würden die Fragen der Thiere bald beantwortet haben: „Für uns sind wir da,“ würd' es heissen; „um das Leben zu geniessen.„ Und diese Antwort wäre gegründet. Denn der Endzwek der Schöpfung kann nur die lebendigen Wesen seyn. Also sollten wir eine ähnliche Antwort von den Thieren auf unsre Fragen gelten lassen. Wenn wir für uns da sind, wenn wir

ein Recht auf den Genuß des Lebens haben, so dächt' ich müßten wirs nicht den andern Geschöpfen Gottes absprechen; wir müßten nicht immer fragen; Wozu sind sie da? Sie sind sowol als wir da, um sich ihres Lebens zu erfreuen. Soll denn auf Erden nichts anders seyn, als was wir brauchen können? nichts als was uns nüzt? Wenn Leben Endzwek ist, so ist jedes lebendige Geschöpf Mitendzwek, und hat ein Recht zum Genuß der Schöpfung, welches durch das Maaß seines Lebens, d. h. seiner Empfindung und seiner Kräfte, bestimmt wird. *) Nach dieser Regel hat der Mensch zwar

*) Wäre das Maaß der Kräfte und Begierden, oder Empfänglichkeit, nicht etwa das Maaß und der Grund unsrer Rechte, im Stande der Natur? Wenigstens ist es der deutlichste Wille Gottes; und der Wille Gottes ist ja in dem Rechte der Natur und der philosophischen Sittenlehre, sowol, als in der Religion, der Grund alles Rechts, oder wenn man will, aller Pflicht. Pflicht und Recht sind im Grunde eins. Ich halte den Willen Gottes wirklich für den Grund aller Pflichten, und das Maaß aller Rechte. Wie wollen wir ihn aber erkennen? Nicht wahr, durch das Maaß des Vermögens, das Er jedem Geschöpf gegeben hat? Man gebe mir eine andre züverläßige Richtschnur!

In

zwar das größte, aber kein ausschließliches Recht, und die Thiere haben jedes das ihrige.

„Es stört aber manches unsre Zufrieden„heit! —“ und wir stören noch weit öfter die Ruhe dieser und andrer Wesen. Einige Thiere

In der Gesellschaft kann aber diese Regel nicht gelten, weil — das ganze Recht der Natur nicht gilt. Jenes Gesez muß also durch das Wohl der Gesellschaft überhaupt, und den gegenseitigen Vertrag modifizirt und eingeschränkt werden. Wer ohne diese Bestimmungen den Willen Gottes zum Grundsazze macht, der wird sich manchen Schwierigkeiten aussezzen. Der Wille Gottes, heißt es, ist das Wohl seiner Geschöpfe. Das ist im Allgemeinen außer allem Zweifel, und zwar aus Gründen a priori; aber insbesondre nicht so ausgemacht. Denn:

1) Ist der Schade des Einen, des Andern Wohl. Wessen Wohl hat Gott da gewollt? Aus seinem Thun schließe ich: Das Wohl dessen, der genießt, der Kräfte hatte, sich in Besiz zu sezzen.

2) Es geschieht auch Uebel — und dieß will Gott, weil es geschieht.

3) Gott hat manches Uebel beabsichtet; den Tyger hat er grausam gemacht, und auf Blut angewiesen.

Wenn ich die Kräfte der Geschöpfe zum Grunde ihrer Rechte annehme, so schließe ich auch keine mildernde, einschränkende Kraft aus. Von der Art ist die Mitempfindung, und vornemlich das Mitleiden bei dem Menschen. Man muß das Geschöpf ganz nehmen, wenn man darüber urtheilen will.

sind auf unsre Vorrathskammern, andre selbst auf unser Blut angewiesen. Wir tödten und rauben und verheeren ja auch um uns her. Die Mükken beunruhigen uns mit ihrem Stachel: und wir? wir tödten sie; wir würgen ganze Heerden von unschädlichen Thieren. Will man aber unsre Verheerungen, sowol als die Unbequemlichkeiten, die wir von den Thieren leiden, unter die Uebel rechnen; so bin ichs zufrieden, und die Auflösung ist nicht weit. Der Mensch verheert zu seiner Erhaltung; seine Begierde gibt ihm aber Anlaß, eben deswegen die Vermehrung dieser Thiere zu begünstigen; und es entsteht mehr Leben daraus. Indem wir die reissenden Thiere verfolgen, verschaffen wir denen Ruh, Leben und Sicherheit, die ohnedieß ihr Raub geworden wären. Die Thiere, die auf unsre Kosten leben, würden sonst nichts finden, und könnten ohne das nicht leben. Also vermehrt diese Einrichtung die Menge lebender und genießender Geschöpfe. „Aber die Verheerungen, welche die Thiere anstellen?“ — Nun — sie leben davon.

„Aber das Würgen der reissenden Thiere!“ — Wir wollen uns besinnen. Würgen wir nicht auch? Ist dieß auch ein Uebel, oder nicht? Gewiß werden wir die Abschaffung dieses Uebels nicht mit rechtem Ernste wünschen. Ich habe viele von den Gutmüthigen gesehn, die es herzlich beklagen, daß die armen Thiere der Lekkerhaftigkeit des Menschen unbarmherzig aufgeopfert werden. Ein Schauder überfällt sie, wenn sie bedenken, wie man dem unschuldigen Lamme das Messer in die Kehle stößt, und in seinen warmen Eingeweiden wühlt! Sie essen aber doch, mitten unter ihrem Beklagen und ihren Vorwürfen, das Lamm, das man aufgetischt hat, und nagen, ohne Widerwillen, an seinen zarten Gebeinen.

Viele rühmen sich, daß sie kein Thier schlachten, noch schlachten sehn können. Ich bin auch in dem Fall, wenigstens würd' es mir viele Ueberwindung kosten. Ists aber etwas rühmenswürdiges, ists Mitleiden für die leidenden Thiere? Die zärtliche Dame, die dieses nicht thun, nicht sehn kann, befiehlt doch, daß es geschehe, und läßt es durch Andere thun. Ist ihr Widerwille

also Mitleid für das Thier; weigert sie sich es zu schlachten, um ihm die Schmerzen zu ersparen? Dann würde sie ja aber dessen Tod verhüten! Ihr Mitleid geht also nur auf sie selbst; sie kann die Zukkungen des sterbenden Thieres nicht ertragen; sie schont, nicht des Thieres, sondern ihrer selbst. Ihr Mitleid ist ungefehr folgendes: Ich möchte gern jemanden mishandeln, kanns aber nicht, weil mir Muth und Kraft abgeht, und verdinge dazu einen starken Kerl. Ist das Mitleid? und kann man sich dessen rühmen?

Also wird wol keiner im Ernst das Würgen der Thiere als ein Uebel betrachten, oder doch wegwünschen. Er würde sich selbst verdammen; seine Lekkerhaftigkeit würde zu viel dabei verlieren. Wenn aber die Verheerungen, die wir anrichten, kein Uebel sind; wie können wir über die Verheerungen klagen, die die reissenden Thiere stiften? heisst das nicht, unsre Eigensucht verrathen?

Hiermit bringe ich nun freilich wol den Menschen über diese Frage zum Schweigen; allein, damit ist die Frage noch nicht beantwortet. Der Räuber darf auch den Mund nicht aufthun, wenn von

von Gerechtigkeit die Rede ist; sind darum seine Räubereien gerecht? Wir müssen also zu der gegebenen Frage eine andre Auflösung geben.

Thiere und Menschen würgen; das ist für den leidenden Theil offenbar ein Uebel, das sich durch den Nuzzen, den der angreifende Theil daraus zieht, nicht heben läßt.

Man nehme es nun, wie man will, dieses Uebel fällt geradezu auf den Urheber der Natur. Er hat es nicht blos zugelassen; er hat es verordnet. Wenn man auch sagen wollte, daß der Mensch nur aus übertriebener Begierde würgt, so müßte man doch gestehn, daß der Tyger und Löw und Wolf und viele andre Thiere, von der Natur auf Raub und Blut angewiesen sind; denn sie sind nicht im Stande, eine andre Nahrung zu genießen. Hat es aber der Urheber der Natur gethan, so muß es eine weise und wohlthätige Absicht haben. Doch, ich will den Leser mit dieser Antwort nicht abweisen.

Wollen wir die Raubthiere wegwünschen? Den Hecht werden wir doch gern behalten; und den Marder, den Zobel, den Hermelin, die uns

so schöne und warme Pelze geben; und die Nachtigall? — sie singt so vortreflich! Soll der Mensch das Würgen auch unterlassen? Freilich wol, denn sonst verrathen wir uns, und lassen das größte Uebel bestehn; denn wir würgen mehr, als alle Raubthiere zusammen. Gut, wir wollen von Früchten leben, den Wolf, den Löwen, den Tyger ausrotten, nebst allen reissenden Thieren. Nun werden alle Thiere, die von Gewächsen leben, eine ungestörte Ruhe genießen, sich ins unendliche vermehren, und — verhungern. Denn wie soll die Erde alle diese Thiere füttern? Sie werden alle ein kümmerliches Leben, und einen jämmerlichen Tod, den Tod des Hungers oder des Alters haben. Die Aeser werden die Erde bedekken und die Luft vergiften: und da jezt viele Thiere gesund und munter leben, und hernach einen kurzen Tod, unter der Klaue, oder dem Messer, sterben; werden sie alle von der Pest langsam verzehrt werden. Dahin gehn unsre Vorschläge der goldnen Zeit.

Man müßte die Fruchtbarkeit der Thiere und ihre Anzahl sehr vermindern, und die Maße des

Lebens,

Lebens, des Genusses sehr einschränken; und also wäre die Schöpfung viel weniger vollkommen.

Und wie, wenn wir durch unsre mitleidigen Vorkehrungen, die edelste Art von Leben in den Thieren und in dem Menschen wegschaffen? Die fleischfressenden Thiere sind mehrentheils edler und vollkommener, als die, die von Gewächsen leben. Hat sie der Schöpfer deswegen vollkommener geschaffen, damit sie ihren Raub erreichen, überlisten, überwältigen können; oder ist ihre Nahrung ein Mittel ihrer Vollkommenheit? Beides kann wahr seyn. Wenigstens bemerkt man, daß der Mensch mehr Geist und Leben hat, der Fleisch ißt, als der, der nur von Gewächsen lebt.*) Das läßt

*) „Da die Gewächse die reichste Speise der thierischen „Schöpfung sind, und es insonderheit in der Ge„schichte der Lebensarten des Menschengeschlechts so „viel darauf ankam, was jedes Volk, in seinem Erd„strich, für Pflanzen und Thiere vor sich fand, die ihm „zur Nahrung dienen konnten; wie mannigfaltig und „wunderbar verflicht sich damit die Geschichte der Na„turreiche! Die ruhigsten, und, wenn man sagen „darf, die menschlichsten Thiere leben von Pflan„zen; an Nationen, die eben diese Speise, wenig„stens

läßt sich erklären. Es würden wenigstens viele Kräfte, die jezt in Verfolgung und Flucht, in Angrif und Vertheidigung gebraucht und geübt werden, unnüz seyn, und verloren gehn. Man sagt, daß die Fischer mit Fleiß einige Hechte in ihre Fischteiche thun, um Bewegung darin zu bringen. Würde vielleicht, ohne Raubthiere, die lebendige Natur in Trägheit verfallen?

Ausgemacht ist es, daß die Nahrungsmittel auf Blut und Säfte einen großen Einfluß haben. Nicht minder klar ist es, daß die Beschaffenheit des Blutes und der Säfte, und überhaupt der Zustand des Leibes, die größte Wirkung auf Geist

„stens öfters, genießen, hat man eben diese ge„sunde Ruhe und heitere Sorglosigkeit bemerkt. „Alle fleischfressenden Thiere sind, ihrer Natur nach, „wilder; der Mensch, der zwischen ihnen stehet, muß „wenigstens, dem Bau seiner Zähne nach, kein fleisch„fressendes Thier seyn. Ein Theil der Erdnationen lebt „größtentheils von Milch und Gewächsen; in früheren „Zeiten haben mehrere davon gelebt: und welchen „Reichthum hat ihnen auch die Natur im Mark, im „Säfte, in den Früchten, ja gar in den Rinden und „Zweigen ihrer Erdgewächse beschieden, wo oft ein „Baum eine ganze Familie nähret?„ (Herders Ideen „zur Philos. der Gesch. d. Mensch.)

Geist, Verstand und Leidenschaften haben. Folglich muß der Mensch, der von Fleisch lebt, ganz anders, in Ansehung des Geistes und der Triebe, beschaffen seyn, als der, der von bloßen Gemüsen lebt; weil er, dem Körper nach, anders beschaffen ist.

Es ist nun die Frage, wessen Beschaffenheit die beste ist?

Worin besteht die Güte der Beschaffenheit?

Doch wol in dem Leben, in der Thätigkeit, in den Kräften. Es ist aber gar keine Frage, ob das Fleisch stärker nährt, mehr Kräfte gibt, als Kräuter und Früchte. Daraus folgt aber, daß die Nahrung von Fleisch das Thier und den Menschen veredeln muß.

Das geben alle Gelehrte zu, daß das Fleisch die Leidenschaften erregt; sie machen ihm daraus einen Vorwurf. Den Vorwurf gesteh ich ein, und beweise eben dadurch meinen Saz. Die Leidenschaften sind die Triebfedern des Menschen; je stärker jene sind, desto thätiger ist dieser — im Guten und im Bösen; das haben nun diejenigen nicht bedacht, die das Fleisch verdam-

men — sie haben die Sache nur einseitig betrachtet.

Man wird mir vielleicht einwenden, daß der Italiäner und Franzose wenig Fleisch essen, und doch äußerst munter und lebhaft sind; weit lebhafter, als der Deutsche und Engländer, welche träge und schwerfällig, in Vergleichung mit jenen, scheinen, ob sie gleich viel Fleisch verzehren. Ich antworte: Es ist schwer, von einem Volke auf das andre zu schließen; weil die Regierungsform, die Sitten und Gebräuche, und das Klima viel zu verschieden sind. Welch ein Unterschied von der warmen Sonne Italiens, zu dem kalten, feuchten Nebel, und der dikken Luft Englands; welch ein Unterschied zwischen den feurigen Weinen des einen, und dem schweren Biere des andern! Nicht geringer ist der Unterschied zwischen der Sklaverei des ersteren, und dem schmeichelnden Schatten von Freiheit des anderen! Ist Muthwille denn die einzige Art des Lebens, das alleinige Zeichen der Kraft? Sind fester Muth, Standhaftigkeit, tiefes Nachdenken, Schwung des Genies, Arbeitsamkeit, Anhalten nichts? und

diese

diese Eigenschaften kann man weder dem Deutschen, noch dem Engländer absprechen.

Alles, was man wider den Genuß des Fleisches vorbringt, sind Deklamationen; und Deklamationen beweisen nichts. Warum soll der Mensch nicht Fleisch essen? essen doch die Thiere welches; also hat der Schöpfer einen Theil der lebenden Geschöpfe zur Speise für den andern Theil bestimmt. Unser Magen ist wie der Magen der fleischfressenden Thiere beschaffen, und nicht wie der Magen der fruchtverzehrenden. Unsre Zähne sind wie keine von den Thieren, oder vielmehr wie die Zähne beider Gattungen; ein Beweis, daß uns der Schöpfer alles, Fleisch und Früchte, gegeben hat. Wovon soll der Grönländer leben, als von Fleisch, da es in seinem Vaterlande keine Früchte gibt? Wenn man aus Milzsucht oder Empfindelei, den Menschen tadeln will; sollte man wol erst sehen, ob der Tadel nicht gerade auf den Schöpfer fällt.

Wenn wir Raupen, Mäuse, Hamster, Motten, Würmer verderbliche Thiere nennen, so denken wir nur an unsern Nuzzen; denn sie sind

nicht

nicht verderblich; sie suchen ihr Bedürfniß; und so, verderben wir auch. Wir haben ja Mittel in den Händen, uns vor ihren Verheerungen zu bewahren.

„Stechende Insekten sind unbequem„ Auch gegen diese haben wir Verwahrungsmittel; und man muß sehr verzärtelt seyn, wenn man, nach der Anwendung derselben, noch über diese Thiere klagen will. Eingeweidewürmer werden nur durch die Menge schädlich: und wir können uns vor Menge derselben hüten. Wir sind allen Thieren, und selbst dem Menschen, weit unbequemer.

Sie haben und geniessen das Leben; das ist schon Gutes; und wir werdens erkennen, wenn wir nicht alles an uns reissen wollen, wenn nicht Eigennuz unser einziges Gesez und allgemeiner Maasstab ist.

Allein der Schöpfer hat mit dem Leben und den Trieben der Thiere zu ihrer Erhaltung und zur Fortpflanzung der Geschlechter, andre Absichten so weislich verbunden, daß solche, durch das Bestreben der Thiere ihr Leben zu erhalten, ohn ihr Wissen, erreicht werden. Es geht in der Natur,

tur, wie in einer wohlpolizirten Stadt zu, wo jeder Bürger für das allgemeine Beste arbeitet, indem er nur für sich zu streben denkt.

Der Seidenwurm spinnt ein Gehäuse zu seiner Verwandlung, und liefert dem Menschen den Stof zum eleganteslen Gewande. Die Biene sammelt für sich Honig, und baut wächserne Zellen; sie denkt mit keinem Gedanken an den Menschen; und — wer kennt ihre vortreflichen Geschenke nicht? Das scharfe Gift der Canthariden ist ein mächtiger Reiz für erschlafte Nerven. Die Spinne, die der Weichling verabscheut, reinigt die Ställe des nüzlichen Viehes von schädlichen Insekten, und verwahrt durch ihr Gespinste das Obst und den Weinstok vor den Verwüstungen der Würmer und Fliegen. Die Cochenille liefert uns eine prächtige Farbe. Alle die Thiere, die die Erde aufwühlen, sollen die vielleicht die Erde auflokkern, dem Wasser Abfluß verschaffen? Alle diese Thiere sind eine reichliche Nahrung für Andre. Wie viele sind vielleicht als Werkzeuge anzusehn, die die Säfte der Erde zur Nahrung Andrer, zur Erzeugung neuer Produkte, tauglich

machen? Wer untersteht sich solches zu läugnen? Von dem Ungeziefer, und den Eingeweidewürmern habe ich schon gesprochen. *) Wir müssen unser Endurtheil, den Tadel noch mehr als den Beifall, zurükhalten, bis wir alle Kräfte der Natur, ihre Verkettung, den innern Bau der Dinge kennen werden.

„Die nüzlichsten Thiere, das Pferd, der Hund, „der Ochs, vortrefliche Geschenke des Schöpfers, „thun vielfältigen Schaden. Das Pferd schlägt „und tritt unter die Füße; es wird flüchtig, der „Wagen fliegt in Stükken, die Ladung wird um„her zerstreut, der Führer geschleift; der Hund „zer-

*) „Wunderbar ist jedem Geschöpf das Seine gege„ben, nicht nur in dem, was es gewährt; sondern auch „in dem, was es an sich zieht und wegnimmt. Denn „da die Pflanzen von dem Brennbaren der Luft, mit„hin zum Theil von denen für uns schädlichen Dün„sten, leben; so organisiret sich auch ihr Gegengift nach „der Eigenheit eines jeden Landes, und sie bereiten für „den immer zur Fäulniß gehenden animalischen Körper „überall die Arzeneien, die eben für die Krankheiten die„ses Erdstrichs sind. Der Mensch wird sich also so we„nig zu beschweren haben, daß es auch giftige Pflanzen „in der Natur gebe; da diese eigentlich nur abgeleitete „Kanäle des Giftes, also die wohlthätigsten zur Ge„sundheit der ganzen Gegend sind, und in seinen Hän-
den

„zerreißt, würgt, und — der Stier durchbohrt
„den Menschen mit seinen Hörnern. Ist das auch
„die Wirkung guter Kräfte?„

Wenigstens wird der Schade, den sie verüben, durch eben die Kräfte bewirkt, durch welche sie uns dienen. Damit ist die Frage aber nur halb beantwortet; denn es frägt sich eigentlich, nicht warum haben sie die Kraft, sondern, warum haben sie den Trieb zu schaden?

Ich würde es nicht leicht einen Trieb zu schaden, sondern eine Nothwehr nennen. Alle diese Thiere haben lange in der Wildniß leben

„den, zum Theil schon in den Händen der Natur, die
„wirksamsten Gegengifte werden. Selten hat man
„eine Gewächs- oder Thierart dieses und jenes Erd-
„striches ausgerottet, ohne nicht bald die offenbarsten
„Nachtheile für die Bewohnbarkeit des Ganzen zu er-
„fahren; und hat die Natur endlich nicht jeder Thier-
„art, und an seinem Theil auch dem Menschen,
„Sinne und Organe genug verliehen, Pflanzen, die für
„ihn dienen, auszusuchen, und die schädlichen zu ver-
„werfen?„

(Herder Ideen zur Phil. der Gesch. d. Menschh.)

Was der Verfasser hier von den Pflanzen sagt, kann das nicht auch von den Thieren gelten? (S. Art. 2. Von den Krankheiten.)

müssen, ehe der Mensch sie zu zähmen, zu brauchen und zu schäzzen gelernt hat. In dieser Zwischenzeit mußten sie für ihre Erhaltung sorgen und ausgerüstet seyn. Der Ochs und das Pferd mußten scheu seyn, und sich gegen die reissenden Thiere wehren; jener mußte stoßen, und dieses schlagen, der Hund mußte sogar angreifen und reissen. Der Schöpfer konnte sie nicht gleich so bilden, als es der Mensch wol möchte, und als sie vielleicht unter seinem Schuzze seyn könnten.

Dieser Trieb zur Nothwehr war also nötig. Konnte dieser Trieb in den Händen des Menschen ganz erstikken? Sollte man sich nicht vielmehr wundern, daß er so sehr nachgelassen, und daß diese mächtigen, kühnen Thiere, so geduldig und so gehorsam geworden sind? Bewundrung und Dank gebühren dem Schöpfer, daß er sie so geschaffen hat. Man spricht vom Schaden, den sie thun! Und was kann man nicht von der Geduld sagen, mit welcher sie den Befehlen des Menschen gehorchen, und seine Ungerechtigkeiten und Mishandlungen ertragen! Sehet den Jäger, wann

er

er den Hund abrichtet; den Fuhrmann, wann er ein ungezähmtes Pferd zum Joche gewöhnen will, oder sein Gespann in einem schlimmen Wege übertreibt; und saget, ob diese Thiere einmal die Gegenwehr kennen? Sie wissen nur von Unterwerfung oder Flucht.

Das wenige, was diesen Thieren von dem Triebe zur Gegenwehr und von Muth übrig bleibt, kann der Mensch ihnen fast ganz nehmen. Er darf sie nur entmannen. In einer Heerde ist nichts, als der Stier furchtbar. Das andre Vieh muß man schon sehr reizen, wenn es unruhig werden soll. Hängt also dieser Muth, und, wenn ich so sagen darf, dieser Muthwille, nicht mit dem zur Zeugung nötigen Triebe zusammen? Ueberhaupt hat die vollkommene Mannheit, bei allen Thieren und bei dem Menschen, so sonderbare physische und moralische Wirkungen, daß man sie gewiß nicht glauben würde, wenn man sie nicht täglich sähe. Es würde also gewiß dieser Trieb zu schaden, mit einer sehr nüzlichen Kraft zusammenhängen. Und wer kann sagen, welcher Reiz, welche Spannung der Nerven, zur Vorberei-

bereitung des Saamens, und zur Zeugung nötig ist? Wer kann sagen, was dieser Reiz, diese Spannung der Nerven für Wirkungen thun muß? und wieviel von diesen Trieben, von diesem gefährlichen Muthwillen verloren gehn kann, ohne den Absichten der Natur zu schaden? Noch ist zu bemerken, daß dieser schädliche Muthwille der Thiere, gerade in der Brunstzeit bei den Männchen; und bei den Weibchen, wann sie Junge haben, am regesten ist. Zu solcher Zeit, ist die Henne selbst muthig, und der sonst flüchtige Hirsch greift den Menschen an. Also ists bei dem Männchen vielleicht ein unruhiger Kizzel, oder ein Trieb, jeden Nebenbuhler zu vertreiben; bei dem Weibchen, ists das wohlthätige Muttergefühl, das sich, zur Vertheidigung seiner Jungen, in Gefahr stürzt.

Bei dem Hunde ist nun die schädliche Kraft gerade diejenige, wodurch er nüzt. Seine Wildheit macht ihn zur Vertheidigung des Hauses fähig.

III. Kapitel.

Von den Krankheiten der Seele.

Nun will ich zeigen, daß die Fehler, die Laster, die Verbrechen der Menschen, aus keiner bösen Quelle fließen, sondern ursprünglich aus guten Kräften entstehn, und das Uebermaaß oder die Irrung derselben sind. Ich bitte den Leser, sich in Geduld zu fassen, und mich nicht eher zu beurtheilen, ehe er mich gehört hat. Ich gestehe es, ich besorge, daß die mehresten mir diese Gerechtigkeit versagen.

Die Fehler der Menschen sind von zwiefacher Art, und in Ansehung ihrer Quellen ganz verschieden. Nemlich die auslassenden, die eigentlich Fehler oder Mängel, von fehlen oder mangeln, heißen sollten; weil sie in einem Mangel an Kräften bestehn. Ich nenne sie Schwachheiten. Die andern sind die thätigen, die in dem Uebermaaß der Kräfte, oder in ihrer Abweichung von der rechten Bahn, bestehn. Diese müßten Irrungen heißen.

Nun gibt es Schwachheiten und Irrungen des Verstandes und der Triebe.

I. Artikel.

Von dem Mangel an Verstand.

Unwissenheit, Unbesonnenheit, Leichtsinn, Vergessenheit, Geringschäzzung der Wahrheit, sind Schwachheiten. Die erstere ausgenommen, können sie in starken Trieben und Leidenschaften ihren Grund haben. Die Unwissenheit ist Mangel an Kenntniß; Unbesonnenheit ist Mangel an Erwägung der Dinge, die vor uns liegen, aus Unwissenheit der Wichtigkeit derselben; Leichtsinn ist Unachtsamkeit auf Lehre und Erfahrung, weil solche nicht den gehörigen Eindruk gemacht haben; Vergessenheit ist Mangel an Gedächtniß; Geringschäzzung der Wahrheit fließt aus Unwissenheit ihres Werths, und aus Unbekanntschaft mit ihr.

Niemand verachtet die Wahrheit; das wäre ein Widerspruch. Wer sie verwirft, kennt sie nicht; er hält sie für Lüge. Wenn man sagt:

Die

Die Menschen hassen die Wahrheit; sie wollen betrogen seyn; so sind es unphilosophische Behauptungen, die man auf den äußern Schein wagt, und die den Verfolgungsgeist erzeugt haben. Niemand will irren — Jedem aber wird es schwer, die Wahrheit einzusehn; vornemlich wenn er Vorurtheile dawider hat. Wer sie einsieht, nimmt sie eben deswegen an.

Ich kann die Glaubenspflicht, wovon Basedow so viel spricht, nicht begreifen. Schon in meinen Jünglingsjahren fand ich in dem Dikton diese Lehre ungereimt. Der Glaube kann nur auf Gründen beruhn. Sind diese Gründe für mich zureichend; so glaube ich; ohne daß mein Wille den geringsten Antheil daran habe; sind sie für mich nicht zureichend; so kann ich nicht glauben, und wenn es auf meine Seligkeit ankäme. Die Gründe aber kann ich weder geltend, noch ungültig machen; sie bleiben, was sie, in Verhältniß mit meiner Fassungskraft, sind. Den Glauben kann man mir eben so wenig, als das Sehen, befehlen. Auf Befehl kann ich wol die Augen aufthun und nach einem Gegenstand hin-

wenden; das ists aber alles. Wenn ich dann mit meiner ganzen Anstrengung nichts sehe, so kann ich nichts sehn; und wenn ich ja verständig bin; so werde ich höchstens das Daseyn des Gegenstandes, den ich nicht sehe, nicht läugnen; aber sehn kann ich ihn nicht, weder auf Befehl, noch auf Bitte.

Alle diese Mängel treiben den Menschen nicht an, und thun an und für sich keinen Schaden, eben so wenig wie die Finsterniß der Nacht. Beide, diese Mängel und die Finsterniß, werden alsdann erst schädlich, wann Triebe uns in Bewegung sezzen.

Diese Mängel sind unvermeidlich, weil der Mensch allwissend seyn müßte, um frei davon zu seyn. *) Stumpfheit ist ebenfalls ein Mangel.

Aus diesen Schwachheiten fliessen Vorurtheil und Aberglaube, wovon eben dasselbe gilt.

2. Ar-

*) Ja, bloß die göttliche Allwissenheit könnte uns vor Unwissenheit und Irrthümern schüzzen. Denn so weit man auch die Sphäre unsrer Kenntnisse, unter der Allwissenheit, erstrekken wollte, so hätte sie doch immer ihre Gränzen; und über diesen Gränzen läge unsre

2. Artikel.

Vom Mangel an Trieben und Kräften.

Der Mangel an Trieben entsteht augenscheinlich aus der Stumpfheit der Sinne und der Gefühle. Wer keine Neigung hat, empfindet nichts; denn wer empfindet, in Gutem oder in Bösem, hat Trieb, das Gute zu erlangen, und das Böse abzuwenden oder zu fliehn.

Dieser Mangel hat seinen Ursprung in den Fehlern der Organisation.

Der Mangel an Kräften ist entweder eine Folge des Mangels an Trieben; denn wer keine Triebe hat, braucht seine Kräfte nicht; und dann ists eben so, als wenn er keine hätte; und seine Kräfte vermodern in Unthätigkeit:

Oder er ist ein Fehler der Organisation.

Allzu-

unsre Unwissenheit; der Irrthum würde nothwendig, wegen der Einseitigkeit unsrer meisten Kenntnisse, statt finden. Also ist kein Geschöpf, so groß es seyn mag, wenn es nicht allwissend ist, wie Gott, von Unwissenheit und Irrthum frei.

Allzuheftige und allzuweichliche Gefühle tödten die Kräfte.

Dieser Mangel ist der größte Fehler. Mit einer solchen gefühllosen, unbeweglichen Fleischmasse, ist nichts anzufangen. Man hat immer wenig Hofnung zu einem Jünglinge, der zu gar nichts Lust und Trieb äußert; es wäre besser, daß er irgend etwas liebte, wenn es auch eine Thorheit wäre; denn es wäre doch ein Zeichen von Gefühl und von Kraft. *)

Aus diesem Mangel an Trieben und Kräften entstehn allerlei nachtheilige Fehler; Trägheit, Faulheit, Nachläßigkeit, Muthlosigkeit. Folglich Undienstfertigkeit; denn wer für sich zu arbeiten keinen Muth hat, wird sich für Andre nicht bemühen. Empfindungslosigkeit, Härte, Ver-

*) Es ist mislich, sich in seinen Urtheilen über die Jugend zu übereilen. Mancher Jüngling scheint zu schlummern, seine Gefühle und Triebe sind noch nicht erwacht — Daraus kann man nicht schließen, daß er keine hat. Es muß erst der Augenblik oder der Gegenstand, der solche belebt, da seyn; alsdann werden sie schon erwachen, und desto stärker werden, je mehr sie, durch die lange Ruhe, Konsistenz erhalten haben.

Verdrossenheit vollenden den Karakter. Einem solchen sollte man, dem Scheine nach, alle Laster zuschreiben — man würde ihm Unrecht thun; er ist nur schwach.

Man ist geneigt, den Menschen von solchem Karakter zu beklagen oder zu hassen; er verdient keins von beiden. Den Haß nicht, denn er hat seine Schwäche nicht verschuldet, wenn sie nicht etwa die Folge begangener Sünden ist. Das Mitleid — freilich scheint er uns unglüklich; allein er ist in sich selbst zufrieden, er liebt seine Ruhe — das Geräusch der Munteren ist ihm beschwerlich, weil er keine Kräfte dazu hat. Die Eule liebt die Nacht; der Kranke kann das Geräusch eines Balles nicht ertragen. Seine Ruhe scheint uns traurig; und unsre Munterkeit ist ihm eine unleidliche Beschwerde.

Andern thut er eigentlich keinen Schaden, nur dient er ihnen nicht; er ist unnüz.

Von diesem Mangel, so wie überhaupt von jedem, sage ich nicht, daß er aus heilsamen Kräften fließt; sondern, daß er in dem Mangel an Kräften besteht. Es ist eigentlich kein Uebel, son-

dern

dern ein Mangel des Guten, den man an und für sich nicht fühlen kann, und nur durch Vergleichung empfindet.

Die Quelle desselben ist in keinem bösartigen Prinzip zu suchen. Es ist bloß Eingeschränktheit der Wesen. Und diese Eingeschränktheit ist unvermeidlich; denn, so vollkommen auch ein Wesen immer seyn mag, so kann es nicht alle Vollkommenheiten in einem unendlichen Maaß haben; es hat immer Schranken, und es fehlt ihm also alles, was jenseits der Schranken ist. (S. Leibnitzens Theodicee, und den vorhergehenden Artikel.)

3. Artikel.

Von der Blödigkeit.

Die Blödigkeit ist eine gewisse Furcht vor Menschen. Sie wird, als eine Ungesittetheit, sehr hart verdammt; das ist aber ihre schlimmste Seite nicht; sie kleidet die Jugend, und kann sie vor manchen Unbesonnenheiten, vor vielen Thorheiten und Lastern bewahren.

Dieser

Dieser Fehler kann aber auch viel Unheil anrichten. Er verhindert die Aeußerung der Kräfte des Verstandes und des Werths des Menschen. Der beste Kopf wird mit dem dummen verwechselt, und genießt der Vorzüge nicht, die er erhalten würde, wenn er sich zu erkennen gäbe. Diese Schwachheit hält manchen von der Behauptung seiner Rechte, und von der Ausübung seiner Pflichten ab. Der stirnlose Schwäzzer, der Lüge und Unrecht verficht, trägt den Sieg über den blöden Beschüzzer der Wahrheit und Gerechtigkeit davon. Der furchtsame Vertheidiger des Freundes verstummt vor dem unverschämten Verläumder. Aus Blödigkeit läßt sich mancher Gutgesinnte verführen, weil ihm der Muth zu widerstehn fehlt; Spott und Hohngelächter über Wahrheit und Tugend schlägt sie nieder, und wirft sie, wider ihren Willen, auf die Bahn des Lasters.

Diese Schwachheit hat verschiedene Ursachen; Unwissenheit der eigenen Kräfte; Mangel an Kräften; gar zu zartes Gefühl, das Anstrengung und Widerstand scheut; zuweilen bloße Ungewohnheit

heit des Umganges mit Menschen von gewissen Ordnungen; und öfters ein allzu hoher Begrif von den Vorzügen der Person oder des Standes. Alle diese Ursachen sind entweder bloße Negationen, als der Mangel an Kräften, die Unwissenheit der eignen Kräfte, die Ungewohnheit mit Leuten von gewissen Ständen umzugehen; oder nüzliche Gefühle, als Gefühl, und Schäzzung der Andern.

4. Artikel.

Von dem Wahnwiz.

Der Wahnwiz besteht in der überspannten Kraft einer irrigen Vorstellung; so daß sie den Eindrükken der Sinne gleich kömmt. Nothwendig muß eine Kraft solche erheben; eine Kraft, Vorstellungen zu fassen, stark und deutlich zu denken: wahrlich eine vortrefliche Kraft! Der Wahnwiz ist nur in dem Uebermaaß, oder in der Abweichung von der Wahrheit. Er ist also die Wirkung einer vortreflichen, aber überspannten, ausschweifenden Kraft. Ich bin versichert, daß

schwache

schwache Köpfe, träge Seelen dieß Unglük nicht zu befürchten haben.

Wallungen des Blutes, Krankheiten, Leidenschaften können solche Wirkung thun. Ich muß die Leser auf die Kapitel verweisen, wo ich von Leidenschaften und von Krankheiten handele, um die Wiederholungen zu vermeiden.

5. Artikel.

Von der Laune.

Die Laune ist ein Mittelstand der Seele zwischen Traurigkeit und Zorn. Sie entsteht aus einem Misbehagen, das den Muth schwächt, ohne ihn ganz niederzuschlagen. Mit dem ganzen Muthe ists Zorn; und mit gänzlicher Niedergeschlagenheit, Traurigkeit.

Sie ist also gekränkter Muth, widerstehende Kraft. Daß sie nicht in Zorn ausbricht, ist andern zurükhaltenden Kräften zuzuschreiben. Diese Kräfte sind entweder Empfindsamkeit, oder Ehrerbietung und Liebe gegen den Beleidiger; wol

gar das Bestreben, sich selbst zu besiegen, und Herr über seine Leidenschaften zu seyn. Auch kann übermäßige Empfindung, oder Mangel an Kräften diese Schwächung des Muthes bewirken. Nirgends eine Spur von wesentlicher Bösartigkeit, von schädlichen Kräften, von angebornem Verderben; sondern überall edler, oder doch unschuldiger Ursprung.

Sie hängt, wie alle Seelenkräfte, sehr vom Körper ab. Der Körper ist aber nur Gelegenheit. Die Kraft, die Empfindung sind in der Seele.

6. Artikel.

Von dem Argwohn.

Ein argwöhnischer Karakter, ist ein sehr grosses Uebel; er beunruhigt sich selbst, und quält die Andern. Ueberall sucht er List, Betrug, verborgene Ränke, überall besorgt er Fallstrikke; die offensten Liebes- und Dienstbezeugungen scheinen ihm hinterlistig; nirgend findet er einen Menschen, worauf er sich verlassen könnte.

Die-

Dieser Fehler ist übertriebene Vorsicht. Er entsteht

1) Aus eignen Tükken und Lastern, welche machen, daß man von Andern so urtheilt, wie man sich selbst fühlt.

2) Aus traurigen Erfahrungen fremder Treulosigkeit. Wer oft betrogen worden ist, wird scheu, argwöhnisch, weil er immer befürchtet betrogen zu werden.

Erstere treiben das Mistrauen am weitesten; eine gerechte Strafe!

3) Es kann auch Schwäche seyn — dann wird das Mistrauen Furchtsamkeit.

Aus diesen Gründen macht es immer dem Menschen wenig Ehre, argwöhnisch zu seyn. Es verräth Schwachheit; und wenn keine Erfahrung da ist, ein lasterhaftes Herz. Daher nennt man öfters das Zutrauen edel; daher sieht mans gern, wenn die Jugend nicht zu vorsichtig ist. Aus dem Grunde hat die Geschichte uns das Vertrauen Alexanders auf seinen Arzt Philipp aufbehalten. Il croyoit à la vertu, sagt Rousseau. Ein Beweis daß er Tugend in seinem eigenen Herzen fühlte.

Die Vorsicht, deren Uebermaaß Argwohn wird, ist eine nüzliche, eine vortrefliche Eigenschaft.

Die Ursachen des Uebermaaßes; eigne Treulosigkeit, erlittener Betrug, gehören zu den Lastern; und ich verweise den Leser auf das Kapitel, wo ich davon handle. Schwachheit ist ein bloßer Mangel.

7. Artikel.

Von der Langenweile.

Die Langeweile ist nichts anders, als das Bestreben unsrer Kräfte, die nicht Nahrung und Uebung genug haben. Alsdann quälen sie uns durch ihre Thätigkeit.

Das sieht man an den rohen Völkern. Die Natur hatte sie sowol als uns, mit Thätigkeit begabt; denn ihre Kinder sind so thätig, wie die unsrigen. Nach und nach aber erschlaffen ihre angebornen Kräfte durch Unthätigkeit, und sie können tagelang völlig müßig und mit starrem Blik auf einem Flek sizzen, und empfinden keine

Langeweile. Unsre Mitbürger, deren einfache Erziehung, Lebensart und Gewerbe ihre Triebe wenig reizen, und ihre Seelenkräfte wenig üben, haben sehr selten Langeweile; träge Ruh ist ihre Erholung. Unsre muntern Jünglinge aber, deren Kräfte durch Erziehung, Genuß und Arbeit stark geübt und nicht erschöpft werden, fühlen diese Plage sehr. Langeweile ist also die Frucht der thätigen Kräfte: das ärgste Uebel ist also die Wirkung des vortreflichsten Gutes.

IV. Kapitel.

Von schädlichen Trieben.

Nun komme ich auf die Untersuchung der schädlichen Triebe, und der Leidenschaften, von welchen ich behaupten zu dürfen glaube, daß sie aus den vortreflichsten Eigenschaften des Menschen herkommen, daß sie, so zu sagen, Auswächse eines edeln Stammes sind.

Ich gestehe, daß ich diese Untersuchung mit einer Art von Furcht unternehme. Wird man mich verstehn? wird man mir nicht

Absichten andichten? Freilich werde ich mich von der gangbaren Vorstellungsart manchmal entfernen müssen; und das beunruhigt mich.

Ich erkläre mich. Es ist meine Absicht gar nicht, moralische Fehler und Vergehn zu rechtfertigen, zu entschuldigen oder zu beschönigen. Ich läugne ihre Unmoralität, ihre Strafbarkeit, ihre übeln Folgen keinesweges. Ich will nur ihre Quellen untersuchen, und gedenke sie in den nüzlichen Kräften des Menschen zu finden. Ihre Unmoralität und Schädlichkeit ist, nicht in ihrer Bösartigkeit, sondern in ihrem Uebermaaße und unrechter Anwendung; so wie vortrefliche Arzeneimittel bei einer unrechten Anwendung, und Wein beim Uebermaaße zu tödtlichen Giften werden. Meine Absichten sind unschuldig und gut — ich will nicht das Laster empfehlen, nicht den Menschen in seiner Bosheit bestärken; sondern ich will uns über unsre Beschaffenheit zu erleuchten, und dem Schöpfer, durch Entdekkung seiner Wohlthaten, unsre Liebe zu gewinnen suchen.

„Wozu aber diese Untersuchung, die man misbrauchen kann?“ Zur Erkenntniß der Wahrheit

heit, zum Preise des Schöpfers, zur Erleuchtung und Beruhigung des Menschen.

1. Artikel.

Von den Grundtrieben.

Die Grundtriebe des Menschen sind die Selbstliebe und das Mitgefühl. (S. II. Th. IV. Kap. 3. Art.) Jene ist der Grund alles Gefühls; ohne sie läßt sich kein fühlendes Wesen denken. Die übertriebenen Deklamationen gegen dieselben sind eine baare Absurdität; und wenn es einige Menschen gegeben hat, die sich zu vergessen schienen; so thaten sie im Grund nichts andres, als daß sie ein Gut aufopferten, das sie wenig, und Andre sehr, schäzten; um ein andres zu erhalten, das sie wichtiger glaubten; ob es gleich Andre nicht achten. Mancher hat Ruhe, Bequemlichkeit, Reichthum aufgeopfert. Vielleicht war er von Natur unruhig. Ruhe wäre ihm eine Plage. Wer Bequemlichkeit hintansezt, liebt sie nicht; er ist vielleicht stark und hart. Der Reichthum

thum macht dem dritten wenig Vergnügen. Der Geschmak ist nicht einerlei. Mancher ist Salz und Brod lieber, als alle Lekkerbissen; wenn man nicht genau darauf sieht, möchte man ihm eine heroische Enthaltsamkeit zuschreiben. Andre Triebe beleben Andre, sie schäzzen andre Güter: der Eine den Ruhm; der Andre, Ehrenämter; ein Dritter die Tugend, d. h. eine strenge Ordnung; und nun opfern sie jene Güter, die sie minder schäzzen, diesen auf, welche sie hochachten. Es ist immer Selbstliebe, nur unter einer etwas ungewöhnlichen Gestalt. *)

Und

*) Quelquefois au feu qui la charme
Résiste une jeune beauté;
Et contr'elle - même elle s'arme
D'une pénible fermeté.
Hélas, cette contrainte extrême
La prive du vice qu'elle aime,
Pour fuir la honte qu'elle hait.
Sa sévérité n'est que faste;
Et l'honneur de passer pour chaste
La résout à l'être en effet.
En vain ce févere stoïque
Sous mille défauts abattu,
Se vaute d'une ame héroïque
Toute vouée à la vertu.

Ce

Und wer sein Leben hingibt—? Es ist auch Selbstliebe. Der Duellist thuts für die Ehre; der Krieger für den Ruhm, oder fürs Brod; der Märtyrer für den Himmel; und alle für sich, für ein grösseres Gut; für etwas, das sie mehr schäzzen, als was sie hingeben.

Ce n'est point la vertu qu'il aime:
Mais son coeur ivre de lui-même
Voudroit usurper des autels;
Et par sa sagesse frivole
Il ne veut que parer l'idole,
Qu'il offre au culte des mortels.

LA MOTHE.

„Zuweilen widersteht eine junge Schöne den Trie„ben, die ihr ganzes Herz erfüllen, und wafnet sich „gegen sich selbst mit einer mühsamen Festigkeit. Ach! „dieser harte Zwang beraubt sie des Genusses einer Ir„rung, die sie liebt, aus Furcht vor der Schande. Ihre „strenge Tugend ist bloßes Gepränge; sie entschließt „sich keusch zu seyn, um der Ehre der Keuschheit zu „genießen.

„Umsonst rühmt sich ein strenger Stoiker, unter der „Last von tausend Schwachheiten, einer heroischen „Seele, die der Tugend ganz ergeben ist. Die Tugend „liebt er nicht. Nein, sein stolzes Herz wünscht sich „Altäre; er sucht durch eitle Weisheit den Gözzen zu „schmükken, den er den Menschen zur Verehrung auf„stellt."

Die reine Selbstverläugnung scheint ein Widerspruch. Ohne Selbstliebe hätten wir keinen Trieb, wir wären unbewegliche Massen. Die Tugend ist Selbstliebe, ein Streben nach wahrer Vollkommenheit; und selbst das Mitgefühl läßt sich in die Scheu vor traurigen Eindrükken und Empfindungen, d. h. in Selbstliebe, auflösen.

Also ist die Selbstliebe ein vortrefliches, ein nothwendiges Gefühl, ohne welches der Mensch gar nichts seyn würde.

Ich

Daß ich das alles für allgemeine Wahrheit nicht ausgeben will, darf ich wol nicht erst sagen.

Siehe auch die moralischen Sittensprüche des La Rochefoucault, und unter andern gleich den ersten. Da sagt er:

„Was wir für Tugenden halten, ist öfters nur ein „Zusammenhang von verschiedenen Handlungen und „eigennüzigen Absichten, die das Glük, oder unsre „eigne Geschiklichkeit einzurichten gewußt hat; es ist „nicht immer aus Tapferkeit und aus Keuschheit, daß „die Männer tapfer, und die Weiber keusch sind."

Hiermit soll nicht alle Tugend geläugnet werden; man behauptet nur, daß nicht alles Tugend ist, was Tugend scheint.

Ich mußte mich etwas dabei verweilen, weil die Selbstliebe noch manchen Moralisten, in der Theorie, zum Gegner hat.

Daß das Mitgefühl eine vortrefliche Eigenschaft ist, wird keiner in Abrede seyn.

Aus diesen beiden Grundtrieben nun, lassen sich, meines Erachtens, alle unsre Triebe, Thorheiten und Leidenschaften; alle unsre Laster und Verbrechen erklären. Manches habe ich hierüber schon in dem vierten Kapitel des zweiten Theils dieses Buchs, Artikel 9 bis 15 gesagt; es bleibt mir aber noch einiges zu bemerken übrig.

Anhang zum ersten Artikel.

Dieser Anhang sollte nur eine Note werden; allein seiner unvermutheten Länge wegen, ist er zu einem Artikel geworden.

Es sey mir erlaubt, hier eine schöne Stelle aus Rousseaus Emil, und zwar aus dem Glaubensbekenntniß des Priesters in Savoyen, herzusezzen, und mit einigen Anmerkungen zu begleiten.

„Ich

„ Ich erborge meine Verhaltungslehren von
„ einer erhabenen Philosophie nicht; ich finde
„ diese Lehren in meinem Herzen, mit unaus-
„ löschlichen Zügen, geschrieben. Ich darf nur
„ mich über mein Betragen zu Rathe ziehn.
„ Alles, wovon ich fühle, daß es gut ist, ist
„ gut; alles, wovon ich fühle, daß es böse ist,
„ ist böse: der beste Kasuist, ist das Gewissen:
„ alsdann nur, wenn man sich seiner Pflichten
„ loszusagen sucht, nimmt man seine Zuflucht
„ zu spizfindigen Vernunftschlüssen. „

Wie aber? führt uns das Gefühl niemals irre? Verleitet uns das Herz nicht manchmal aus Gefälligkeit, einen Dritten zu übervortheilen? (S. III. B. II. Th. IV. Kap. 10. Art. Von der Empfindsamkeit, Seite 162.) — Wenn ja die Empfindung, oder das moralische Gefühl eine Richtschnur seyn kann, so möchte es höchstens bei Auslassungen seyn. Es ist der Dämon des Sokrates, der ihn niemals zu einer That antreibt, wol aber ihn davon abhielt. Das Gefühl hängt gar zu sehr von der Bildung, von den Umständen, von dem Zustande des Körpers, von der

Stärke

Stärke oder Schwäche der Nerven ab. Jeder hat sein Gefühl — welches ist das rechte? Freilich ist die Vernunft nicht ganz frei von diesen Fesseln; sie ist aber doch minder gebunden.

„Die erste Sorge, ist die Sorge für uns „selbst: wie oft sagt uns dennoch das Gewissen, „daß wir unrecht thun, wenn wir unser eignes „Wohl, auf Kosten Andrer, befördern! Wir „glauben dem Zuruf der Natur zu folgen, und „wir widerstehn ihm!, wenn wir dem Ruf der „Natur, in unsern Sinnen, Gehör geben, ver„werfen ihre Stimme in unserm Herzen; dann „herrscht das leidende Wesen, und das thätige „gehorcht. Das Gewissen ist die Stimme der „Seele; die Leidenschaften die Sprache des Lei„bes. Ist es zu bewundern, daß beide Stim„men so oft einander widersprechen? und welche „soll man alsdann anhören? Allzuoft hintergeht „uns die Vernunft; wir haben nur allzu sehr „das Recht, sie zu verwerfen: das Gewissen aber „betrügt uns niemals; es ist der wahre Führer „des Menschen; es ist für die Seele, was der „Instinkt für den Leib ist; wer ihm, dem Ge-

„ wissen, folgt, gehorchet der Natur, und fürch„ tet keinen Irrthum.“

„ Die Moralität unsrer Handlungen ist ganz „ in dem Urtheile, das wir davon fällen.“ (Es ist hier die Rede von der innern Moralität, welche man von der äußern Wohlthätigkeit oder Schädlichkeit wohl unterscheiden muß. Beide gehn nicht immer zusammen; ja sie trennen sich oft. In dem Falle der Irrungen bleibt auch eine schädliche Handlung moralisch gut, weil sie aus guter Absicht geschehn ist; sie kann aber, auch selbst vor dem Gewissen, strafbar seyn, wenn sie aus Unvorsichtigkeit geschehn ist. So gibt ein gutmüthiges Weib einer kranken Freundin eine Arzenei, und tödtet die, die sie heilen wollte. Rousseaus Lehre ist der frommen Unbesonnenheit gar zu günstig.) „ Wenn das Gute gut ist, so „ muß es diesen Karakter in unserm Herzen sowol, „ als in unsern äußern Handlungen haben; und „ die erste Belohnung der Rechtschaffenheit, ist „ das Zeugniß, daß man sie ausgeübt hat. Wenn „ die moralische Güte natürlich ist, so kann der „ Mensch nicht gesund an Leib und Seele seyn,

„ ohne

„ ohne Güte. Ist sies aber nicht? und ist der
„ Mensch von Natur böse? so kann er nicht auf-
„ hören böse zu seyn, ohne sich zu verderben;
„ dann ist Güte bei ihm ein widernatürliches La-
„ ster. Zum Schaden, wie der Wolf zum Raube,
„ geschaffen, würde der menschliche Mensch so ver-
„ derbt seyn, als ein mitleidiger Wolf; die Tu-
„ gend allein würde uns Vorwürfe des Gewissens
„ zuziehen.

„ Wir wollen in uns gehn, und prüfen, wo-
„ zu, allen Eigennuz beiseite, uns unsre Triebe
„ verleiten. Welches Schauspiel ist uns ange-
„ nehmer, die Leiden Andrer, oder ihr Wohler-
„ gehn? Was thun wir mit innigerem Vergnü-
„ gen; was läßt uns, nach der That, die an-
„ genehmste Erinnerung; eine Wohlthat, oder
„ eine Bosheit? Auf der Bühne, wessen Schik-
„ sale nehmen wir zu Herzen? Erfreuen uns die
„ Verbrechen? und ists ihren Thätern, denen
„ wir Thränen schenken? Alles, alles, heißt es,
„ ist uns gleichgültig, ausser unserm eignen Wohl.
„ Gerade umgekehrt; die süßen Empfindungen
„ der Freundschaft, der Menschenliebe trösten

„ uns in unserm Leiden; und selbst im Glük, im
„ Genuß finden wir uns zu einsam, zu elend,
„ wenn wir niemanden um uns haben, mit dem
„ wir unsre Freude theilen. Wenn in dem
„ menschlichen Herzen keine Moralität statt findet;
„ woher kommt die laute Bewundrung heroischer
„ Tugenden; das Entzükken, womit uns edle
„ Seelen begeistern? Was hat der Enthusiasmus
„ für die Tugend, mit dem Eigennuz gemein?
„ Warum möchte ich lieber Cato seyn, der sich
„ das Herz durchbohrt; als der siegreiche Cäsar?
„ Nehmet uns diese Liebe des Guten und Schö-
„ nen, ihr raubet uns allen Reiz des Lebens.
„ Derjenige, in dessen enger Seele die niedrigen
„ Begierden, diese seligen Empfindungen erstikt
„ haben; der sich in sich selbst einzuschränken ge-
„ wußt, und nichts in der Welt, als nur sich
„ selbst, liebt — der empfindet keine innige Freude
„ mehr; sein kaltes Herz schlägt nicht mehr für
„ Liebe, nie nezt ein süsses Gefühl seine Wange,
„ all sein Genuß ist dahin; der Elende! — er
„ fühlt nichts, er lebt nicht, er ist todt!

„Die

„Die Anzahl der Bösen mag noch so groß „seyn auf Erden, so gibt es doch wenig von den „Seelenleichen, die, außer ihren Angelegenhei- „ten, für Rechtschaffenheit und Güte unempfind- „lich sind. Die Ungerechtigkeit liebt man nur, in „so fern sie nüzzen kann; übrigens wünscht man „immer der Unschuld einen sichern Schuz. Wenn „man auf der Straße Gewalt und Ungerechtig- „keit ausüben sieht; so erhebt sich in unserm „Herzen ein schleuniger Zorn, ein heftiger Ab- „scheu, der uns antreibt dem Bedrängten zu „Hülfe zu eilen — allein eine höhere Pflicht hält „uns zurük, und die Gesezze nehmen uns das „Recht, die Unschuld zu beschüzzen. Wenn hin- „gegen eine mitleidige, eine großmüthige That sich „unsern Augen darbietet, welche Bewundrung, „welche Liebe empfinden wir nicht für den Thäter! „Wer spricht nicht in seinem Herzen: „Das „möchte ich gethan haben!„ Es ist uns wahr- „lich wenig daran gelegen, daß Dieser oder Jener, „der vor zweitausend Jahren lebte, gut oder böse „gewesen ist; und doch empfinden wir bei Lesung „der Geschichte eben das Interesse, das wir bei

„gegenwärtigen Handlungen empfinden. Was „gehn mich die Verbrechen des Katilina an? „Darf ich fürchten, ein Opfer seiner Wuth zu „werden? Warum empfinde ich aber vor ihm eben „solchen Abscheu, als wenn er mein Zeitgenosse „wäre? Wir hassen die Bösen, nicht allein weil sie „uns schaden, sondern weil sie böse sind. „Wir wollen, nicht unser Wohl, sondern auch das „Wohl der Andern; und wenn das Wohl Lezterer „das unsrige nicht stört; so vermehrt es solches. „Endlich hat man, wider Willen, mit dem Unglük„lichen Mitleiden; wenn man ihre Leiden sieht, „leidet man selbst mit ihnen. Die Verderbtesten „können diese Neigung nicht gänzlich erstikken; „so daß sie dadurch öfters mit sich selbst in Wi„derspruch gerathen. Der Straßenräuber, der „die Reisenden anfällt, gibt dem nakten Elenden „ein Kleid; und der wütendste Meuchelmörder, „hält den in Ohnmacht fallenden in seinen Armen.

„Werfet eure Blikke auf alle Völker der „Erde; fraget die Geschichte. Unter so vielen un„sinnigen und unmenschlichen Religionen, un„ter der unzähligen Verschiedenheit der Sitten und

„Karak-

„Karaktere; werdet ihr überall die nemlichen „Begriffe von Recht, Billigkeit; überall dieselben Grundsäzze der Sittenlehre; überall dieselben Vorstellungen vom Guten und Bösen finden. Das alte Heidenthum erzeugte verabscheuungswürdige Götter, die man, wenn sie „unter den Menschen gelebt, als Verbrecher bestraft haben würde, und welche kein ander Bild „der vollkommensten Glükseligkeit, als die Befriedigung der niedrigsten Leidenschaften; und „begangene Verbrechen, vorzeigten. Umsonst aber „stieg das Laster, unter dem Schuz der Götter, „vom Himmel herab, das innre Gefühl verstieß „es aus dem Herzen der Menschen. Man feierte „die schändlichen Buhlschaften des Zeus; und verehrte die Enthaltsamkeit des Xenokrates; die „keusche Lukrezia betete die verbuhlte Venus an; „der unerschrokkene Römer brachte Opfer in den „Tempel der Furcht; er rief den Gott an, der „seinen Vater verstümmelt hatte; und doch starb „er willig von der Hand des seinigen. Die verächtlichsten Gottheiten wurden von den größten „Männern angebetet. Die heilige Stimme der

 „Natur

„Natur rief lauter, als die Stimme der Götter, „wurde auf Erden verehrt, und schien die Verbrechen, samt den Verbrechern, in den Himmel „zu verbannen.

„Also ist in unsern Herzen ein angebohrnes „Gefühl von Rechtschaffenheit und Tugend, nach „welchem wir, unsrer Lehrsäzze ohnerachtet, unsre „Handlungen und die Handlungen der Andern „beurtheilen, und sie für gut oder böse erklären. „Dieses Gefühl ists, das ich das Gewissen nenne.

„Hier höre ich von allen Seiten das Geschrei „der vermeinten Weisen: Irrthum der Kindheit! „Vorurtheile der Erziehung! rufen sie einstimmig aus. Es ist in der menschlichen Seele „nichts, als was die Erfahrung hineingelegt „hat; und wir fällen keine Urtheile, ausser „nach erworbenen Kenntnissen. Diese Leute „gehn noch weiter; die allgemeine, offenbare „Uebereinstimmung aller Völker, erkühnen sie sich „zu verwerfen; und der einleuchtenden Gleichförmigkeit des Urtheils aller Menschen zum Troz, „suchen sie aus der Finsterniß einige unbekannte „Beispiele hervor, von denen niemand weiß, als

„sie; gleichsam als ob alle Triebe der Natur, „durch die Verdorbenheit eines Volkes erstikt „wären; und einige Misgeburten das ganze Ge„schlecht vernichteten. — Gibt es denn aber auf „der ganzen Erde ein Volk, bei welchem es ein „Verbrechen sey, sein gegebnes Wort zu halten, „wohlthätig, barmherzig, großmüthig zu seyn; „bei welchem der Rechtschaffene, Verachtung; „und der Treulose, Achtung verdiene?

„Ein jeder, sagt man, trägt zu dem allge„meinen Besten bei, weil er sein eignes Inter„esse dabei findet: woher kommt es aber, daß „der Rechtschaffene das allgemeine Wohl, mit „eignem Schaden, befördert? Was heißt das: „aus Eigennuz zum Tode gehn?„ (Es heißt: sein Leben für etwas, das man höher schäzt, für den Ruhm, für die Seligkeit, hingeben.) Frei„lich handelt ein Jeder nur um seines Besten „willen; wenn aber kein moralisches Gut ist, „das in Betrachtung gezogen zu werden verdient; „so kann man aus dem Eigennuz nur das Be„tragen der Bösen erklären. Ja es ist zu ver„muthen, daß man es nicht versuchen wird,

„weiter zu gehn. Das würde eine gar zu ver„abscheuungswürdige Philosophie seyn, welche „nicht wüßte, was sie mit der Tugend anfangen „wollte; die sich nicht anders helfen könnte, als „dadurch, daß sie der Tugend niederträchtige Ab„sichten, und tugendlose Beweggründe andichtete; „die sich in die Nothwendigkeit sezzen würde, einen „Sokrates herabzusezzen, und einen Regulus zu „lästern.„

Diese Stelle ist schön, sowol durch die Darstellung der Ideen, als durch die Wärme und den Enthusiasmus für die Menschheit und Tugend. Es geht ihr aber Manches an der philosophischen Richtigkeit ab. Die Worte, Selbstliebe, Eigenwohl, werden in einem zu eingeschränkten Sinne, bloß von dem eigentlichen Nuzzen genommen. Eigennuz aber, in seiner ganzen Ausdehnung, schließt keine Tugend, ja nicht einmal das Opfer des Lebens, aus. Der Trieb nach Vollkommenheit ist auch Eigennuz; sowol als moralisches Gefühl.

Freilich hat das Moralische seine eigne Schönheit, und diese Schönheit reizt den, der

Sinn

Sinn dafür hat, eben so wie eine vortrefliche Harmonie den, der Geschmak für die Musik empfindet. Nach dem groben Eigennuz kann man auch den Geschmak für Musik, für Baukunst, für Malerei, für Poesie, für die Natur, nicht erklären.

Der Sinn für die moralische Schönheit, ist der moralische Sinn, oder das Gewissen.

Es ist darin auch eine Zweideutigkeit, wenn man sagt, daß dieser Sinn angeboren sey. Der Geschmak an den Künsten ist auch angeboren; er muß aber durch die Erziehung entwikkelt, geübt, berichtigt werden; sonst erstikt er im Keime. Eben so muß das moralische Gefühl von der Erziehung sein Wachsthum und seine Verfeinerung erhalten, sonst ist er todt.

Durch diese Bildung aber kann er verdorben werden, so wie der Sinn für die Natur und die Künste. Hier wird er auf Schnikschnak, auf Bänder und Puz; dort auf Kleinigkeiten gelenkt; und dann ist er nicht mehr im Stande, das Simple, Edle, Große zu empfinden. Man kann sich also nicht ganz auf das Gefühl verlassen.

Und im Moralischen, wie viele Menschen tadeln nicht, wirklich große, edle Handlungen?

Der rohe Mensch hat wenig moralisches Gefühl. Er billigt und lobt nicht Verbrechen; aber er empfindet auch den Werth der Tugend nicht; so z. B. wissen weder die Neger, noch die Canadenser viel von Mitleid. Am Senegal verkaufen Eltern und Kinder einander für Brandtewein; am Lorenzofluß zerfleischt man die Kriegsgefangenen lebendig; nicht aus Grausamkeit, sondern aus Mangel des Mitleids. (S. was ich davon gesagt habe. 3. Art. Von der Grausamkeit.)

„Das Beispiel der Taub- und Stummgeborenen zeigt, wie wenig der Mensch, auch „mitten unter Menschen, ohne Sprache zu Ideen „der Vernunft gelange, und in welcher thierischen Wildheit alle seine Triebe bleiben. Er „ahmt nach, was sein Auge sieht, Gutes und „Böses; er ahmt es schlechter, als der Affe, „nach; weil das innere Kriterium der Unterscheidung, ja selbst die Sympathie mit seinem Geschlecht ihm fehlet. Man hat Beispiele, daß „ein Taub- und Stummgeborner seinen Bruder

„mordete, da er ein Schwein morden sah; und „wühlte, blos der Nachahmung wegen, mit kal„ter Freude in den Eingeweiden desselben. In „Saks vertheidigten Glauben der Christen, er„innre ich mich, einen solchen Fall gelesen zu ha„ben; mehrere dergleichen sind mir aus andern „Schriften erinnerlich.„

(Herder Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.)

Dieser Beispiele werden denn doch wenige seyn.

Ohnstreitig läßt sich das Mitgefühl aus der Selbstliebe erklären. Man kann den Anblik fremder Leiden nicht ertragen. Das liegt bei der übertriebenen Empfindsamkeit an dem Tage. Der Empfindler hilft dem Nothleidenden nicht, er läuft davon. Er hat Mitleiden also, nicht um des Leidenden, sondern um sein selbst willen. Empfindelei und Empfindung aber sind nur dem Grade, und nicht der Natur nach, verschieden. Der Schwache flieht den unangenehmen Gegenstand, der Starke räumt ihn aus dem Wege: d. h., in Rükſicht auf das Mitleiden, er hilft.

Ein Beweis, daß die Mitempfindung ein Zweig der Selbstliebe ist, ist folgender. Je mehr die Selbstliebe, durch Erhöhung des Gefühls, Wachsthum erhält, desto mehr wächst auch das Mitgefühl.

Rousseau sagt, daß der Wollüstling eigensüchtig und hart ist. Das ist auch wahr. Die Wollust vereint den Widerspruch.

Weil der Wollüstling viel braucht, so theilt er nicht gern mit, denn er hat niemals Ueberfluß; weil er weichlich ist, scheut er die Mühe und die Gefahr, und mag also nicht helfen.

Weil er aber weichlich ist, kann er das Bild des Elenden, sein Flehen, seine ungestümen Bitten nicht ertragen; er kauft sich, wider Willen, durch Allmosen davon los.

Der Wollüstling hilft wol mit seinem Beutel, nicht aber mit seiner Person.

In dem Genuß seiner Freuden steht sein Herz und seine Hand offen; er verschwendet. Bei der Mattigkeit der Erschöpfung aber; bei der Leerheit seines Herzens; bei fehlgeschlagener

Hof-

Hofnung; bei der Langenweile des Müssiggangs oder der Geschäfte; bei dem Verdruß der übeln Folgen seiner Zügellosigkeit; bei zerrüttetem Körper, oder bei der Sorge, über die in Unordnung gerathenen Glüksumstände, ist er hart.

Dem Gegenwärtigen, der ihm durch Zudringlichkeit beschwerlich fällt, hilft er, um ihn los zu werden. Der Abwesende aber wird nichts von ihm erhalten, nicht einmal sein Recht.

Er wird eher Barmherzigkeit, als Gerechtigkeit üben.

Er ist hart und wohlthätig, nie aus Liebe, sondern aus Eigensucht. (Siehe Empfindsamkeit.)

2. Artikel.

Von der Eigenliebe und der Selbstsucht.

Die Selbstsucht ist eine Ausschweifung der Selbstliebe, die entstehn muß, sogleich wie das Mitgefühl durch irgend eine Ursach geschwächt wird, und der Selbstliebe das Gegengewicht nicht mehr halten kann.

Die

Die Ursachen, die das Mitgefühl schwächen, sind:

a) Die übertriebene Weichlichkeit und Empfindsamkeit; welche sich, aus Scheu vor unangenehmen Empfindungen, in sich selbst einschränkt.

b) Die Schwäche überhaupt; welche ihre wenigen Kräfte für sich selbst aufspart, damit es ihr im Nothfall nicht daran fehle.

c) Die Unbekanntschaft mit den Leiden der Menschheit.

d) Eine starke, feste Leibeskonstitution; welche, da sie den Menschen über viele Eindrükke, die Andern beschwerlich werden, über viele Schmerzen und unangenehme Empfindungen wegsezt; das Mitleiden erstikt; weil man gegen Leiden, die man nicht fühlt, und folglich nicht recht kennt, wenig empfindsam seyn kann.

e) Wenig Umgang mit den Menschen; so daß man sie einigermaßen als Fremde ansieht, und wenig Antheil an ihnen nimmt.

f) Endlich, alle feindseligen Leidenschaften; als Haß, Zorn, Rachbegier, Neid, Eifersucht.

In den fünf ersten Ursachen der Empfindungslosigkeit sehe ich kein inneres Verderben, keine eigentliche Bosheit. Von der lezteren, nemlich von den Leidenschaften, werde ich anderswo reden.

Die Selbstsucht nimmt, nach ihrem Gegenstand, verschiedene Gestalten an; sie wird Stolz, wenn sie sich über Andre erhebt; Eitelkeit, wenn sie auf äußern Glanz verfällt; Habsucht, wenn Reichthum ihr höchstes Gut wird. Daraus fließt Verachtung Andrer, Härte, Lieblosigkeit, Dienstverweigerung, Anmaßlichkeit, Ungerechtigkeit, u. s. w. Wenn Selbstsucht, durch Unwissenheit des wahren Werths der Güter, durch Verwöhnung auf sinnliches Vergnügen verfällt; wird sie Lekkerhaftigkeit, Trunkenheit, Wollust, Buhlerei, Weichlichkeit, Ueppigkeit. Diese leztern erzeugen die Scheu vor Anstrengung, vor Arbeit und Beschwerde, vor unangenehmen Empfindungen, u. s. w.; die Furcht vor Gefahren, vor Menschen, vor dem Widerwillen derselben.

Aus beleidigter Selbstliebe und Selbstsucht entstehn die verschiednen Grade von Zorn, von

Rache,

Rache, die Unversöhnlichkeit, die Grausamkeit.

Die Eigenliebe verwandelt sich in Eifersucht, wenn sie ein Gut, das ihr gehört, und das sie schäzt, in Andrer Händen sieht; und in Neid, wenn sie in fremder Gewalt ein Gut, das sie wünscht, erblikt.

Dieß alles ist augenscheinlich. Ich halte mich dabei nicht länger auf, und gehe zu einigen besondern Fehlern über.

3. Artikel.

Von der Grausamkeit.

Die Grausamkeit ist ein abscheuliches Laster, wovon man schrekliche Beispiele hat.

Wenn man auf dieselben aufmerksam ist, so findet man, daß sie 1) bei rohen, harten Völkern und Zeiten, oder 2) bei der Heftigkeit einer wütenden Leidenschaft statt finden.

So üben die rohen Völker in Amerika die äussersten Grausamkeiten gegen ihre Kriegsgefangenen aus. Allein, wenn man den Erzählungen

der

der Reisenden Glauben beimessen darf, sind merkwürdige Umstände dabei zu beobachten.

Erstlich ertragen die Leidenden ihre Schmerzen mit eben dem Muth, mit welchem ihre Peiniger sie quälen; sie singen dabei ihr Lied, spotten der Quaal, und sprechen ihren Henkern Hohn. Ein Beweis, daß diese Grausamkeit ihnen nicht so schmerzhaft, und daher in den Augen des Gegentheils das nicht sind, was sie für uns seyn würden. Schmerz, und folglich Grausamkeit ist ein Verhältniß; und kann nur durch die Leibes und Seelenkräfte der Plagenden, und der Leidenden, bestimmt werden; d. h. was einem Weichlicheren grausam ist, ists dem Festeren nicht. Bei den Amerikanern ist dieß alles nur — Sitte. Auch sollen die Gefangenen, die ihr Schiksal vorher wissen, ganz ruhig und gutes Muthes dabei seyn.

Zweitens, man wählt unter den Kriegesgefangenen einige, die die Stelle der in dem Kriege erschlagenen Landesleute vertreten. Man sezt Jene in die National- und häuslichen Rechte der

Lezte-

Lezteren, man gibt ihnen die Weiber und Kinder und alle Haabe derselben. Mit einem Worte, man macht zwischen dem neuangenommenen Bürger, und dem alten, keinen Unterschied. Die Sieger haben also keinen eigentlichen Haß gegen die Gefangenen; und man kann nicht sagen, daß sie sie aus eigentlicher Empfindung der Rache quälen; es ist vielmehr eine pflichtmäßige, aus Gründen hergenommene Rache; eine Art von Represaillen, die sie ausüben. Noch einmal, es ist — Sitte.

Drittens, wenn der Leidende Furcht und Schwäche äußert, macht man bald seinem Leben, und seinen Quaalen ein Ende; nur der Standhafte, der als Mann aushält; fühlt den ganzen Muthwillen der Sieger. Daraus erhellt, daß diese des Mitleids fähig sind, daß sie nicht eigentlich an Leiden und Schmerzen Gefallen haben, und daß vielleicht, bei ihren stumpfen Gefühlen, diese Grausamkeiten ein bloßer Gebrauch sind.

Man sieht, daß solche Völker ganz andre Vorstellungen haben, als wir. Was wir als Grausamkeit ansehn, wird bei ihnen nicht dafür gehal-

gehalten; es ist bloße Sitte, es ist wol gar Wohlthat. So erschlagen einige Nordamerikaner ihre Väter, wenn diese zu alt werden, um sie von den Beschwerden des hohen Alters zu erlösen. Aus eben dem Grunde sperren einige Negervölker die ihrigen in Hütten ein, wo sie verhungern, oder von wilden Thieren zerrissen werden. Die Jünglinge und Männer bei den Hottentotten, verachten und beleidigen ihre Mütter; und wenn man sie frägt, warum sie solches thun, so geben sie zur Antwort: Es ist so bei uns Sitte. Diese Antwort würde auch bei uns oft gelten.

Man findet bei gesitteten Völkern auch Spuren der Grausamkeit. Griechen und Römer hatten blutige Schaugefechte. Es waren aber kriegerische Völker, die Blut und Wunden und Tod nicht achteten. Und als sie weichlicher wurden, waren diese Schauspiele schon Gewohnheit geworden; das Auge hatte sie ertragen gelernt: und die Gewohnheit hat die Kraft, manchen Gebrauch, selbst wider den Willen Aller, lange zu erhalten; so daß man von der Dauer dieses Gebrauchs, nicht mit Zuversicht auf das Fortdauern des Ge-

 schmaks

schmaks deren, die ihn beobachten, schliessen kann.

Wir können, bei jenen gesitteten und rohen Völkern, solche Gebräuche nicht sogleich als Grausamkeiten verdammen, weil ihre Gefühle lange nicht so zart sind, als die unsrigen. Man erzählt mehrere Beispiele von Weibern, die nicht eher geruht, als bis sie von ihren Männern sind geschlagen worden; die bis dahin gegen ihre Männer geklagt, solche der Gleichgültigkeit beschuldiget haben, und durch Schläge erst zufrieden gestellt worden sind. Waren hier die Schläge Grausamkeit? Ich denke, nein; sondern vielmehr eine Wohlthat. Bei uns aber sind sie beleidigend und grausam. Fast alle unsre moralischen Säzze sind Verhältnisse; das verstehn aber die Mehresten noch nicht.

Heftige Leidenschaften, Rache, Eifersucht und Furcht verleiten den Menschen zu Grausamkeiten. Allein in der Heftigkeit der Leidenschaft ist der Mensch seiner nicht mächtig, und sich kaum bewußt. Sobald die Wuth sich legt, bereut der Thäter seine That.

In diesem Falle ist also der Mensch nicht böse oder grausam; denn die Leidenschaft muß ihn erst verblenden, außer sich bringen, ehe er eine Grausamkeit begeht; und wenn er solche begangen, verabscheut er sie, sobald er wieder zu sich kommt. Man rechnet einem Wahnsinnigen, einem Kranken in der Hizze des Fiebers, den Schaden nicht zu, den sie anrichten können. Leidenschaften aber sind eine Art von Wahnsinn, von Fieberhizze; selbst der gemeine Sprachgebrauch lehrt es; man sagt ja von einem zornigen Menschen, er sey außer sich; er wisse nicht, was er thue; er sey blind. Diese heftigen Gemüthsbewegungen sind also eine Art von Wahnsinn, (ira furor brevis est) eine wahre Krankheit — denn sie bringen den Tod. In solchem Zustande kann ein Mensch Grausamkeiten begehen, ohne daß man befugt sey, ihn der Bosheit, oder der Grausamkeit zu beschuldigen.

Ein Mensch in der Leidenschaft kann blind heißen, die allgemeine Stimme nennt ihn so. Ich möchte ihm aber noch einen andern Namen geben; nemlich den Verblendeten. Blind ist er

nicht, denn er sieht; aber er sieht unrecht, er sieht Phantomen, Ungeheuer; er sieht, was nicht ist, und sieht nicht, was da ist; alles kömmt ihm anders vor, als in einem ruhigen Gemüthszustande. Der Zürnende, z. B. sieht die Beleidigung ganz anders an, er findet sie viel größer, als nachdem sein Blut gestillt ist. Nun weiß er zuweilen nicht mehr, worüber er klagen soll.

Daß jede Leidenschaft mit Bewegungen des Blutes verknüpft ist, weiß Jedermann. Die Leidenschaft ist also zum großen Theil in dem Körper, sie ist mehr eine Krankheit, als ein moralisches Verderben.

In dem ersten Fall findet also keine eigentliche Grausamkeit statt; in dem lezteren fließt die Grausamkeit aus der Leidenschaft; und die Leidenschaft ist das Uebermaaß eines nützlichen Triebes, der Selbstliebe nemlich, und des Hanges zur Selbsterhaltung; also wieder — aus dem Guten.

Das Uebermaaß der Triebe und Empfindungen, das sie zu dem leidenschaftlichen Grad erhebt, ist eine Folge der Leibesbeschaffenheit, der

Wallungen des Blutes, des Bebens der Nerven. (Man sehe, was ich von dieser physischen Reizbarkeit gesagt habe, III. B. III. Th. 2. Kap. 2. Art. Von den Krankheiten.)

Die kaltblütige Grausamkeit, wenn es eine solche wahre Grausamkeit gibt; gehört zu der Bosheit, wovon ich nun sprechen werde.

4. Artikel.

Von der Bosheit und Schadenfreude.

Man muß diese Laster nicht verwechseln: Die Bosheit schadet mit Bitterkeit, sie ist eine Art von dauerndem Zorne. Die Schadenfreude schadet, wie es ihr Name besagt, mit Freude, mit lachendem Muthe. Beide finden Vergnügen an Unheil, wenn sie es auch nicht angerichtet haben; erstere grinzt und fletscht die Zähne, leztere lacht und jauchzt.

Was nennt man Bosheit? Man pflegt mit diesem Namen das Verhalten derer zu belegen, die nur immer ihrem Geschmak, ihrer Laune,

 ihrem

ihrem Interesse nachgehn; ohne Rüksicht auf das Wohl und Weh, und auf die Rechte Andrer. Freilich ist diese Gesinnung schädlich, aber noch nicht boshaft; denn nach einem gemeinen Sprachgebrauch ist Bosheit ein böser Wille, eine Lust am Bösen. Jene Neigung aber ist keine eigentlich böse Absicht, sondern Eigensucht; ein zu starker Trieb, sein eignes Wohl zu befördern, ohne auf Andre zu sehen. Bosheit also wäre, eine Neigung Böses zu thun.

Welche ist die Quelle dieser Neigung? Es können mehrere seyn. 1) Menschenhaß, der aus Krankheit des Körpers, als Hypochondrie; oder aus wahren, oder vermeinten Erfahrungen der Lasterhaftigkeit, entsteht; 2) Ein sonderbarer Geschmak zum Bösen; 3) oder deutliche, bestimmte Absicht, Schaden anzurichten.

Ersteres wäre nicht eigentliche Bosheit, Neigung zum Bösen; sondern eine Irrung der Liebe zum Guten; weil sie ein Widerwille gegen die Menschen, wegen ihrer Lasterhaftigkeit ist. Was aus einer körperlichen Krankheit entsteht, kann nicht Bosheit genannt werden; denn man

kann

kann dem Menschen aus der Hypochondrie und aus der Melancholie, eben so wenig, als aus dem Fieber, ein Verbrechen machen.

Sollte wirklich wahre Bosheit, d. h. Liebe zum Bösen; nemlich eine solche Liebe, die man nach der Erkenntniß ihres Gegenstandes billigte, existiren? Ich habe noch immer einigen Zweifel dagegen. Einmal pflegen die Menschen gar zu sehr bei dem äußern Schein der Handlungen, der guten und der bösen, stehn zu bleiben. Sie untersuchen die Quellen, die Beweggründe selten. Der Beleidigte ist empfindlich; und die Empfindlichkeit vergrößert alles; die Andern sprechen ihm nach.

Zweitens, wenn der Mensch boshaft wäre, müßte er das Böse, ohne anderweitigen Reiz dazu, als daß es böse ist, thun; das Gute aber nur, wenn Eigennuz und Leidenschaft ihn dazu vermöchten; er müßte das Böse gewöhnlich, das Gute aber nur selten, und also vielmehr Böses, als Gutes, thun. Nun aber findet das Gegentheil offenbar statt. Oefters thut der Mensch Gutes, ohne andern Antrieb, als die Einsicht

des Guten, das Gefühl der Ordnung und Schiklichkeit. Oft thut er Gutes auf eigne Kosten. Hört er ein Klagegeschrei; so eilt er hinzu, und stürzt sich in die Gefahr, um dem Nothleidenden zu helfen; er theilt, öfters von seinem Nothdürftigen, mit, um den Hunger der Brüder zu stillen. Niemand weigert sich, bei Gelegenheit, für den Elenden zu sprechen, und die Hülfe zu erflehen, die er nicht selbst leisten kann. Der erste, der vorbei kömmt, reicht dem Kinde, dem Greise, der gefallen ist, die Hand; und wenn der Hülflose Schaden genommen hat; so laufen die Leute herbei, heben ihn auf ihre Schultern, und drängen sich zur Hülfe zu. Nachbaren und Bekannte nehmen keinen Anstand, einander Sachen, die der Gebrauch abnuzt, oder auch Geld, das sie vielleicht nie wiederbekommen werden, zu leihen. Wäre der Mensch boshaft, so würde der Vorübergehende die angreifen und mishandeln, die ihm begegnen, und von denen er keine Gegenwehr besorgen dürfte; *) man würde herbei-

laufen

*) Das Verhalten des Menschen pflegt gerade umgekehrt zu seyn. Er schont, er erbarmt sich des Schwächeren

cheren

laufen, eine Feuersbrunst anzufachen, die entfernt genug wäre, um uns und unsrer Habe nicht zu schaden; statt dem Gefallenen aufzuhelfen, würde man ihn im Koth herumwälzen. **)

Drittens ist die Liebe zum Bösen, nach unsern psychologischen Grundsäzzen, ganz unerklärbar. Ich sage, die Liebe zum Bösen, als böse erkannt; dieß muß recht verstanden werden.

cheren, und vergibt ihm seine unbesonnene Angriffe. Das thun alle Kinder, und fast alle Erwachsenen. Gegen seines Gleichen aber wehrt er sich. Es ist offenbar das Widerspiel der Bosheit. Wenn er angreift; so geschieht es oft aus Furcht.

**) „Ist der Mensch böse geboren? Ist es nicht erwiesen, daß der Mensch nicht böse geboren ist? Wenn „er von Natur verderbt wäre, so würde er Bosheiten „und Grausamkeiten begehn, sobald er geben könnte; „er würde das erste beste Messer dem in den Leib stoßen, „der ihm misfiele. Er würde unvermeidlich, wie die „jungen Füchse oder Wölfe, beissen, sobald ihm die „Zähne gewachsen wären.

„Hingegen ist er überall sanft, wie ein Lamm, so „lange er ein Kind ist. Warum und wodurch wird er „so oft zum Wolf und zum Fuchs? Kömmt es nicht „etwa daher, daß er weder gut noch böse geboren wird, „und daß die Erziehung, das Beispiel, die Regierungsform,

Freilich liebt mancher etwas, das böse ist, aber nicht, weil es böse ist; sondern weil es etwas angenehmes an sich hat, und Vergnügen gewährt.

„form, unter welcher er lebt, (S. III. B. II. Th. 5. Kap. „Von der Gesellschaft.) und endlich die Gelegenheit, ihn „zum Guten oder Bösen, zum Laster oder zur Tugend „bestimmen?

„Vielleicht konnte die menschliche Natur nicht anders „beschaffen seyn. Der Mensch konnte nicht lauter fal„sche, aber auch nicht lauter wahre Begriffe haben; er „konnte nicht lauter wohlthätige, aber auch nicht lau„ter feindselige Empfindungen in seinem Herzen hegen.

„Es scheint ausgemacht zu seyn, daß das weibliche „Geschlecht besser ist, als das männliche; man trift „hundert Thebaische Brüder für eine Clytemnestra an."

(Um Vergebung, Hr. v. Voltaire! das war einseitig geurtheilt Weiber sind sanfter, als Männer, aber darum nicht besser; denn sie sind auch im Guten nicht so wirksam. Man muß beides, Gutes und Böses, erwägen.)

„Es gibt Gewerbe, die nothwendig das Herz ver„härten; von der Art ist der Soldatenstand, das Ge„schäft des Häschers, des Kerkermeisters, und alle „Gewerbe, die sich auf die Leiden der Menschheit „gründen." (Dies geschieht aus Eigennuz.)

„Der Häscher, der Kerkermeister, u. a. dergl. kön„nen ihr Glük nur durch das Unglük Andrer machen. „Ihr Geschäft ist zwar, weil es böse Menschen gibt, „nothwendig, und folglich in der Gesellschaft nüzlich. „Aber unter tausend Männern von dem Schlage, gibt

„es

währt. So liebt der Trunkenbold, nicht die Trunkenheit, die Kopfschmerzen, u. s. w.; sondern den Wein, den Wohlgeschmak desselben. Ein Andrer liebt die Gewürze; nicht weil sie den

„es nicht einen, der sein Geschäft in Rüksicht auf das „Wohl des Staates treibt; nicht einen, der von dem „allgemeinen Besten etwas weiß.

„Es ist eine Lust, diese Art Leute anzuhören, wie „sie sich ihrer Thaten rühmen, die Unglüklichen zäh„len, die ihnen in die Hände gefallen sind; was sie für „List gebraucht haben, solche zu überraschen; wie sie „solche gemartert haben, und was sie dabei gewonnen.

„Wer die Untergeordneten der Gerechtigkeit mit „einander hat schwazzen gehört; wie sie sich des Elends „der Clienten rühmen; der muß von dem Menschen „übel denken.

„Es gibt noch abscheulichere Gewerbe, die allent„halben, wie eine Pfründe, gesucht werden.

„Es gibt welche, die den ehrlichen Mann verderben; „ihn zur Lüge, zum Betruge verwöhnen, ohne daß „ers kaum gewahr wird; die ihn verblenden, die ihn „habsüchtig und ehrgeizig machen; die ihm zur Pflicht „machen, das menschliche Geschlecht in dumme Blind„heit zu versenken.

„Das weibliche Geschlecht, das mit der Erziehung „der Kinder sich beschäftigt, und sich auf das Hauswe„sen einschränkt, hat mit allen den verderblichen Ge„werben nichts zu thun; überall ist es menschlicher, „(und leichtsinniger,) als das männliche Geschlecht.

Der

den Magen verderben, sondern weil sie angenehm schmekken. Man denke sich aber einen Unsinnigen, der, ohne dieß Vergnügen, sich betrinken, oder seinen Magen mit Gewürzen verderben wollte, in der Absicht, sich zu schaden; wenn er nicht etwa, des Lebens überdrüssig, kein ander Mittel wüßte, es zu verkürzen. Ist das eine Möglichkeit?

Ich sage, daß die Liebe zum Bösen, wie ich sie hier bestimme, gar nicht erklärbar ist. Es muß immer ein Reiz, ein Vergnügen da seyn, das den Menschen zur Handlung bewegt; und die-

„Der Körperbau vereinigt sich mit der geistigen Anlage, um ersteres vor großen Verbrechen zu bewahren. Süßeres Blut; Enthaltsamkeit von starken Getränken, wodurch die Leidenschaften erregt werden, machen es sanft. Ein unumstößlicher Beweis davon ist, daß unter tausend Elenden, die wegen Verbrechen und Schandthaten, ein Opfer der Gerechtigkeit werden, kaum vier Weiber zu finden sind."

(Diese Berechnung ist nicht richtig. Und dann könnte man der Schwachheit, der Feigheit jenes Geschlechts einen Theil seiner Milde zuschreiben. Und das wäre eben nicht verdienstlich.)

„Es scheint also, daß unsre Sitten und Gebräuche das männliche Geschlecht verdorben haben."

(Questions sur l'Encyclopedie. Art. Homme.)

diesen Reiz muß man untersuchen, wenn man die menschlichen Handlungen beurtheilen will.

„Das Böse selbst ist ihm Reiz, daran weidet der Boshafte seine Augen." Kann seyn. Ich unterscheide einen überdachten Vorsaz, eine Neigung, eine Vorliebe, die man billiget; von einem bloßen Geschmak. Es ist zwischen beiden ein großer Unterschied. Ersteres ist eine Wirkung der Seele, der Erkenntniß, des Urtheils; lezteres würde ich dem Körper zurechnen, wenn es nicht eine Folge irgend einer Leidenschaft wäre. — Und selbst Leidenschaften und ihre Folgen sind, wenigstens zum größten Theil, körperlich. Ersteres wäre ein Grundverderben, eine moralische Bosheit; lezteres ein bloßes Uebel, eine zufällige Schwäche oder Irrung. Ersteres glaube ich geradezu läugnen zu dürfen; weil ich es für unmöglich halte. Was lezteres betrift; so ist es ein anders; denn wer kann die ganze Mannigfaltigkeit des Geschmaks wissen? Man hat Menschen gesehn, die an Raupen einen Lekkerbissen fanden. Dieses ist nun wol ein Fehler der Organisation; wenn wir an-

nehmen,

nehmen, daß unsre Organisation die vollkommenste, und alles fehlerhaft ist, was davon abgeht. Viele Leute finden an Dingen, die uns anekeln, ein Vergnügen. Wer kann es ihnen übel nehmen, und sie deswegen tadeln? Sie essen die Raupen, weil ihnen diese schmekken; nicht weil uns solche ekelhaft sind. Man hat Leute von einer melancholischen Wuth befallen gesehn, die nach Menschenblut, und zwar nach dem Blute ihrer Lieblinge, begierig waren. Sobald sie solches vergossen hatten, war ihre Wuth besänftigt. Der Arzt hat manchen geheilt; es war also Krankheit, und nicht Bosheit. Sollte vielleicht auch eine Organisation, eine Krankheit möglich seyn, die den Geschmak zum Bösen erzeugte? Alsdann aber ist es nicht das Böse, sondern das Vergnügen, das den Menschen reizt. Und man sieht auch mehrentheils, daß die sogenannten Bosheiten, sehr leichtsinnig und unbedachtsam begangen werden; man denkt an den Schaden nicht. Es geht diesen, wie den Kindern, die Kazzen quälen, um ihr possirliches Mauen zu hören; oder ein kostbares Gefäß

fäß zerschmeissen, weil es hübsch klingt." Ist aber das nicht Bosheit, Liebe zum Bösen?" Nein, sondern Liebe zum Vergnügen, das mit dem Bösen verbunden ist; so wie der Geschmak eines Kranken für eine ungesunde Speise. Für die Moralität ists auch beiweitem nicht einerlei, denn wenn es wahre Bosheit ist, so wird sie sich eben deswegen äussern, weil man ihr den Gegenstand als böse vorstellt; ihre Neigung wird durch die Gegenvorstellungen wachsen; so ungefehr, als beim Trozze oder Zorne; denn das Böse ist gerade, was sie liebt. Ists aber bloß Muthwille, d. h. Vergnügen an etwas, das Schaden bringt, ohne eigentlich den Schaden zu erzielen, so wird hoffentlich die Vorstellung des Schadens, des Unrechts; das Vergnügen überwiegen, und dann wird der Muthwillige ruhn; denn er mag aus Leichtsinn den Schaden nicht recht eingesehn haben.

Und ist das nicht der Fall, in welchem alle Menschen sich wirklich befinden? Ja freilich; und ich will den Augenblik unwiderlegbar beweisen, daß ein Jeder, auch der strengste Moralist,

auch

auch der milzsüchtigste Tadler, der menschenfeindlichste Frömmling, in diesem Stükke gerade so denkt, als ich. Wenn man einen vermeinten Bösewicht von seiner Bosheit zu bekehren sucht, wie fängt man es da an? was thun da der Unwissende und der Gelehrte, der strengste Sittenlehrer und der mildeste Philosoph, der Inquisitor und der liebende Vater? Nicht wahr, sie stellen Alle dem Verirrten den Schaden, die Unschiklichkeit, die Unordnung seines Verhaltens, die Ungerechtigkeit, deren er sich gegen Andre schuldig macht, vor? Was sezen sie also bei allen ihren Ermahnungen voraus? Offenbar, daß sich der Bösewicht, durch die Einsicht der bösen Folgen seiner Handlungen, zur Beßrung wird bewegen lassen; daß er die Schädlichkeit seines Betragens, wenigstens nicht ganz, einsah; daß er aus Unwissenheit gesündigt hat; daß er — dieses ist sehr merkwürdig, und die Hauptsache; — daß er das Böse nicht liebt, weil man ihn, durch die Vorstellung desselben, davon ableiten will; denn sonst würden diese Vorstellungen gerade das Gegentheil bewirken

müssen:

müssen: daß er — das Gute liebt, weil man ihn, durch die Vorstellung desselben, dazu bringen will. Ohne alle diese Voraussezzungen wäre die Mühe, der Eifer aller Ermahnenden, wie er sich äußert, fruchtlos und — widersinnig. Die eigentliche Bosheit könnte nur durch Betrug; nur dadurch, daß man ihr das Böse als gut, und das Gute als böse vorstellte; vom Bösen abgeleitet, und zum Guten geführt werden.

Wo diese Unwissenheit des Schadens nicht statt findet; muß, meines Erachtens, eine Leidenschaft, oder eine unruhige Kraft zum Grunde liegen. Wenns Leidenschaft ist, kann man's wol nicht Bosheit nennen. Die Leidenschaft ist keine überdachte, gebilligte Neigung und Vorliebe zum Bösen; es ist Rache, Grausamkeit, Neid, Krankheit, Wallung des Blutes, u. s. w.

„Allein — die Leidenschaften sind doch schädlich?" Ohne Zweifel. Sie verderben aber nicht den Menschen wesentlich; sie greifen die innre Moralität nicht an; weil sie daraus nicht fließen; sie sind bloß etwas Zufälliges. Der Mensch gibt

ihnen weder seine Einwilligung, noch seinen Beifall; denn er ist dabei seiner nicht mächtig, und öfters nicht bewußt. Hingegen sie überraschen ihn, und er misbilligt sie, wenn er zur Vernunft zurükkehrt. Es sind wahre Krankheiten, sowol als die Raserei und das Irrereden; nur unterscheiden sie sich von lezteren durch ihre mindre Heftigkeit und kürzere Dauer. Der Beweis davon ist, daß alle Leidenschaften in Krankheiten ausarten; und daß man die Leidenschaften, eben so wie die Wuth und die Fieberhizze; durch kühlende Mittel, niederschlagen kann. Ich möchte die wütenden Leidenschaften, wovon hier eigentlich die Rede ist, mit den melancholisch wütenden Anfällen vergleichen, wovon ich eben gesagt habe, daß sie den Blutdurst erzeugen. Andre Leidenschaften, als Eitelkeit, Ehrsucht, und dergleichen, die zu Gewohnheit werden, ohne den Menschen so gewaltig zu erschüttern, als erstere; würde ich mit gewissen selbstgemachten Bedürfnissen; oder, wenn man will, mit einem sonderbaren Geschmak vergleichen; den jeder, nach Belieben, einen verdorbenen Geschmak nennen mag.

Die-

Diese Bedürfnisse, dieser Geschmak, so lächerlich sie auch seyen, verlangen ihre Befriedigung; sie müssen Nahrung haben, oder sie quälen den Menschen. Von der Art, z. B. ist der Gebrauch des Tabaks.

Man hat auf die Mannigfaltigkeit des Geschmaks, und auf diese Tyrannei des selbstgemachten Bedürfnisses nicht genug gesehn, sonst würde man dadurch auf die Moralität des Menschen mehr Licht geworfen haben. Tabak, zum Beispiel, ist weder ein natürlicher Geschmak, noch viel weniger ein Bedürfniß. Anfänglich widersteht sogar der Gebrauch desselben. Durch den Gebrauch aber entsteht erstlich der Geschmak; und dieser wird durch die Gewöhnung ein Bedürfniß. Dieses Bedürfniß ist so stark, daß es mehr als Hunger und Durst quälen kann. Darüber lacht der, der keinen braucht: weil er es nicht versteht. So ist es mit mehreren selbstgemachten Bedürfnissen. So wie physischer Geschmak und Bedürfniß entsteht, kann auch moralischer Geschmak, moralisches Bedürfniß entstehn. Z. B. Rangsucht ist keine natürliche Leidenschaft. Allein, die Erziehung, die stufenweis

genährte, befriedigte und immer wieder gereizte Ehrliebe und Ehrbegierde, kann endlich zur herrschenden Neigung, zum wahren Bedürfnisse werden. Nun deklamirt man, nun frägt man — „Was hat er davon?" Er hat davon, was ihr von eurem Tabak; was der Trinker vom Weine; was alle Menschen von Speise und Trank haben, nemlich die Erfüllung der Begierde, die Befriedigung des Bedürfnisses.

Nie hat man mehr, als über den Geiz, triumphirt; man hat ihn lächerlich, widersprechend vorgestellt. — „Es ist, sagte man, eine „Leidenschaft ohne Zwek, sie bleibt bei dem Mit„tel stehn — sie sammelt Geld, nicht um es zu „brauchen, sondern nur um immer mehr zu haben." Leere Schülerdeklamationen! Worin, meine Herren, ist der Geizige lächerlicher, als der Sprachgelehrte? Sprachen sind an sich eben so wenig eine Wissenschaft, ein Reichthum der Seele, als Geld ein materieller Reichthum. Der Geizige hat allerdings einen Zwek, eine Endabsicht — nemlich, Geld zu haben; das ist sein Geschmak, sein Bedürfniß — er hat davon eben

den

den Genuß, als der Blumenfreund von seinem Blumenbeet; als der Naturliebhaber von seiner Naturaliensammlung; als der Münzkenner von seinem Münzkabinette; als alle Liebhaber von ihrer Liebhaberei. Der Eine sieht Gemälde an, der Andre Geldbeutel. Jeder hat seinen Geschmak, und findet in dessen Befriedigung sein Vergnügen. Freilich ist ein Geschmak nüzlicher, besser, edler, als der andre — aber er ist ein Geschmak, und man darf Niemanden den seinigen streitig machen. (De gustibus non est dispu-tandum.)

Ich habe mich etwas lange bei dieser Lehre von den Leidenschaften aufgehalten, weil sie mir sehr wichtig scheint. Mich deucht, daß unsre Moralisten noch immer, in ihren Sittenlehren, mehr auf dasjenige sehen, was der Mensch für sich selbst und für das Wohl der Gesellschaft, seyn sollte; als auf das, was er, vermöge seiner Beschaffenheit, seyn kann; mehr auf die Folgen der Handlungen, als auf ihre Ursachen. Daraus sind strenge, harte, und, wenn ich so sagen darf, ungerechte Urtheilssprüche geflossen,

die man noch täglich hören und lesen kan. Der Gesezgeber muß bloß auf die Folgen der Handlungen sehen, (doch den Fall ausgenommen, wo es auf Criminalverbrechen und Strafgesezzen ankommt;) weil er Verwalter des allgemeinen Besten, und der Verweser der Sicherheit und Ruhe des Staates; nicht aber Richter über die Moralität, und den innern Werth der Menschen und ihres Verhaltens ist. Der Moralist aber, der die innre Güte und Bosheit des Menschen bestimmen will, muß weiter gehn, auf die Kräfte und Triebe, die den Menschen beleben und bestimmen, mehr, als auf das Aeußere und die Folgen der Handlungen sehn. Denn von ersteren, und nicht von den lezteren an und für sich, hängt die Moralität ab; weil mancher schlechte Mensch, der keine Gelegenheit dazu hat, weniger sündiget, als mancher gute Mensch, den die Versuchung von allen Seiten bestürmt.

Eine unruhige Kraft kann solche Thaten erzeugen, die man Bosheiten nennt — Ich nenne also eine Kraft, die nicht Nahrung, Uebung, Beschäftigung genug findet, um sich ganz zu äußern.

Eine

Eine jede Kraft in diesem Zustande plagt den Menschen, und verleitet ihn zu Thorheiten. Das war die Ursach der Eroberungen eines Alexanders, und der Unruhe eines Pyrrhus und eines Karls. Dieß ist die Ursach mancher muthwilliger und unbesonnener Streiche der Kindheit und der Jugend, die nicht hinlängliche Geschäfte hat. Deswegen ist der Müssigang aller Laster Anfang.

Ein jeder wünscht sich Vollkommenheit, d. h. Kräfte; und man kann seine Kräfte nie anders, als durch ihre Wirkungen, kennen; deswegen versucht man sie, um zu wissen, wie weit sie gehn. Wie nun aber zum Verderben weit öfter, als zum Hervorbringen, Gelegenheit da ist; weil Verderben weniger Kräfte, als Hervorbringen, erfordert; weil man nur auf eine bestimmte Art hervorbringen, auf tausenderlei Arten aber verderben kann; und weil Verderben eine glänzendere Seite, als Machen, zeigt; indem es geschwinder geht, und mit Gefahr und Troz verbunden ist; so verdirbt man lieber, als man

 macht;

macht; zumal wenn zum Machen die zureichenden Kräfte fehlen.

Der Mensch liebt die Ehre, und will sich zeigen, seine ganze Kraft sehn lassen. Verderben ist aber leichter und glänzender; und weil es wider den Willen Andrer geschieht; so ist darin zugleich eine heimliche Vergleichung unsrer Kräfte mit den Kräften Andrer. Man siegt über die Schwäche derer, welchen man sich widersezt; oder man überlistet sie, vereitelt ihre Klugheit und Wachsamkeit, und man ist ihnen auf irgend eine Art überlegen. Diese Vergleichung vom Menschen mit dem Menschen ist nun gerade der rechte Maaßstab der Kräfte und der Ehre. Wenn Nero sein berüchtigtes Wort: „Ich wollte, daß das Römische Volk nur einen Kopf „hätte, um ihn mit einem Streich abschlagen zu „können;„ nicht etwa in der Wuth einer Leidenschaft gesagt hat; so war es gewiß in einem Schwindel über seine Größe, die er so in ihrem ganzen Glanze hätte zeigen mögen.

Noch einmal, anders ist mir keine Bosheit denkbar. Ich kann freilich daraus keinen zuver-

versichtlichen Schluß machen, daß keine andre sey; ich will nur daran stark zweifeln; und dazu bin ich berechtigt. *)

„Wozu diese Untersuchung?“ wird man fragen. Ists nicht gleichviel, ob es Leidenschaft oder unruhige Kraft, oder Liebe zum Bösen ist? Gar nicht, selbst in Ansehung der Folgen nicht; und noch weit weniger in Ansehung der Moralität. Denn die Folgen kann ich hemmen, sobald ich Mittel finde, die Leidenschaft zu stillen, oder die Kraft gehörig zu beschäftigen. Ich kann durch Vorstellung des Uebels und Unrechts der Wirksamkeit Einhalt thun. Ists aber Bosheit, so weiß ich gar kein Mittel. Man hat

 aber

*) „Die unzählige Menge von Hospitälern und Waisenhäu-„sern, (de maisons de charité) die man allenthalben an-„trift, ist ein augenscheinlicher Beweis einer Wahrheit, „die man nicht mit gehöriger Aufmerksamkeit betrachtet; „nemlich, daß der Mensch nicht so böse ist, als man „ihn ausschreit; und daß, ohnerachtet aller seiner Vor-„urtheile, ohnerachtet der Wuth des Krieges, die ihn „in ein reissendes Unthier umschaft, man dennoch glau-„ben kann, daß das Menschthier gut ist, und alsdann „nur böse wird, wann man es reizt; so wie alle andre „Thiere.

Questions sur l'Encyclopédie. Art. Charité.)

aber wol nie einen Bösewicht gesehn, der bei ruhigem Gemüth, und ohne Reiz und Nuzzen, der Vorstellung des Unrechts nicht nachgegeben hätte. Ein Beweis, daß es nicht Bosheit war.

Aber warum reizt denn gemeiniglich das Gesez zu den verbotenen Dingen? (nitimur in vetitum.) Ist das nicht Bosheit?

Erstlich mag diese Beobachtung, die im Grunde wahr ist, wol nicht ganz so allgemein seyn, wie man vorgibt. Es wird hiermit, wie mit dem schlimmen Finger gehn, woran man sagt, daß man sich öfter, als an die gesunden stößt. Man stößt sich vermuthlich nicht öfter dran, aber man bemerkt jeden Stoß, weil er schmerzt. Also, wenn ein Gesez gegeben wird, macht es auf die verbotene Handlung aufmerksam; da man vorher nicht daran dachte.

Vor dem Gesetze, war das Verbotene, als gleichgültig, unter einer Menge ähnlicher Dinge verborgen; das Verbot zieht es hervor, und macht uns aufmerksam darauf. Man betrachtet das Verbotene näher, und entdekt darin einige

nige Vorzüge und Reize, die man übersehen hatte. Jedes Ding hat seine angenehme Seite, und das Verbotene wird eben deswegen verboten, weil es etwas Anziehendes hat; sonst dürfte es nicht verboten werden. Ueberdieß hat die Einschränkung etwas unangenehmes. Muth, Kraft, starkes Gefühl streben dagegen. Wir lieben die Freiheit und fühlen unsre Rechte darauf; und alles, was jene einschränkt, ist uns zuwider. Ein muthiger Geist, eine starke, empfindsame Seele, trägt das Joch mit Ungeduld; nicht aus Bosheit, aus Widerspruch; sondern aus Bedürfniß, ihre Kräfte zu üben. Das muthige Roß, das man abrichtet, trachtet immer aus den Schranken zu brechen, in welchen man seinen Lauf fesselt; nicht um demjenigen zu schaden, der es hält, sondern um ein freies Feld zu gewinnen.

---

5. Art.

5. Artikel.

Von der Verwegenheit.

Die Verwegenheit hat Manchen ins Unglük gestürzt. Sie ist ein übermäßiges Vertrauen in die eignen Kräfte, und kommt von dem Gefühle der Kraft.

Das Vertrauen in die eignen Kräfte ist vortreflich, weil ohne dasselbe die Kräfte wirklich schwach und nichtig sind. Der Mensch bringt mehrentheils das zu Stande, was er mit Zuversicht unternimmt. Die neue Sentenz: **Was ich will, das kann ich**; hat sehr viel Wahres; und ganz allgemein wahr wäre diese: **Ich kann nichts zu Stande bringen, wenn ich an dem Unternehmen verzage.**

Audaces fortuna juvat, timidosque repellit.

Nichts ist elender, als der Zaghafte, der sich nichts anzugreifen getraut; seine Kräfte sind ihm unnüz; überall ruft er Hülfe an; und wenn er ja etwas unternimmt, so geht es nicht

von

von statten; weil ers nur schwach angreift; weil das geringste Hinderniß ihn muthlos zurük treibt. Der Muth erhöht alle Kräfte, überwindet die Schwierigkeiten, und hat zum öftersten einen glüklichen Erfolg. Die Lehre Jesu: Wenn ihr Glauben (Vertrauen, Zuversicht) habt, könnet ihr Berge versezen; hat einen erhabnen Sinn.

Verwegenheit ist ein höherer Grad des Muthes. Aber — wer will die Gränze zwischen beiden bestimmen? „Der Muth ist die richtige Erkenntniß unsrer Kräfte, in Vergleichung mit unsern Unternehmen und den Schwierigkeiten derselben.„ Das ist bald gesagt. Allein, wo ist das zuverläßige Maaß der Kräfte, der Unternehmen, der Schwierigkeiten? Man kann diese nicht so, wie die Kräfte eines Hebels und die Schwere einer zu hebenden Masse, durch Berechnung bestimmen. Unsre Kräfte haben etwas Unbestimmbares, weil sie von dem Muthe oder Unmuthe, von dem Willen oder von der Unentschlossenheit sehr abhängig sind. Von dem Muthe erhalten sie einen unbestimmbaren Zu-

wachs

wachs; so daß selbst der wahre und ächte Muth, in Vergleichung mit der Verwegenheit, nicht einmal im Abstrakto, recht definirt werden kann. Das Maas unsrer Kräfte ist ein zusammengeseztes Resultat, von unsern Kräften selbst und von unserm Muthe. Also muß man bei der Bestimmung des ächten Muthes, das Maaß von dem Muthe selbst mit erborgen; ein wahrer Zirkel. — Der wahre Muth beruht auf die Kräfte; die Kräfte beruhen auf den Muth. Dem Schwachen, dem Furchtsamen ist jedes neue, und viele gemeine Unternehmen; alles, was sein kleines Maas von Muth und Kräften übersteigt, verwegen; denn er mißt alles nach seiner Mattigkeit und Angst. Er hat freilich kein ander Maaß, und man kann ihm sein Urtheil nicht verargen; er sollte es aber zurükhalten, und bedenken, daß Verwegenheit ein Verhältniß ist. Sein kleinmüthiger Tadel verdient kein Gehör. Wie würde es um die Menschheit stehn, wenn edle Seelen sich nicht über das Angstgeschrei der kleinen Seelen erhoben, und neue Bahnen eröfnet hätten?

Verwegenheit ist zuweilen Tollkühnheit, blindes Stürzen in die Gefahr. Das ist Uebermaaß einer vortreflichen Kraft. Ich würde sie ohne Anstand der ängstlichen Kleinmüthigkeit vorziehen.

6. Artikel.

Von der Nachahmung.

Alle Menschen sind, auch ohne ihr Wissen und Willen, nach verschiedenen Graden, Nachahmer. Dieser Hang verewigt manchen Fehler, verdirbt viele Menschen, macht den Umgang, die Freundschaft, hauptsächlich für die Jugend, gefährlich. Er ist also ein Uebel.

Daß er aber auch heilsam, nüzlich ist, darf ich hier nicht erst weitläufig darthun.

Woraus entsteht die Nachahmung?

1) Aus Trägheit oder Unvermögen zu denken, seine Handlungen zu prüfen, und selbst nach Gründen zu bestimmen. Unvermögen ist aber keine bösartige Kraft, sondern ein Mangel. Trägheit ist Schwäche; also wieder Mangel.

2) Die-

2) Diese Ursach aber wirkt nicht allein; man ahmt nicht einem jeden, sondern nur Freunden, Klügeren, Vornehmeren, denen, die man schäzt, nach. Also liegt Liebe, Vertrauen, Achtung mit zum Grunde; und mehrentheils der Wunsch, einem Würdigern ähnlich zu werden.

7. Artikel.

Von der Verführung.

Der Lasterhafte verführt Andre, aus eben dem Grunde, aus welchem der Tugendhafte ermahnt; um seines Gleichen zu haben, mit denen er des Lebens auf seine Art genießen kann. Wohl zu merken; er hat, bei der Ausübung seiner Unordnung, gewiß nicht zur Absicht, sich unglüklich zu machen; und glaubt nicht, es zu seyn; er sucht vielmehr Glük, und glaubt es da zu finden: also kann er wol Andre aus wohlgemeintem Irrthume verführen.

Das ist wieder eine Behauptung, gegen welche man schreien wird: Dafür kann ich nicht.

Ich

Ich frage: Glaubt der Verführer unglüklich zu seyn? Wenn ers glaubte, würde er nicht lasterhaft bleiben. Ich frage: Hat er die Absicht, den Vorsaz, sich, durch die Thorheiten, wozu er Andre zu verleiten sucht; selbst unglüklich zu machen? Ich frage: Ob der Lasterhafte, der Verführer nicht, sowol als alle übrigen Menschen, sein Glük wünscht und sucht? Wenn das ist, so glaube ich in meiner paradoxen Behauptung Recht zu haben.

Man verführt gemeiniglich diejenigen, die man schäzt und liebt, deren Umgang dem Verführer angenehm ist; nicht solche die man gering schäzt, die man haßt. — Man mag ihre Gesellschaft nicht. — Ein Beweis, daß es nicht aus bösem Willen geschieht.

Man läßt sich verführen aus Sinnlichkeit, aus Gefälligkeit, aus Liebe, aus Weichherzigkeit; aus Nachahmungstrieb.

Man verführt also und läßt verführen; nicht aus Bosheit, sondern aus allerlei Schwachheiten, Irrthümern, Irrungen, nüzlichen Gefühlen.

Selten sucht man Andre zu Lastern zu verführen, denen man nicht selbst ergeben ist. Vielleicht; ja ich sage — vermuthlich, ist das niemals geschehen. Freilich kann man Jemanden zu Thorheiten und Verbrechen verleiten, die man selbst nicht begehen mag, um die Früchte davon zu genießen. Das ist ein anders. Es geschieht — nicht um Jenen schuldig und unglüklich zu machen; sondern um sich selbst die Mühe, die Gefahr, und vielleicht die Vorwürfe zu ersparen; und den Nuzzen aus der That zu ziehn.

8. Artikel.

Von der Schwazhaftigkeit und ihren Zweigen.

Die Schwazhaftigkeit ist ein zusammengesezter Fehler, und entsteht aus verschiedenen Ursachen; nemlich aus dem Hange nach Vergnügen; aus Geselligkeit; aus Höflichkeit — seine Gäste zu unterhalten; aus allen lebhaften Empfindungen,

als

als Frölichkeit, Freude, Zorn, Betrübniß, Hofnung, Furcht, rc.

Die Schwazhaftigkeit bei ruhigem Gemüthe, ist eine Wirkung der Menschenfreundlichkeit, der Leutseligkeit. Die alten Römer benannten die Leutseligkeit von Reden. (affabilis, leutselig, kommt von fari, reden.) Die Franzosen haben von ihnen affable entlehnt, das eben diese Bedeutung hat.

Es kann auch bloß Vergnügen, Geschmak seyn. So wie Dieser an der Musik, und Jener am Gequäke der Frösche Wohlgefallen hat; also liebt Mancher das Schwazzen. Es ist hier der Ort nicht, die Quellen des verschiedenen Geschmaks zu untersuchen, oder die Lobrede des Geschmaks überhaupt, der Leutseligkeit und andrer Ursachen, der Geschwäzzigkeit, zu halten. Man sieht aber, daß sie ursprünglich gut sind; und daß auch hier das Uebel aus dem Guten fließt. Dieses ist bei dieser Untersuchung die Hauptsache, worauf alles ankömmt.

Schwazhaftigkeit erzeugt Plauderhaftigkeit, die kein Geheimniß, kein fremdes und kein eig-

nes, zu behalten weiß; Nachrede, Lüge, Klätscherei. Denn sobald Jemanden der Kizzel des Schwazzens sticht, nimmt er den Stof dazu her, wo er ihn nur finden kann; alles ist willkommen, Witterung, Tadel, Stadtneuigkeiten; man nimmt sich die Zeit nicht, zu wählen; die Klugheit, die Billigkeit, oder die Wahrheit zu befragen. Die Rede entfährt, und oftmals bereuet mans nachher.

Denn man muß nicht glauben, daß alle diejenigen, die Geheimnisse ausplaudern, Verläumdungen ausstreuen, Klätschereien herumtragen, Lügen ausbreiten; Bösewichte sind. Oefters ist es bloße unbesonnene Redsucht. Oft hat dieser Fehler einen edleren Grund; nemlich,

1) Ein Herz, das leicht von Liebe und Freundschaft erwärmt wird. Dieses fühlt gegen Jeden, beim ersten Anblik, Neigung; nun öfnet sichs, alles fließt heraus, eigne und fremde Angelegenheiten; und es entsteht ein entsezlicher Schade, ohne daß es der Urheber weiß. Auf diese Art geschehn die mehresten sogenannten Klätschereien und Verräthereien.

2) Die

2) Die Nachrede, Verläumdung, das Tadeln und Richten entsteht aus der Gradheit der Gesinnung. Ich sehe den Leser stuzzen. Nur einen Augenblik.

Es thut mir leid, daß ich alle Augenblikke eine Schuzrede für meine Säzze machen muß. Allein die Sonderbarkeit meines Gegenstandes macht es nothwendig. Man könnte mich beschuldigen, daß ich suchte alle Laster und Thorheiten zu beschönigen. Das ist meine Absicht ganz und gar nicht. Ich suche Wahrheit, ich bemühe mich, die Quellen unsrer Irrungen zu entdekken. Der Leser kann bemerken, daß, wenn ich in dem Tadel über die Fehler und Vergehn sehr milde bin; ich auch in der Schäzzung der Tugend ziemlich streng verfahre. Mit einem Wort, ich will weder eine Lobrede, noch eine Spottschrift über die Menschheit machen; ich suche nur die Menschheit zu kennen.

Nach dieser kleinen Ausschweifung kehre ich wieder zu meinem Saz zurük, und sage: Der Tadel, den wir über Andre ausstreuen, ist

 ein

ein Beweis von der ursprünglichen Gradheit und Rechtschaffenheit des Menschen.

Wenn man eine böse Handlung erzählt, frägt ein Jeder gleich: Warum hat er so etwas gethan? So frägt man von guten Handlungen niemals; sie müßten denn einen zweideutigen Schein, etwas auffallendes haben, oder mit Aufopferung verbunden seyn. Im lezten Falle ist das: Warum? der Ausbruch der Bewundrung, und ein Geständniß der eignen Schwachheit, die über die Größe und Erhabenheit der That staunt; und nicht der Zuruf des Tadels.

Woher kömmts nun, daß man von dem Bösen immer, und von dem mittelmäßigen Guten niemals, den Grund verlangt? Es geschieht nicht bloß aus Tadelsucht; weil man von allem ausserordentlichen, auch im Guten, eben diese Frage thut. Das muß also aus einer von beiden folgenden Ursachen geschehn. Entweder ist das Gute gemein, und etwas gewöhnliches; und dann frägt man nach keinem Grunde; so wie niemand frägt, warum der Wächter bei Nacht die Stunden abruft. Oder weil man den Grund des

Guten

Guten schon in sich selbst findet und fühlt; von dem Bösen aber nicht. Nach diesem Grunde wäre das Gute uns natürlich; es wäre unser Gefühl, der Gang unsrer Vorstellungen; das Böse wäre auffallend, widrig, weil es außer dem Gange unsrer Gefühle, eine Abweichung von unsern Vorstellungen wäre, oder wol gar ihnen widerspräche. Wann man den Wanderer auf der rechten Straße sieht; frägt man niemals: Warum geht er da? das versteht sich schon. Wann man ihn aber auf einem Irrwege antrift, so thut man die Frage gleich.

Also ist das Gute uns natürlich, und das Böse zuwider; jenes hat nichts, das unsre Aufmerksamkeit reizt; lezteres aber macht uns stuzzig. Daher kömmts, daß man vom Guten selten, von dem Bösen aber desto öfter spricht. Niemand redet von dem Wechsel des Tages und der Nacht; es ist alltäglicher Gang der Natur; eine Feuerkugel aber, eine Finsterniß machen viel Auffsehn; weil sie etwas neues, irreguläres sind. Der Mensch wundert sich über das Böse, es ist ihm etwas fremdes, dessen Ursach er nicht sieht; da-

her frägt er nach dieser Ursach. Wenn der Mensch böse wäre, müßte das Gute ihn befremden; und er würde viel davon sprechen, öfters nach der Ursach desselben fragen.

Es kann auch seyn, daß der Haß, der aus der Furcht ein Opfer der Bosheit zu werden, natürlicher Weise entsteht; uns bewegt, sie auf alle mögliche Art zu verfolgen; sie durch Entdekkung ihrer Anschläge kraftlos zu machen, und ihr zuvorzukommen. So kann man von seinem Verläumder sagen, er sey ein Lügner.

Man kann von den Abwesenden, aus Gefälligkeit gegen die Anwesenden, aus Blödigkeit, um nicht zu widersprechen, nachtheilig reden.

Die Tadelsucht kann auch aus dem Vergnügen entstehn, daß man selbst von den Fehlern, die man tadelt, frei ist; oder aus der Absicht, Andern solches zu zeigen.

Die vorsezliche Verläumdung, Verrätherei und Klätscherei gehören zur Bosheit, wovon ich schon gesprochen habe; oder sind vielmehr eine Wirkung der Leidenschaften.

9. Artikel.

Von den Verbrechen.

Die Verbrechen entstehn aus heftigen Begierden, und starken Leidenschaften; und diese sind an sich vortrefliche Kräfte, und erzeugen viel Gutes, wenn sie gehörig gelenkt und gemäßigt werden. Kein schwacher Mensch ist eines großen Verbrechens fähig. Ein solches erfordert starke Antriebe, weil sie dem gewöhnlichen Gange unsrer Vorstellungen und Gefühle entgegengesezt sind; Muth, Klugheit, Kraft, sie auszuführen, den Widerstand zu überwinden, ihm zu entgehn, der Ahndung der Menschen und der Obrigkeit zu trozzen, oder zu entwischen. Man muß den Muth haben, sich über den Tadel der Menschen, und über seine eigne Bedenken und sein Gewissen wegzusezzen. Kartousche war ein Mann von großen Fähigkeiten; in einem höheren Range, wäre er ein Held gewesen.

Die Wuth der Religionsverfolgung ist ein unmäßiger Auswuchs der Liebe zur Religion.

Ein grosser Beweis, daß die größten Laster und Verbrechen eine Wirkung vortreflicher Kräfte sind; ist die Bemerkung, daß die größten Laster und Verbrechen nur da herrschen, wo Erziehung, Künste und Wissenschaften den Menschen veredeln, und seine Kräfte entwikkeln. Sie sind bei den rohen Völkern, in den Wüsten Afrika's und beider Indien, unbekannt. Da findet man Barbarei; sie entsteht aber aus Dummheit, aus Gefühllosigkeit; sie ist kein Laster. So frißt der Kannibal seine Kriegsgefangene, und der Huron schlägt seinen alten Vater todt. Keines von beiden ist Verbrechen; jenes ist Sitte, dieses Mitleid, und beides Barbarei.

In Europa aber, wo der Mensch ganz Mensch ist, ist Laster und Verbrechen gemein, und fast möchte man sagen, herrschend. Wo neben einigen Kenntnissen noch Rohigkeit statt findet; sind Laster grob, und die Verbrechen schreklich. Bei verfeinerten Völkern und Menschen, schleichen die Laster unter der Hülle der Gesittetheit einher, und sind desto gefährlicher; die Verbrechen wissen die Finsterniß zu suchen, und sich vor den

Augen

Augen der Menschen zu verbergen. Bei wohlgemeinter, aber übelverstandener Bildung, tritt die Schwäche mit ihren negativen Lastern, von List und Niederträchtigkeit begleitet, an die Stelle der Barbarei und des Betrugs; nur die höhere Bildung; die, ohne die Kräfte des Menschen zu schwächen, ihn die Herrschaft über dieselben lehrt; macht den Tugendhaften; ohne ein Laster an die Stelle des andern zu sezzen, und solches Sittenverbesserung zu nennen.

Unter denen, die durch Unordnung und Laster verloren gehn, sind vielleicht die mehresten solche, von denen man, wegen ihrer Geschiklichkeit, zu sagen pflegt: **Es ist Schade um ihn.** Große Geniees, Leute von ausgezeichneten Fähigkeiten, schweifen weit leichter und öfter, als andre, aus. *)

10. Art.

*) Est autem in hoc genere molestum, quod in maximis animis, splendidissimisque ingeniis plerumque existunt honoris, imperii, potentiae, gloriae cupiditates; quo magis cavendum est, ne quid in eo genere peccetur. Cicero de Off. lib. I. 8.

„In der That ist es betrübt, daß die größten Geister, „und die edelsten Seelen den Versuchungen des Ehrgei-

„zes

10. Artikel.

Von der Unkeuschheit, und dem daraus entstehenden Kindermorde.

Die Unkeuschheit ist entweder ein bloßer Fehltritt, oder ein Laster. Lezteres nennt man Unzucht.

„zes am meisten ausgesezt sind; daß gerade diese von der „Begierde nach Hoheit, Macht und Einfluß am leichtesten verführt werden. Ein Bewegungsgrund mehr, „gegen diese Leidenschaft auf unsrer Hut zu seyn.“

Fortis animus et magnus in homine non perfecto nec sapiente ferventior plerumque est. ibid. 15.

Diese Stelle hat Garve so übersezt: „Tapferkeit und „hoher Geist sind, bei nicht ganz vollkommenen Leuten, „gemeiniglich mit heftigen Leidenschaften, und also „mit Ausschweifungen verbunden.“

Illud odiosum est, quod in elatione et magnitudine animi facillime pertinacia et nimia cupiditas principatus innascitur. Ut enim apud Platonem est, omnem morem Lacedaemoniorum inflammatum esse cupiditate vincendi: sic, ut quisque animi magnitudine maxime excellit, ita maxime vult princeps omnium esse, vel potius solus esse. Difficile autem est, cum praestare omnibus concupiveris, servare aequitatem, quae est justitiae maxime propria. Ex quo fit, ut neque disceptatione vinci se, nec ullo publico ac legitimo jure patiantur. Existunt in republica plerumque largitores et factiosi, ut opes quam maximas

zucht. Diese entsteht aus überwiegender Sinnlichkeit; oder, was das schändlichste ist, aus irgend einer

ximas consequantur, et sint vi potius superiores, quam justitia pares. Cicero de Off. lib. I. 19.

„Unglüklicher Weise, ist mit der Erhabenheit der Seele „fast immer der Geist der Widersezlichkeit und Herrsch-„sucht verbunden. Und was Plato von den Spartanern „sagt, daß ihr ganzer Karakter angestekt sey von ihrer „Begierde nach Eroberungen und Siegen; das gilt fast „von allen, die sich durch einen hohen Geist und vorzüg-„lichen Muth auszeichnen. Sie verlangen, unter allen „am meisten, oder allein etwas zu gelten. Sobald man „aber verlangt, allen vorgezogen zu werden; so ist es „sehr schwer, die Rechte der Gleichheit mit seinen Ne-„benmenschen heilig zu halten. Die Folge davon ist, „daß solche Personen weder den Gründen, noch den „Rechten Andrer nachgeben, und selbst den öffentlichen „Gesezzen sich nicht unterwerfen wollen. In freien „Staaten werden sie Häupter von Partheien, und ver-„derben das Volk; indem sie sich durch Bestechungen, „Anhang zu erwerben suchen; alles in der Absicht, ihre „Macht und ihren Einfluß aufs höchste zu treiben; alles, „aus der Begierde, sich lieber auf eine unrechtmäßige „Weise über ihre Mitbürger zu erheben, als, bei der Aus-„übung der Gerechtigkeit, ihres Gleichen zu bleiben.

Par un malheur attaché à la condition humaine les grands hommes modérés sont rares; et comme il est toujours plus aisé de suivre sa force que de l'arrêter, peut-être dans la classe des gens superieurs est-il plus facile de trouver

einer eigennüzigen Absicht. Die Fehltritte werden aus Ueberraschung der Sinnlichkeit, oder aus Liebe begangen.

Der

trouver des gens extrêmement vertueux, que des hommes extrêmement sages. Montesquieu, Esp. des Loix. T. III.

„Unglüklicher Weise für das menschliche Geschlecht „wissen grosse Seelen selten sich zu mäßigen; und weil „es immer leichter ist, seinen Kräften nachzugeben, als „sie zu mäßigen, so findet man in der Klasse der vorzüglichen Menschen vielleicht eher welche, die einer hohen „Tugend, als solche, die einer grossen Mäßigung fähig „sind."

„Du bist zu meinem Unbedachte,
„Zu meinen Fehlern viel zu klein."

(Gellert.)

Gewiß begehn diejenigen die größten Fehler, welche große Fähigkeiten und starke Triebe haben; die man Genies, große Seelen nennt. Die geschiktesten Männer sind gemeiniglich solche, die in ihrer Jugend ihren Erziehern die meiste Noth gemacht haben.

Siehe III. Buch, II. Th. IV. Kap 8. Art. Von den Trieben und Leidenschaften. Siehe auch den 4. Artikel des gegenwärtigen Kapitels. Von der Bosheit.

Es ist offenbar, daß man zu einem gemäßigten Verhalten, nur mittelmäßige und gemeine Kräfte braucht. Man darf nur thun, was Jedermann thut. Das ungewöhnliche aber — im Guten und im Bösen — ist die Wirkung und der Beweis einer höheren

Der Eigennuz ist ein verirrter Auswuchs der Selbstliebe; des Grundtriebes jedes fühlen-
den

heren, selteneren Kraft und Thätigkeit. Man erzählt, daß man dem Lavater den Schattenriß eines Räubers, der erhenkt worden war, zuschikte, um seiner Physiognomik eine Falle zu legen. Lavater fand in diesem Schattenrisse, ich weiß nicht was Edles und Tugendhaftes. Er wurde ausgezischt. Ich bin weder ein Widersacher, noch ein Verfechter des Lavaters und seiner Wissenschaft; weil es mir, bei einer gänzlichen Unwissenheit in dieser Sache, weder etwas zu behaupten, noch zu verwerfen zukommt. Ich unterstehe mich aber zu sagen, und sollte man auch über mich lachen; denn wer wills den Leuten verwehren? — daß Lavater Recht haben konnte, und daß man ein wenig zu voreilig mit dem Gelächter gewesen ist. Kartousche, Cromwell und Alexander waren alle drei außerordentliche Menschen, große Köpfe; alle drei hatten in der Seele etwas edles. Jeder von ihnen hätte an die Stelle des Andern gesezt werden können. Kartousche starb auf dem Rade; Cromwell bestieg den Thron; allein, eine verlorne Schlacht, ein wenig mehr Muth in Karls Seele, ein wenig mehr Treue von Seiten der Großen; und Cromwell mußte seinen Kopf dahin bringen, wo Karl den seinigen ließ. Und Alexander — Ich bin vollkommen überzeugt, daß wenn der Eroberer Asiens in einer niedrigen Klasse von Bürgern geboren worden wäre; so wäre weiter nichts aus ihm, als — ein Räuber geworden, in einem höheren Stande hätte er einen Rebellen, einen
Cromwell,

den Wesens, der Triebfeder aller unsrer nüzlichen Bemühungen und Arbeiten, unsrer Vollkommenheit

Cromwell, einen Katilina; oder wenns das Glük wollte, einen Cäsar abgegeben. Allein es ist leichter und bequemer zu lachen, als Gründe zu sagen; oder die Gründe, die man uns sagt, anzuhören und zu begreifen.

Mit höheren Kräften ist man in der gefährlichsten Versuchung, ein sogenannter Bösewicht zu werden. Denn

1) Hat man in seinen Kräften die Mittel dazu.

Durch sie fühlt man sich über die Andern erhaben, und einigermaßen vor ihrer Ahndung sicher.

Die Wege zum Wohl, nach den Gesezzen, sind beschwerlich, lang, eng. Abwege sind kurz; man erreicht bald ein erwünschtes Ziel, und kann immer weiter hinausgehen.

2) Eben dadurch, daß ein Mensch höhere Kräfte besizt, fühlt er sich über Andere erhoben; daraus entsteht leicht a) Gleichgültigkeit; weil die Mitempfindung durch Aehnlichkeit und Gleichheit wächst, b) Verachtung — und diese ist nicht sehr menschlich.

Man bemüht sich nicht, sich in Andre zu schikken, sondern man will alles mit sich fortreissen. Das geht nicht allemal, und man erbittert. Jene fühlen die Ueberlegenheit, die Verachtung, und rächen sich; mit Gewalt, wenn sie können; wo nicht aber, durch Ränke, durch heimliche Bosheiten. Der Stärkere heget Haß; und gegen den schleichenden Feind Verachtung und Abscheu. Er wird ein Menschenfeind.

Durch

heit und unsers Glüks. Der Stamm ist gut, nur treibt er hin und wieder Schößlinge, die durch

Durch sein blosses Uebermaaß paßt er schon nicht in die Andern; so wenig als ein grosses Rad in ein kleines Werk; und das erzeugt manche Beschwerde, manches Misbehagen von beiden Seiten. Denn das Verhältniß, das Ebenmaaß fehlt allenthalben. Wenn derjenige, der die Andern übersieht, will ruhig und glüklich leben; so muß er in einem beständigen Kampfe mit sich selbst seyn; beständig seine Kräfte im Zügel halten; und darf ihnen ja nicht vollen Spielraum geben. Der Zustand ist beschwerlich, ängstlich.

Und was gehört nicht für eine Tugend dazu? Man lobpreiset den Reichen und den Grossen, wenn sie nur ungefehr rechtschaffen sind. On leur tient compte, sagt Rousseau, de n'être pas les derniers des hommes. Das hat die Schmeichelei, die Habsucht erdacht; es ist aber nicht ungegründet. Dem Reichen und dem Grossen ists viel schwerer, als dem Volke, rechtschaffen zu seyn. Und wenn sie nur ungefehr so gut sind, als der gemeine Mann; so sind sie schon tugendhaft, und verdienen Lob. Eben so ists mit der natürlichen Größe.

Die Mäßigung in dem Betragen ist nüzlich, sie gilt für eine Tugend. Zuweilen ist sie es auch, und zuweilen ist sie nur Schwäche. Wer sich rächen konnte, und vergibt, der ist tugendhaft; wer aus Leichtsinn die Rache vergißt, oder aus Furcht vor der Strafe unterläßt; der ist nur schwach, obgleich sein Betragen wie Tugend aussieht. (Siehe das Kapitel von den Trieben.)

durch berührende Gegenstände angestekt und vergiftet werden. Die übermäßige Kraft der Selbstliebe macht sie zu Eigennuz; und die blinde Wahl ihres Gegenstandes sezt sie zum Laster herab.

Die Sinnlichkeit kann keinesweges als ein Grundlaster angesehn werden; und ich unterstehe mich zu sagen, daß sie einen Theil unsers Glüks ausmachen soll. Sie ist ein Reiz zur Thätigkeit, zur Entwikkelung unsrer Kräfte; und daher ein sehr nüzlicher Trieb. Ja sie ist nothwendig; denn so wie die Sinne den Grund zum Verstande legen müssen; muß die Sinnlichkeit uns fühlen lehren, ehe wir edlerer Empfindungen fähig werden können. Wer die Sinnlichkeit an und für sich verdammt, der muß auch den Schöpfer tadeln, der mit dem nothwendigen Genuß seiner Geschenke, mit der Fortpflanzung des Menschengeschlechts, Vergnügen verbunden hat, und uns so viele vortrefliche Gaben für die Sinne schenkt.

Und was insonderheit die Sinnlichkeit in der Liebe betrift; so muß man bekennen, daß sie eine herrliche Einrichtung ist. Sie ist das Band

der

der Liebe zwischen den Geschlechtern, die Erhalterin des menschlichen Geschlechts und aller Arten von lebendigen Wesen. Wer würde ohne diesen Reiz die Beschwerden einer Familie übernehmen; welches Mädchen sich den Unannehmlichkeiten der Schwangerschaft, den Schmerzen der Geburt, der widrigen Last des Säugens und Kinderwartens unterziehn?

That es die Liebe, die auch den Tugendhaftesten besiegen und schuldig machen kann; so ist der Fehler gewiß die Folge einer vortreflichen Kraft. Denn die Liebe, die wahre Liebe ist der Beweis einer edlen Seele, und veredelt sie noch mehr. Sie kann Fehler erzeugen; ist aber ein sicheres Verwahrungsmittel wider Niederträchtigkeit und Zügellosigkeit. Sie beseligt den, den sie erfüllt; ist das innigste und edelste Menschengefühl. Eben deswegen ist sie der Schwärmerei und den Fehltritten so nah.

Und der Kindermord? — Gewiß sind nicht alle die, die deswegen unter des Nachrichters Händen sterben, die nichtswürdigsten. Das verworfene Geschöpf, das keine Schande mehr fühlt,

 findet

findet in seiner Frechheit eine Schuzwehr gegen die Schaam; oder in seiner schändlichen Ausschweifung ein Verwahrungsmittel wider die Folgen und Beweise ihres Lasters. Das bedauernswürdige Mädchen aber, das einmal, aus Liebe, oder aus Ueberraschung der Sinne, durch viele Verfolgungen, zu Falle gekommen ist, sieht nun die augenscheinlichsten Beweise ihres Fehltritts, die ihre Schwachheit eines Augenbliks der Welt verrathen; Angst und Schaam drükken es. Es versucht der allzuharten Strafe zu entgehn, dekt einen Fehler mit einem Verbrechen — und manche Nichtswürdige triumphirt, und spricht: „Nein, so etwas werd' ich nicht thun!„ Freilich nicht; du bist mit der Schande viel zu vertraut dazu. *)

Meine Absicht ist es gar nicht, der Unkeuschheit und ihren Folgen hiermit das Wort zu reden. Ich will nur zeigen, daß das Uebel eine Folge des Guten ist. Dieß, bitte ich den Leser, nie

*) Der einen Treflichkeit ist ihr Verderben worden.
Haller.
Ich glaube er spricht von den Engeln.

nie aus den Augen zu lassen. Ich kann diese Bitte nie oft genug wiederholen; denn ich fürchte die Beschuldigungen, und darf mich kaum mit der Hofnung schmeicheln, ihnen auszuweichen.

V. Kapitel.

Von den Uebeln in der Gesellschaft.

1. Artikel.

Von der Armuth.

Das Wort Armuth ist zweideutig; man nennt denjenigen arm, der nichts übrig hat; der nicht in gleichem Maaße mit Andern, die Annehmlichkeiten des Lebens genießen kann; oder auch den, der sein Brod durch seine Arbeit verdienen muß. Eben so nennt man den Dürftigen. Lezterer muß eigentlich elend oder dürftig heißen. Ich verstehe unter dem Armen nur ersteren.

Es fehlt also dem Armen nicht an der Erhaltung des Lebens und der Gesundheit; es gebt

 ihm

ihm nur ein gewisser Wohlstand ab. Hier ist zweierlei zu betrachten, der Mangel selbst, und das unangenehme Gefühl desselben.

Der Mangel entsteht aus der Begierde des Menschen, die alles an sich reißt, sobald sie nur die Kraft dazu hat. Man kann sie aber hierin nicht der Bosheit beschuldigen, denn der Mensch denkt dabei nur an seinen eignen Wohlstand, und nicht an die Dürftigkeit Andrer. Seine Absicht ist nicht, Andre des Nothdürftigen zu berauben; nicht ihnen zu schaden, sie zu betrüben, zu übervortheilen; nein, er ist nur auf eignen Besiz und Genuß bedacht. Der Beweis davon ist die allgemeine Mildthätigkeit, das Mitleiden, das man allenthalben wahrnimmt. Es ist also bloße Begierde. Die Begierde aber fließt aus dem Verlangen nach Glük, welches gut ist. Der Mangel des Einen entsteht aus eigner Trägheit, die wieder eine Art von Trieb nach Genuß, (der Ruh nemlich,) ist; aus Betriebsamkeit und Geschiklichkeit des Andern, der die Güter nach sich zu ziehn weiß; aus den Künsten und Wissenschaften, die die Kräfte und Erwerbmittel dem

in die Hände geben, der sich ihrer befleißiget. Lauter gute Quellen.

Wie wäre nun der Armuth abzuhelfen? Wir wollen sehn. Die Armuth besteht nicht in dem Mangel der eigentlichen Güter; denn wir haben deren immer in Ueberfluß. Korn, allerlei Nahrungsmittel liegen immer in großer Menge vorräthig; die Gewölbe der Kaufleute sind mit Zeugen und allerlei nüzlichen Waaren angefüllt. Eine Menge Arbeiter erzeugen immer in großem Ueberfluß alles, was zum Leben gehört; so daß man mehr um die Nuzzung der Güter, als um ihre Erzeugung, besorgt ist; und daß es alle demjenigen Dank wissen, der die Waaren abnehmen und verbrauchen will. Um die Vermehrung der Güter dürfen wir also nicht streben. Die Armuth besteht bloß in dem Mangel des Geldes; diesem muß man abhelfen, wenn man die Armuth verbannen will. Wie aber?

„Nichts leichteres, wird Mancher sagen. „Man vermehre nur das Geld, oder man vertheile es gleichmäßiger.„

Vortreflich! Wir wollen den Reichen den angenehmen Vorschlag thun, und — Maasregeln nehmen, sie zur Annehmung zu zwingen; denn sonst möchte daraus wol nichts werden.

Gesezt aber wir finden einen andern Lykurg, der ein Auge daran wagt, sein Leben opfert, die Vertheilung zu Stande bringt, und, um die Armuth zu vertreiben, alle Bürger zu Armen macht. Was wird man nun haben? wird diese Gleichheit dauern? „Sie dauerte ja in Sparta.„ Wohl wahr; aber durch welche Mittel?

Künste und Wissenschaften, Handel und Betriebsamkeit mußten weichen. Die Bürger trieben kein Gewerbe; der Exercierplaz, die Volksversammlungen, der Tisch und das Spiel erfüllten ihr ganzes Leben. Niemals waren sie zu Hause; selbst ihre Mahlzeiten geschahn öffentlich; es hätte keiner in seinem Hause, mit seinem Weibe speisen dürfen. Geld hatten sie sehr wenig, und es war nirgends, als in Lacedämon, gangbar. Die Eltern durften ihre Kinder nicht erziehn. Ihr Reichthum bestand in Akkerbau, die Sklaven besorgten denselben; die Kleidung ward

von

von den Weibern verfertigt, und diese waren in ihrem Hause gleichsam eingesperrt.

Nun, lieber Leser, willst du das? Willst du, wie die Lacedämonier, mit Käse und Brod, Brei und ein wenig Fleisch vorlieb nehmen; will deine Gattin den ganzen Tag allein, ohne dich, ohne Besuch, zu Hause bei der Arbeit bleiben? Willst du ohne Geld, ohne Mittel etwas zu erwerben, und ohne Mittel es zu brauchen, wenn du auch noch so viel hättest, leben? Bist du mit einer Hütte, und einem groben Kittel zufrieden? Willst du alle Tage exerziren? Wohlan, verschaffe uns nur Sklaven, und dann leg Hand ans Werk.

Ich glaube kaum, daß unsre Bettler mit dieser Einrichtung zufrieden wären. Unsre Armen, unsre Männer, unsre Frauen würden es gewiß nicht seyn; ein neuer Lykurg würde in den zwei ersten Tagen todtgeschlagen werden.

„Nein, so ist es nicht gemeint; es muß „übrigens alles so bleiben, wie es ist, die Ver„theilung ausgenommen.„ Ganz recht! und wie lange würde diese erwünschte Gleichheit dauern?

Man bedenke doch! der Eine hat zehn Kinder; ein Andrer keins: der Eine ist geschikt und arbeitsam; der Andre faul und dumm: der Eine ist sparsam; der Andre verschwenderisch, und der Dritte karg: — und diese Leute sollen alle gleich bleiben! Dazu müßte man alle Monate von neuem vertheilen.

Ich hätte noch manches über diese Gleichheit der Güter zu sagen; als z. B., daß sie viele nüzliche Einrichtungen verhindern, die Kräfte des Menschen sehr einschränken würden, u. dgl. m. Allein ich kann mich unmöglich bei jedem Stükke lange aufhalten; die zu große Menge der Sachen erlaubt mir nur, sie zu berühren.

„Nun so vermehre man das Geld!„ Das war der beste Vorschlag. Wir wollen uns um die Möglichkeit dieser Vermehrung eben nicht bekümmern; ob sie gleich schwer scheint; da es doch bei der täglichen Arbeit in allen Münzen, bei dem Kredit, bei den Wechseln und Noten und Aktien, die es vermehren; dennoch mangelt. Gesezt ein jeder würde, durch, ich weiß nicht, welches Wunder, auf einmal reich, und besäße —

wie-

wieviel will man? Tausende, Tonnen Goldes, Millionen? ein ganzes Haus voll Gold und Silber und Edelgesteinen, so wie in den Feenmährchen, oder in tausend und eine Nacht? Da habt ihrs. Allein — nur eine Kleinigkeit — fast gar nichts. — Saget mir doch — werden alle diese Kostbarkeiten ihren hohen Werth behalten, oder nicht? Was sehr gemein wird, pflegt von seinem Werth zu verlieren; die Seltenheit des Goldes und des Silbers macht seinen vertragmäßigen hohen Werth aus. In gleicher Menge würde das Eisen kostbarer, als Gold und Silber, seyn; weil es brauchbarer ist. Selbst das Korn, die nothwendigste Waare, steigt und fällt im Preise, je nachdem es häufig oder selten ist. Noch weit eher wird das Geld fallen, da es keinen innern Werth hat, und nur als Zeichen des wahren Reichthums gilt. Also wird entweder das Geld, durch die Menge, allen Werth verlieren; oder, wenn es durch seine Seltenheit einen Werth hat; wird es der Geschiktere, der Arbeitsamere, der Glüklichere an sich reissen, und es den Andern nehmen. Ich sehe da gar keine Mittelstraße.

Also

Also sind unsre Hofnungen, die Armuth zu verbannen, wol vergeblich.

Der Mangel an und für sich ist kein Uebel; weil es überhaupt kein Uebel ohne Gefühl gibt. Die Armuth ist nichts, wenn wir sie nicht erkennen, wenn wir nicht mit unserm Zustand unzufrieden sind. Es fehlt uns vieles; wir können z. B., ohnerachtet der schönen Erfindung des Luftballs, nicht durch die Lüfte fliegen; denn die Maschine ist noch zu unvollkommen; wir können nicht durch die Meere schwimmen, nicht Meilen weit sehn; wir halten alle diese Mängel für keine Uebel, weil es uns noch nicht eingefallen ist, diese Kräfte ernstlich zu wünschen, und über den Mangel derselben zu klagen; weil wir keinen Menschen sehn, der mit diesem Vermögen begabt ist.

Der Schmerz der Armuth entsteht also aus unsrer Vorstellung und unserm Gefühl; und dieses, aus dem Anschauen des Reichthums in den Händen Andrer.

Wenn wir keinen Reichen sähen, so würden wir unsre Armuth nicht fühlen, sie möchte übrigens

gens noch so drükkend seyn. Dieß muß ich durch Beispiele beweisen.

Alle rohen Völker, Neger, Indianer, Tartaren, Amerikaner, Grönländer und Lappen genießen beiweitem nicht so viel Gutes, als die Armen unter uns. Die einen nehmen mit einer Handvoll Reis für den ganzen Tag vorlieb; andre essen nichts anders, als thranigten Fisch ohne Zubereitung; alle wissen vom Brodte nichts. Ihre Kleidungen sind ein Fell oder Stükchen grobes Zeuges, und ihre Wohnungen, schmuzige Hütten, die wie Thierhölen aussehn, Zelter oder Lauben. Die mehresten haben gar kein Hausgeräth; und die reichsten nur einige Stükke, die sie mit vieler Mühe selbst machen. Betten, Stühle, Tische, Wohnungen mit Thüren und Fenstern, wo man trokken und sicher sizt; alles eiserne Geräth, geht ihnen ab. Wasser ist ihr einziges Getränk; und manchmal hungern sie, aus Mangel, zwei bis drei Tage. Wenn wir unter uns einen Menschen fänden, der etwa nur ein paar Kartoffeln auf einen oder zwei Tage hätte; ohne Stuhl, Bett und Stroh; ohne Hemd und Schuhe; in dem Winkel

eines

eines Stalles läge; — würden wir ihn nicht elend, äusserst elend nennen? Dennoch hätte er gerade so viel, als der Huron, der Neger und der Grönländer. Und diese befinden sich wohl, und sind zufrieden!

Armuth ist also nichts, wenn man sie nicht fühlt: und das Gefühl kommt nicht von der Armuth, sondern von dem Reichthum, der daneben liegt, und damit verglichenwird. Unsre Armen sind arm, bloß weil Reiche neben ihnen wohnen. Also entsteht diese Plage aus vortreflichen Quellen; aus dem Ueberfluß der Gaben Gottes, aus der Ergiebigkeit der menschlichen Kunst, aus dem Verstande, der solche kennt; und aus dem Gefühl des Guten, das darnach strebt. Das Vieh kennt die Armuth nicht; dumme, rohe Völker wissen nichts von dieser Plage. Unsre Leiden sind eine Folge, ein Beweis unsrer Größe.

Und — unsre Leiden sind von allen diesen herrlichen Quellen unzertrennlich. Denn gesezt auch, daß man, nach einem der Vorschläge, die wir vorhin gethan haben; die Armuth vertriebe; gesezt, daß Alle in reichlichem Maaße alle Gaben

des

des Schöpfers, alle Produkte der Kunst genössen; so wird doch immer einiger Unterschied in dem Maaße, in der Art sich einfinden. Dieser wird etwas mehr, etwas besseres, als jener, besizzen; und eben deswegen Misvergnügen in seinem Herzen, und den Wunsch nach diesem Mehreren und Besseren erregen. Und was ist Misvergnügen mit dem Seinigen, und Wunsch nach Mehrerem oder Besserem? — Armuth!

„Aber das Elend, der Mangel des Noth„dürftigen?„ Wenn ein wahrer Mangel da ist, wenn er öfter eintrift, wenn er schwerer drükt, als bei dem Grönländer, der des brüchigen Eises wegen nicht fischen kann; so entsteht er — aus der Volksmenge, aus der bürgerlichen Verfassung, aus der Vertheilung und Besizzung aller Güter, die nichts zu finden und zu nehmen frei läßt. Ohne dieß würde der Hungrige in Flüssen, auf Bäumen, oder in der Erde Nahrung finden. Jezt aber darf er sie da nicht suchen. Das Mitleiden seines Gleichen bleibt ihm aber offen, und selten versagt es gänzlich seine Wohlthaten.

Sehet, was ich von der Armuth gesagt habe.

2. Art.

2. Artikel.

Von der Tyrannei und Bedrükkung.

Tyrannei und Bedrükkung wüten in der Gesellschaft; nicht allein die Obrigkeit misbraucht die Gewalt, die man ihr anvertraut, und die Geduld des Volks; sondern jeder, der ein Amt verwaltet, es mag noch so unbedeutend seyn, drükt auf seiner Seite; der eine durch Stolz, der andre durch Erpressung, und mancher durch beide. Oefters drükt der Tyrann um so ärger, je kleiner er ist; denn es läßt sich mit wahren Großen gemeiniglich besser umgehn, als mit den Halb- und vermeinten Großen, mit denen Leuten, die von dem niedrigsten Pöbel nur durch ein kleines Aemtchen sich auszeichnen. Wenigstens ist der Druk dieser empfindlicher, aus zween Gründen; nemlich, weil er unerwartet kömmt, und seiner Niedrigkeit wegen desto widriger ist; und weil er nur auf wenige Punkte, und zwar unmittelbar, drükt. Wenn der Schulze im Dorfe tyrannisirt, so fühlt es der Bauer desto mehr, weil

weil jener ehedem sein Camarad war, und noch mit ihm auf die Schenke geht; und weil er die Quelle des Drukkes vor Augen hat.

Die Bedrükkung ist nicht ganz so unleidlich, wenn sie von höherem Orte kommt. Die Menschen scheinen der bürgerlichen Größe, so wie der Entfernung und dem Alterthume, unbestimmte Vorrechte eingeräumt zu haben. Der Gelehrte hat eine fast abergläubische Ehrfurcht für den Cicero, den Plato, den Aristoteles; und man erzählt uns von China, Wunderdinge; da doch gewiß die Chineser, gegen uns, ziemlich zurük sind. Eben so sieht das Volk mit tiefer Verehrung, und mit einer Art von Erstaunen auf die Großen und Fürsten. Daher fühlt es ihre Bedrükkung weniger, oder weiß darin das Recht von dem Unrecht nicht zu unterscheiden; weil es die wahren Verhältnisse nicht bestimmt einsieht. Der Landsknecht thut seinen Dienst, und schüzt die Befehle der Obrigkeit und die Gesezze vor. Man hat keinen gewissen Gegenstand vor Augen, auf den man seinen Haß werfen, gegen den man seinen Groll, seine Vorwürfe ausschütten kann: man schwebt zwischen dem Fürsten

 und

und den Ministern. Dieses mildert das Gefühl der Bedrükkung.

„Von diesen Bedrükkungen ist keine Gegend, „keine Regierungsform, kein Staat, er mag gros „oder klein seyn, frei. In Afrika drükken die klei„nen Negerkönige und ihre Günstlinge und Büh„lerinnen und Verwandte, das Volk: Sultan, „Bassa, und bis auf den Janitschar misbrauchen „ihr großes oder kleines Ansehn. Hier thun es „die Patrizier, und dort der Zollpächter und seine „Untergebene. Und selbst der Priester saugt, unter „dem Vorwande der Religion, und dem Schein der „Demuth und der Selbstverläugnung, das leicht„gläubige Volk aus. Ist das eine Geburt wohl„thätiger Kräfte?„

Es ist doch ohne Zweifel eine Wirkung des gesellschaftlichen Lebens; weil es nur in der Gesellschaft geschieht und geschehn kann. Gesellschaft aber ist gut. Dieses verdient etwas weiter auseinander gesezt zu werden.

Allein zu leben, auf einer wüsten Insel, wo man alles findet, was man bedarf, ist keine

Kunst.

Kunst. Da leidet man keine Einschränkung, keinen Widerspruch, als von der Natur, mit welcher zu haddern, es dem Einsamen nicht leicht einfallen wird.

In der Gesellschaft aber! o da ist es gar nicht leicht. Jeder Mensch hat seine Denkungsart, womit er gegen Alle anstößt. Er muß sich also zwischen die Andern durchschmiegen und drängen. Das kostet Müh. Wenn also jemand die Gelegenheit findet, sich aus dem Gedränge zu reissen, und alle die bei ihm herlaufenden zu bewegen, daß sie sich nach seinem Laufe richten, und ihm weichen; wie natürlich ist es, solche zu ergreifen! Sollte man denjenigen wol der Bosheit beschuldigen, der solches thäte? Es ist ja Verlangen nach Bequemlichkeit, Ruhe, Wohlseyn.

Stolz, Herrschsucht, Anmaßung über Glauben und Meinungen; Verlangen nach Schmeichelei und Nachgeben; ist nichts anders, als Begierde eine leichtere Bahn zu gehn, ohne gestoßen zu werden.

Durch Reichthum ist alles zu erhalten. Bedürfniß, Annehmlichkeit, Ehre.

Durch Macht und Ansehn kann man zu Reichthum gelangen.

Wie schwer muß es also seyn, Macht in Händen zu haben, und sie nicht zu misbrauchen; Schäzze zu verwalten, ohne die Gelegenheit zu seinem Vortheile zu ergreifen?

Es ist freilich schon schwer in der Gesellschaft, sich vom Laster ganz rein und unbeflekt zu erhalten. Aber gegen die Gefahr bei Würden und Reichthum ist das gar nichts. Begierden haben, und die Mittel besizzen, sie zu befriedigen — und sie unbefriedigt lassen! Wahrlich eine schwere Aufgabe! Die Kleinen schreien über die Großen, sie tadeln die Habsucht und den Stolz derselben; hierin haben sie Recht. Wenn sie sich aber selbst mit jenen vergleichen; wenn sie sich, wegen ihrer Rechtschaffenheit, über dieselben sezzen; wenn sie sich rühmen, daß sie in Jener Stelle besser seyn, und ihre Rechtschaffenheit behaupten würden; o da haben sie Unrecht, und sind wenigstens verwegen.

Noch einmal, ich will gar nicht sagen, daß dieß alles nicht übel, nicht schmerzhaft sey; noch weniger will ich es beschönigen und rechtfertigen. Ich untersuche nur die Quellen, und lasse übrigens jedes in seinem moralischen Werth oder Unwerth, wovon überhaupt hier die Rede gar nicht ist. Von Seiten der Moralität der Vergehen der Menschen, und der Schädlichkeit des Uebels, ist meine Theorie nicht angreifbar. Beides überlasse ich dem Urtheil und dem Gefühle eines Jeden. Die Schäzzung der Quellen ist mein Gegenstand.

3. Artikel.

Vom Kriege.

Der Krieg entsteht aus eben den Quellen, aus welchen die Tyrannei und Bedrükkung fließen. Habsucht, die aus dem Wunsche nach Genuß folgt; Ehrsucht, die eine Geburt des Gefühls von Ehre ist, erzeugen dieses Ungeheuer.

Alle Eroberer waren Männer von hohem Geiste und starker Seele. Großmuth, erhabene Gesinnungen, die eine schiefe Richtung bekommen

hatten; machten sie zu Geisseln des menschlichen Geschlechts. Die majestätische Eiche, wenn sie von dem Sturm aus ihrer geraden Richtung gerissen wird, droht den darunter weidenden Heerden den Untergang.

Alexander, Cäsar, Schwedens Karl hatten große Tugenden. Bei allen dreien war es Ehrbegierde, die sie zu Erobrern machte. Wäre diese Ehrbegierde bei der Erziehung, oder durch die Umstände, anders geleitet worden; so hätten sie die Freude der Menschen seyn können, da sie hingegen ihr Schrekken wurden. Welche Männer, wenn sie die Kräften ihrer großen Seele auf die wohlthätige Regierung ihrer Unterthanen verwandt hätten; ohne jene in Kriegesthaten zu misbrauchen, und diese zu ihrem eitlem Ruhme zu plagen.

„Aber diese vortreflichen Eigenschaften, die „durch Erziehung und Umstände so sehr schädlich „wurden, waren doch verdorben.„ Ja freilich; ich läugne das Verderben und das Uebel gar nicht; nur das wesentliche, ursprüngliche Verderben kann ich nicht zugeben. Ich behaupte nicht, daß es

kein

kein Uebel gebe; sondern, daß das Uebel aus dem Guten, durch Uebermaaß, durch unrechte Anwendung, durch Irrthum, entsteht. Wenn man zwanzig, jede an sich vortrefliche, Gerichte, in Eins zusammenschüttete; so würde man gewiß eine abgeschmakte und ekelhafte Speise daraus machen; deren Abgeschmaktheit, nicht in jedem Bestandtheile; sondern in der Mischung, bestünde. So ist es mit dem Uebel auch, es ist eine schädliche Mischung von vortreflichen Bestandtheilen.

VI. Kapitel.

Von den moralischen Fehlern der Kinder.

Diese Fehler sind Vergessenheit und Leichtsinn, Auffahren, Muthwille und Eigensinn. Diese halte ich für natürliche Grundfehler. Die andern, als Furchtsamkeit, Tükke, Bosheit, Widerspenstigkeit, Rache, Eitelkeit, Naseweisheit, Feindseligkeit, Neid; schreibe ich alle auf die Rechnung, nicht der Natur, sondern der Erzieher, der Wärterinnen, der Eltern. Sie lassen sich alle aus

 blinder

blinder Liebe Dieser zu den Kindern, eben so wie die Verfütterung und englische Krankheit, herleiten.

1. Artikel.

Von der Vergessenheit und dem Leichtsinne.

Der Leichtsinn ist eine Folge, und wenn ich so sagen darf, ein Zweig der Vergessenheit. Man nennt Leichtsinn, die anscheinende Unachtsamkeit, die alle Ermahnungen, Drohungen, Befehle, und widrige Erfahrungen in den Wind schlägt. Daß die Kinder dieses alles nicht verachten, sieht man in dem Augenblik, wo es geschieht. Sie fürchten sich vor Drohungen, sie empfinden, mehr als Erwachsene, das Gute und das Böse, *) sie lassen

*) Dieses bedarf einer Erklärung. Die Kinder sind, gegen Dinge, die sie angehen; weit empfindlicher, als die Erwachsenen. Etwas Naschwerk, ein Spielzeug, eine Kleinigkeit bringt sie vor Freuden außer sich. Der geringste Schmerz, die kleinste Widerwärtigkeit, ein Nadelstich, eine versagte Bitte, macht sie, auf einige Augenblikke, untröstbar. Das heißt aber nicht, daß sie für alles das, was Erwachsene erfreut und betrübt, Gefühl haben. Tausenderlei Dinge machen auf jene den

lassen sich durch Zureden gewinnen, durch Ermahnungen bewegen; und den Augenblik darauf ist alles in den Wind, weil sie alles vergessen haben. Leichtsinn ist also Vergessenheit.

Warum sind die Kinder so vergessen? Das ist ein großes Uebel, daraus entsteht manches Ungemach, manches Unheil; Kinder und Eltern leiden darunter; die Erziehung wird erschwert, der Unterricht langwierig; Sorgen, Kummer, Verdruß erfolgen. Ist dieß auch eine Wirkung nüzlicher Kräfte?

den tiefsten Eindruck, und rühren diese gar nicht. Die Kinder scheinen z. B. gegen die Unbehaglichkeit der Kälte, der Hize, des Regens, des Sturms, und überhaupt der Witterung, unempfindlich zu seyn. Man sieht die kleinen Buben halb nakt auf den Gassen laufen, und spielen und guter Dinge seyn; da uns Erwachsenen vor Frost die Zähne klappern. Was die moralischen Eindrükke anbetrift, so scheint es, einige seltene Fälle ausgenommen, daß die Kinder keine natürliche Empfänglichkeit dafür haben. Eifersucht, Ehre, Vorzüge, Eitelkeit kennen sie nicht. Wenn es ja Kinder gibt, die sich, in den ersten Jahren, dadurch bewegen lassen; und ich weiß, daß es deren genug gibt — so glaube ich, daß solche durch eine übelverstandene Erziehung verdorben sind. Nicht die Natur, sondern der Erzieher, hat diese Laster in ihre Seele gepflanzt.

Ja. Das Gedächtniß besteht in der Dauerhaftigkeit der Eindrükke. Die Dauerhaftigkeit kann aber nur in festen Theilen statt finden. Weiche Theile hingegen, die den Eindruk leicht annehmen; lassen ihn eben so leicht wieder verlöschen. Und das ist gerade der Fall der Kinder; jeder Eindruk ist bei ihnen stark, und eben so vergänglich; so daß man oft das wiederholen muß, was bleiben soll; bis die oftmalige Wiederkehr derselben Eindrükke, und die Länge der Zeit ihnen einige Festigkeit gegeben; und dann auch sind sie unauslöschlich. Deswegen vergißt der Mensch, auch in seinem grauen Alter, nicht, was er in seiner Jugend gefaßt hat; ob er gleich schon heute nicht mehr weiß, was gestern geschehn ist. *)

Noch

*) Man sagt, daß die Kinder ein gutes Gedächtniß haben, und führt zum Beweise an die Reihen von Wörtern, und von Jahrzahlen, die Sprachen und die Redensarten, die man sie lernen läßt. Man sezt noch hinzu, daß sie in der ersten Kindheit die Worte behalten, die man sie hören läßt, die moralischen Eindrükke, die sie empfangen; und vor allem die unschiklichen Ausdrükke, die Flüche und Schimpfreden, und die bösen Beispiele sehr gut behalten.

Die

Noch auf eine andre Art bewirkt die Zartheit der Theile den Leichtsinn. Jeder Eindruk ist stark, und löscht daher den vorhergehenden aus. Die

Die Redensarten, die Jahrzahlen, und alle das Zeug, wovon man den Kopf unsrer Buben in den Schulen vollpfropft, beweisen nicht viel; denn es ist kein Wunder, daß diese, bis auf das Examen, nothdürftig dasjenige behalten, was man durch hundert Repetitionen, und durch Hülfe der Verweise und des Stokkes, in ihr Gedächtniß gestopft hat. Das alles ist bald hin, wenn die Kinder die Schule verlassen haben, oder wenn der Lehrer zu neuen Gegenständen übergeht.

Die bösen Beispiele in Worten und Thaten, würden eben so geschwind aus dem Gedächtniß verschwinden, wenn nicht zweierlei Umstände solche darin erhielten. Es gibt Beispiele, deren Nachahmung einen Reiz für die Kinder hat. (Jedes Uebel hat einen Reiz, einen sichtbaren, in die Augen fallenden, nahen Reiz; sonst würde das Beispiel weder nachgeahmt, noch gegeben werden.) Einige machen ihre Lekkerhaftigkeit rege; andre lehren sie, wie sie zuweilen der verdrießlichen Wachsamkeit ihrer Eltern und Aufseher entrinnen können. Was Wunder, daß sich solche Lehren tief einprägen? Ist das ein großer Beweis von der Kraft des Gedächtnisses?

Zweitens werden diese Beispiele, wenigstens eben so oft, als die Lektionen in der Schule, wiederholt. Das Kind sieht und hört tausendmal dieselben Possen, dieselben Albernheiten und Ungezogenheiten; es muß sie ja wol endlich behalten.

Uebri-

Die Natur hat ihre Einrichtungen so getroffen, daß sie ihre Zwekke erreicht; und nicht auf alle unsre Einfälle gerechnet. Wir wollen die Kinder gelehrt machen, und früh bilden — Die Natur will den Menschen zu seiner Vollkommenheit erheben. Zu dieser Vollkommenheit gehört nun nicht ein Gedächtniß, das allerlei armselige Fezzen von Wissenschaften sorgfältig aufraft und treulich wie ein Schaz bewahrt. Zu der Vollkommenheit gehört die Entwikkelung der Kräfte, der Denkkraft und des Gefühls. Dazu ist Weichheit nöthig, damit diese Kräfte jedesmal durch tiefe Eindrükke gereizt werden. Daher vermuthlich der starke Hang an allerlei Kleinigkeiten — damit das Kind oft und stark ohne Kosten in Bewegung

gesezt

Uebrigens thun Eltern und Erzieher ihr möglichstes, solche Unschiklichkeiten ihren Kindern und Zöglingen recht tief einzuprägen. „Wie so?“ Durch ihre Lehren, durch ihre Verweise, durch ihre Ermahnungen. „Wie sollen sies aber anfangen? Was können sie thun?“ Nichts, gerade nichts; das ist das sicherste. Wenn euer Kind eine Grobheit nachspricht, laßt es; lachet nicht, scheltet nicht, verbietet und ermahnet nicht — ihr werdet sehn, daß es alles sehr bald vergessen wird. Das hab' ich aus vielfältiger Erfahrung.

gesezt werde. Wenn nun diese Einrichtung unsern Absichten, unserm gelehrten Unterricht und unsrer galanten Erziehung zuwider ist; was kann die Natur dafür? Sie will ihre Werke zur Vollkommenheit erheben — und wir, mit unsern kurzsichtigen Planen, wir wollen diese Werke verkleinern. Und dann nennen wir Fehler was uns im Wege steht.

Vergessenheit und Leichtsinn entstehn also aus der Weichheit der Organisation der Kinder. Wir haben aber gesehn, daß diese Weichheit eine vortrefliche Eigenschaft ihres Baues ist. (S. III. B. III. Th. I. Kap. 2. Art.)

2. Artikel.

Von dem Auffahren.

Das Auffahren, und die Heftigkeit der Kinder kömmt von der Stärke der Eindrükke, die jeder Gegenstand auf ihre weiche Konstitution macht. Die Neigungen und Abneigungen müssen immer mit dem Eindruk oder dem Gefühl, das die Din-

ge in uns erregen, in Verhältniß stehn. Der geringste Druk oder Stoß auf eine Wunde schmerzt heftiger, als ein starker Schlag auf gesunde Glieder. Also muß der Verwundete bei einem leichten Stoße heftiger auffahren, als der Gesunde bei einem harten Schlage. Der Kranke wird von einem leisen Geräusch beunruhigt, das der Gesunde nicht bemerkt; also muß er weit leichter zur Leidenschaft gereizt werden. Ueberhaupt kömmt es hier nicht so viel auf die Größe und Wichtigkeit der Ursachen, als auf die Festigkeit oder Weichheit des Gegenstandes an. Ein Zentner ist dem Manne nicht schwerer, als dem Kinde ein Pfund. Dieses fürchtet sich mit Recht vor dem Schooshündchen, mehr als jener vor dem Wolf. Da nun die Kinder sehr weich sind, müssen sie nothwendig sehr empfindsam seyn; und daher muß jede Kleinigkeit stark auf sie wirken, und sie zur Leidenschaft reizen. Ihr Auffahren ist also die Folge ihrer Weichheit, die vortreflich ist. (Siehe III. Th. I. Kap. Art. 2. Von der langen Dauer der Kindheit, und ihrer Schwäche.)

3. Artikel.

Vom Eigensinn.

Eigensinn heißt die Beharrlichkeit auf seinem Willen, ohne auf Recht und Unrecht zu sehn; und wenn es gegen rechtmäßige Vorgesezte geschieht, heißt es Widerspenstigkeit. Beide Fehler sind groß, und bei Kindern sehr unangenehm und schädlich, weil sie den Eltern und Erziehern viel zu schaffen machen, und die Erziehung erschweren und verhindern.

Sie sind aber keine absichtliche Bosheit; denn da die Kinder noch unwissend und unerfahren sind, wissen sie von dem Nuzzen und der Schädlichkeit ihrer Absichten und Handlungen nichts; und das Recht der Vorgesezten verstehn sie gar nicht. Also kann man nicht sagen, daß sie einen bösen Willen haben, Recht und Unrecht vernachlässigen, und einem rechtmäßigen Ansehn widerstehn. Das ist ihre Absicht nicht, also daß man ihre Beharrlichkeit, nur dem äußern Scheine nach, nicht aber im Grunde, Eigensinn

und Widerspenstigkeit nennen kann. Ich kann sie nicht Beharrlichkeit oder Festigkeit nennen; weil diese, Tugenden sind: ich kann sie aber auch nicht Eigensinn und Widerspenstigkeit schelten; weil sie nicht Bosheit, nicht Laster ist. Man müßte dafür einen andern Namen ersinnen.

Das Kind hat, so wie der Erwachsene einen Willen, und noch heftigere Leidenschaften, so daß es ihm noch schwerer, als diesem, wird, seinem Willen zu entsagen, um sich dem Willen eines Andern zu unterwerfen. Allein dieß ist nur Entschuldigung.

Der Mensch soll einen Willen haben, das macht ihn zum Menschen: er soll ihm folgen können; das ist seine Freiheit, und gründet seine Moralität; und wenn der Wille auf vernünftigen Gründen beruht, so heißt er Tugend. Ohne Eigenwillen ist die Tugend nichts, und der Mensch — ein Lastthier, das man lenken muß; eine Maschine in der Hand des Künstlers.

Es ist aber nicht genug, einen Willen zu haben, und sich nach vernünftigen Gründen zu bestimmen, wenn man tugendhaft seyn will. Der

Wille

Wille muß auch fest seyn; die lange Dauer der Ausführung, die Verzögerung ohne Nachlassen ausharren; den Schwierigkeiten, den Verführungen, den Abmahnungen widerstehn. Ohne diese Festigkeit, kann wol guter Wille, tugendhafter Entschluß; nicht aber Tugend, statt finden. Die Welt ist ganz voll von Menschen, die die Tugend lieben, die sie vom Grund der Seele gern ausüben möchten; die aber doch keinesweges tugendhaft sind. Was fehlt ihnen also noch zur Tugend? Nichts, als Beständigkeit, Festigkeit. Festigkeit ist also eine nothwendige Eigenschaft, der Grund der Tugend, eine vortrefliche Kraft, und, ich wage es zu sagen, die vortreflichste.

Sobald aber Festigkeit da ist, kann auch der Eigensinn leicht entstehn. Dieser ist nur ein höherer Grad, oder eine unrechte Anwendung der ersteren. Tugendhafte Festigkeit beruht auf dem Grund der Wahrheit des Rechts und Unrechts. Nun übereilt sich ja der Mensch wol einmal, er läßt sich durch Leidenschaft reizen, er vermag auch wol nicht, die Wahrheit zu sehn, und sie von dem falschen Scheine zu unterschei-

den; sogleich ist seine vortrefliche Festigkeit in Eigensinn verwandelt.

Diese Festigkeit entsteht entweder aus der Festigkeit des Körperbaues, oder aus Vernunftgründen, aus dem Gefühle und der Ueberzeugung ihrer Nothwendigkeit, ihrer Vortreflichkeit: und in beiden Fällen kann sie in Eigensinn übergehn. Das ist von der Festigkeit des Temperaments augenscheinlich, denn da sie sich nur auf die Organisation, und nicht auf Einsicht und Wahrheit, gründet; so ergreift sie jeden Gegenstand, Wahrheit und Irrthum, Recht und Unrecht. Die überdachte Festigkeit wird zur Gewohnheit; und die Gewohnheit wirkt, eben wie die Organisation, maschinenmäßig. Anfänglich gründete sie sich auf Ordnung und Gerechtigkeit, auf Einsicht und Ueberzeugung des Wahren und Guten — nach und nach aber wird sie zu einem Gefühl, zu einer unüberlegten Neigung; und aus diesem Grunde kann sie, so wie die Temperamentsfestigkeit, in Eigensinn und Halsstarrigkeit ausarten.

Ohne diese Gewohnheit aber, und ohne die Festigkeit der Konstitution gibt es keine Beständigkeit. Denn von dem Menschen verlangen, daß er gegen alle Versuchungen und Schwierigkeiten; ohnerachtet alles ermüdenden Aufschubs; aus bloßer Einsicht des Wahren und Guten, aus Liebe zur Ordnung und Wahrheit; zu jeder Zeit standhaft und unerschütterlich sey — das hieße wahrlich die Fordrungen übertreiben. Andern kann man wol so etwas auferlegen; man sich selbst wol eine so vortrefliche Eigenschaft wünschen; aber man wird sich schwerlich solchem Gesezze unterwerfen. Noch einmal — ohne körperliche Festigkeit, ohne Gewohnheit, ist keine Standhaftigkeit möglich — und ohne Standhaftigkeit gibt es keine Tugend — Mit der körperlichen Festigkeit aber, und mit der Gewohnheit, wird man dem Starrsinne unmöglich ganz ausweichen. *)

*) „Ueberhaupt haben die Engländer in ihrem Karakter „etwas festeres, mehr Ueberlegung und Starrsinn, als „einige andre Völker.

Soll-

Also ist der Eigensinn der Kinder; wenn man ihn durchaus so nennen will; die Irrung einer vortreflichen Anlage, die einstens in ihnen der Grund der Tugend seyn wird.

„Sollte es etwa aus diesem Grunde seyn, daß sie, „nach vielen Klagen über den Römischen Hof, das „schändliche Joch desselben ganz abgeworfen haben; in- „deß daß ein leichtsinnigeres Volk es immer noch trägt, „indem es darüber zu lachen, und mit seinen Fesseln „zu hüpfen affektirt?

„Die Lage ihres Landes, die ihnen aus der Schif- „fahrt ein Bedürfniß gemacht hat, ist die nicht etwa an „der grösseren Rauhigkeit ihrer Sitten Schuld?

„Hat diese Rauhigkeit der Sitten, die ihre Insel zu „dem Schauplazze so vieler blutigen Auftritte gemacht „hat; nicht vielleicht ein ansehnliches zu ihrer großmü- „thigen Freimüthigkeit beigetragen?

„Ist es nicht diese Mischung von entgegengesezten „Kräften, (warum entgegengesezte? Ist es nicht so, als wenn man sagte, daß die Härte des Steins, wodurch dieser zum Pflaster auf den Straßen tüchtig wird, und die Härte desselben Steins, wodurch er mich verlezt — entgegengesezte Eigenschaften wären.) „welche so „viel Königsblut, auf dem Wahlplaz und auf der Richt- „stätte, vergossen hat, ohne jemals den Gebrauch des „Giftes, bei ihren häufigen bürgerlichen Unruhen, zu „verstatten? da indessen in andern Gegenden, unter der „priesterlichen Oberherrschaft, Gift die gangbaresten „Waffen hergibt.“ (Questions sur l'Encyclopedie. Art. Gouvernement.)

Widerspenstigkeit und Widersezlichkeit folgt aus dem Eigensinne, und kann leicht eine Folge der Festigkeit werden. Es ist aber bei Kindern vielleicht immer die Schuld des Erziehers, wenn dieses geschieht. Denn das festeste Kind hat immer zu seinem Erzieher Liebe, Zutrauen, Ehrfurcht, wenn dieser nur nicht so sehr ungeschikt ist, daß er sie verscheucht. Mit diesen Gefühlen ist das Kind sehr geneigt nachzugeben, zu folgen, und selbst Verhaftungsbefehle zu verlangen. Wenigstens liegt es jedesmal an dem Erzieher, wenn die Widerspenstigkeit mit Troz verbunden ist.

Eine Hauptursach des Eigensinnes der Kinder, ist die Bestimmtheit ihrer Begriffe.

Kinder können unsre unbestimmten Begriffe nicht fassen. Reichthum ist ihnen ein gewisses bestimmtes Maaß. Einen Prinzen können sie sich nicht als den Untergebenen eines gemeinen Edelmannes, z. B. in Kriegsdiensten, denken.

Ganz natürlich. Wir bekommen unsre Begriffe durch die Sinne; und die Sinne zeigen uns nur immer bestimmte Gegenstände. Lange, lange muß man nachdenken, und viele Dinge

gesehn haben, um zu begreifen, daß eine Hauptidee eine Menge individueller Verschiedenheiten in sich fassen kann, und wirklich in sich faßt. Die Grundverhältnisse in der Gesellschaft schlingen sich so mannigfaltig durcheinander, daß es unmöglich ist, deutlich getrennte Eintheilungen zu machen. Also hat das Kind nichts, wobei es eine solche Idee festhalten kann. Was muß daraus entstehen?

Es hat sich durch die ersten Eindrükke eine Idee gebildet: man trägt ihm diese Idee unter einem andern Gesichtspunkte vor; es erkennt sie nicht mehr, und vermöge der natürlichen Neigung zur Wahrheit, kann es sie nur, als eine falsche Idee, verwerfen. Es ist ihm unmöglich, ein bestimmtes Bild fahren zu lassen, um nach einem hüpfenden verworrenen Dampfschatten zu greifen. Es widerspricht, und man rechnet es ihm zur Naseweisheit, zum Eigensinn an. Sein Eigensinn ist nichts, als Liebe zum Lichte und zur Wahrheit.

Der Widerspruch findet bei wenigen Kindern statt —; aus dem Grunde, weil sie auf

ihre

ihre eignen Kräfte (die sie nicht kennen; da solche noch ohne Uebung und unentwikkelt sind,) gar kein Vertrauen; und auf ihre Eltern und Erzieher das größte Vertrauen sezzen. Wenn man aber sie auf ihre eigne Kräfte zurük weiset; wenn man sie früh aufwekt, diese Kräfte; wenn man, mit einem Wort, mit ihnen zu früh Vernunft pflegen will; — alsdann erwacht das Gefühl ihrer eignen Kräfte; die man mit den Kräften der Erwachsenen in eine Linie gestellt hat; der Dünkel kömmt dazu, und sie werden Naseweise.

Es kann nicht anders seyn; sie denken eben so gut urtheilen zu können, als die Erwachsenen; — weil man es ihnen eingebildet hat. Ihre Begriffe sind aber theils eingeschränkter, theils ganz anders beschaffen, als die Begriffe der Erwachsenen — unter andern sind sie immer an gewissen Bildern und Originalen geheftet. Also können ihre Urtheile mit den Urtheilen ihrer Erzieher unmöglich übereinstimmen — sie sezzen daher ihre Raisonnements den Raisonnements Lezterer entgegen; sie können nicht überführt wer-

werden; weil sie nicht verstehn; und folglich bestehen sie auf ihrer Meinung.

Dieses gilt ebenfalls von den moralischen Urtheilen, vom Thun und Lassen, und zwar noch in einem höheren Grade. — Denn hier kommt nun noch die Begierde, die Lust, die Beschwerlichkeit, die Leidenschaft hinzu; denn man befiehlt ihnen, was ihnen unangenehm ist, und verbietet, was sie gern thun möchten; sonst wäre beides, Befehl und Verbot, überflüßig. Zu den Irrungen der Unwissenheit gesellen sich noch die Sophismen der Lust.

Man sehe auch, wie die Kleinen sich von dem Zwange loszuraisonniren wissen; wie sie jeden Schluß drehen, und der Ueberzeugung ausweichen. Will man mit Ernst von ihnen Gehorsam erhalten; so ist man gezwungen, nach vielem vergeblichen Raisonniren, mit Machtsprüchen zu entscheiden, und mit Drohungen und Zwang den Gehorsam zu erpressen. Eine herrliche Methode!

Daß diese Naseweisheit der Erziehung nachtheilig ist, darf ich nicht erst sagen. Die Folgerung

gerung daraus — Raisonnire mit deinen Kindern nicht zu früh.

So sehr schädlich aber dieser Starrsinn und diese Naseweisheit seyn mögen; so kann man sie doch für keine Bosheit, für kein wesentliches Uebel ansehn; sie ist nichts, als die Verdrehung nüzlicher Kräfte — der Einsicht, der Liebe zur Wahrheit, des Zutrauens zu sich selbst. Und was den moralischen Theil derselben angeht, so kommt zu jenen an sich guten, aber verschrobenen Neigungen noch die Behaglichkeit hinzu.

4. Artikel.

Vom Muthwillen.

Man nennt Muthwillen ein unruhiges Wesen, das an kleinen Nekkereien Gefallen findet. Er artet in Schadenfreude aus, wenn er zur Fertigkeit wird, und ist sehr schädlich. Er entsteht aber aus einer sehr guten Quelle.

Nemlich aus der grossen Wirksamkeit der Kräfte, die in den gewöhnlichen nüzlichen Ge-

schäften keine hinlängliche Nahrung und Beschäftigung finden. Man wird bemerken, daß der Muthwillige immer, entweder einen fähigen Kopf, oder einen starken Körper hat; niemals wird es ein kränkliches, schwaches, stumpfes Kind seyn. Derjenige, der früh zu schwerer Arbeit, die seine Kräfte erschöpft, angehalten wird; äussert keinen Muthwillen; sondern derjenige nur treibt solchen Unfug, der Muße und Kräfte übrig hat, der nur leichte Arbeit verrichtet. In der Freude nur, wo alle Kräfte in vollem Gange sind, wird man muthwillig; niemals aber in der ermattenden Traurigkeit, niemals im erschlaffenden Mismuthe.

Der Akkermann und der Handwerker, welche ein ermüdendes Gewerbe treiben, sezzen sich nach der Arbeit auf die Ofenbank — ihre Kräfte sind erschöpft, sie fordern keine Nahrung, keine Uebung. Wir aber, die wir die körperlichen Kräfte wenig anstrengen; wir suchen in der Bewegung, in einem Spaziergange, in einer Reise, in allerlei und manchmal schwerer Handarbeit unsre Erholung; weil wir Kräfte übrig haben.

Wir

Wir würden vielleicht eben so, wie die Kinder, Muthwillen treiben, wenn wir nur ein wenig mehr Kraft und Geschiklichkeit hätten; wenn wir froher in unserm Gemüthe wären; wenn uns die Begriffe von Anständigkeit, wenn die die Furcht vor dem Tadel uns nicht zurükhielten. Man sieht auch, daß muntre Männer manchmal noch an den Muthwillen gränzen.

Also ist der Muthwille ein Uebermaaß von Kraft, das Erzeugniß einer vortreflichen Ursach.

Der Muthwille wird, wie schon gesagt, immer nur bei freudigem Gemüthe getrieben; also ist er nicht boshaft; denn jede feindselige Empfindung hat etwas finsteres und trauriges.

Wir haben alle, jung und alt, einen entschiedenen Geschmak zu ausserordentlichen Scenen. Jeder läuft herbei zu einer Feuersbrunst, wann Pferde den Koller kriegen, wann Thiere sich losreissen, Menschen sich zanken, Thiere in Gefecht gerathen. Wer das gleich für Bosheit erklärt, scheint mir strenger in der Moral, als in der Logik zu seyn; denn sobald Rettung und Hülfe möglich sind, ist ein jeder dazu bereit.

und

und zerstört dadurch das Schauspiel und sein eignes Vergnügen. Jedermann thut also eine Wohlthat auf Kosten seines eignen Vergnügens. Bosheit würde das gewiß nicht thun. Also bleibt immer Liebe, Mitleiden die Hauptempfindung, die selbst über unsre Lust herrscht.

Worin besteht aber diese Lust, die wir an schädlichen Scenen finden? In der Neubegierde unsrerseits; und in dem ungewöhnlichen von Seiten des Gegenstandes. Jeder rettet, wenn ein Haus brennt; wenn aber ein großer Haufen von Stoppeln auf dem Felde verbrannt würde; würden die Leute herbeilaufen, und mit Vergnügen zusehn.

Aus diesem Grunde läuft der Pöbel, und mancher, der zum Pöbel nicht gerechnet werden will, herbei, wenn ein Verbrecher hingerichtet wird. Es ist nicht Bosheit; denn, wenn ja in dem Kreise Schlägerei entstünde, und der eine Theil würde zu schwach befunden, so würde jeder bereit seyn, der Gewalt Einhalt zu thun;

thun; wenn der Leidende nicht etwa, durch ein ungebührliches Betragen, die Leute beleidigt hätte; und doch ist die Gefahr lange nicht so groß, als die des Delinquenten. Wer eine kleine Noth nicht gleichgültig ansehn kann, findet der an einer größern, aus Schadenfreude, Vergnügen? Das wäre ein Widerspruch; keiner von den Zuschauern möchte den Delinquenten ums Leben bringen, nicht einmal mishandeln. Alle würden sich freuen, wenn man dem Verurtheilten seine Begnadigung ankündigte. Jeder würde ihn den Händen des Nachrichters entreissen, wenn nicht die starke Wache den Pöbel in Ordnung hielte. Ein allgemeines Murren und Schreien erhebt sich gegen den Ungeschikten, der aus Unvorsichtigkeit dem Sterbenden mehr Leiden zufügt, als er von Pflicht wegen zu thun verpflichtet ist. Da aber der Verurtheilte doch einmal sterben muß; so genießt man des ungewöhnlichen Schauspiels. Also weidet derjenige seine Augen mit dem prächtigen Blik der auflodernden Flamme; der zur Hülfe herbeigeeilt

war, aber vor der Menge nicht dazu kommen kann, die Feuersbrunst zu löschen. *)

Ich

*) Lukrez sagt:

Suave est mari magno turbantibus aequora ventis
E terrâ magnum alterius spectare laborem;
Non quia vexari quemquam est jucunda voluptas;
Sed quibus ipse malis careas, quia cernere suave est;
Suave etiam belli certamina magna tueri
Per campos instructa tuâ sine parte pericli.

„Es ist ein Vergnügen, von dem Ufer ein Schiff zu „sehn, das vom Sturme geworfen, in grosser Gefahr „schwebt; nicht als ob das Unglük Andrer uns erfreu„te, sondern weil wir durch dessen Anblik unsre Sicher„heit recht schäzzen und fühlen lernen. Aus eben dem „Grunde sehen wir grossen Schlachten von ferne, mit „Vergnügen, zu, wenn wir ausser aller Gefahr sind.„

Hier folgt eine Stelle aus den Questions sur l'Encyclopédie, Art. Curiosité; die Voltaire, bei Gelegenheit dieser Verse aus dem Lukrez, geschrieben hat.

„Ich bitte um Vergebung, Lukrez; ich glaube du irrest. Meines Erachtens thut es die blosse Neugier, „daß man nach dem Ufer zuläuft, um ein Schif zu sehn, „dem der Sturm den Untergang droht. Mir selbst ist es „geschehen, und ich kann versichern, daß mein mit „Aengstlichkeit vermischtes Vergnügen gar nicht aus „Nachdenken entstand. Es kam keinesweges aus einer „Vergleichung her, die ich zwischen meiner eignen Si„cherheit, und der Gefahr dieser Elenden angestellt hät„te. Es war weiter nichts, als Neugier und Mit„leid.

„Bei

Ich glaube, daß diese Neubegierde manchen muthwilligen Streich erzeugt hat. Mancher thut Schaden, um der Neuheit des Schauspiels willen. So stekt Nero das prächtige Rom in Brand. Und die Neubegierde, wovon diese Neigung ein Auswuchs ist, ist doch wol an und für sich eine vortrefliche Neigung. Ist denn das Feuer nicht eine herrliche Gabe Gottes, ob es uns gleich viele Schmerzen und Wunden macht,

„Bei der Schlacht zu Fontenoi kletterten die kleinen „Buben und Mädchen auf die Bäume, um Menschen „tödten zu sehn.

„Die Damen in Lüttich liessen sich Stühle auf den „Wall bringen, um des Anbliks der Schlacht bei Rocou „zu geniessen.

„Aus meiner und aller Gaffer meiner Brüder Erfah„rung, bin ich überzeugt, daß man aus blosser Neugier „zu einem Schauspiele hinzuläuft, von welcher Art es „sey.

„Das dünkt mich desto wahrer, da jedes Schauspiel, „es mag auch noch so vortreflich seyn, endlich doch er„müdet. Das Publikum geht nicht häufig zum Tartüffe, „dem Meisterstükke aller Meisterstükke des Moliere. Wes„wegen? weil es dieses Stük sehr oft gesehn hat, und „auswendig weiß.

„Perrin Dandin *) hat leider Recht, da er der schö„nen Isabelle den Vorschlag thut, einmal zuzusehn, wie „man einen Inquisiten foltert: Das ist immer ein Zeit„ver-

macht, und unsre Wohnungen und Güter verzehrt? Und das Feuer, das schadet, und das Feuer, das dient, sind doch nur ein und dasselbe Feuer.

Alle

„vertreib auf ein paar Stunden, sagt er. Wenn dieses „Vorspiel der Todesmarter, das öfters grausamer als „der Tod selbst ist, öffentlich zur Schau gegeben würde; „so würde ganz Toulouse herzugelaufen seyn, um den „abscheulichen Quaalen zuzusehn, die der verehrungswürdige Calas zweimal erlitten hat.

„Wenn aber diese Kannibalentragödien, wenn diese „Schauspiele, die den Affen zuweilen von Tygern gegeben werden, als etwa die Bluthochzeit, und die Nachahmung derselben im kleinen; sich alle Tage erneuerten; „so würde man ein solches Land bald verlassen, und mit „Abscheu fliehen.

„Wenn kleine Kinder einen Vogel pflükken; so geschieht es blos aus Neubegierde; so wie wenn die kleinen „Mädchen ihren Puppen das Zeug abreissen. Diese „Leidenschaft ist es, die so viele Menschen zu den Hinrichtungen führt!“

Lukrez und Voltaire sind hierinnen meiner Meinung, daß diese Begierde nach schreklichen Schauspielen, nicht aus Bosheit entsteht; und lezterer erklärt diesen Trieb aus eben dem Grunde, als ich. Es ist mir lieb, diese Stellen nachher gefunden zu haben. Ich bin eben derjenige nicht, der Stimmen zählt, oder Schriftstellen als Beweise anführt; ich will nur zeigen, daß ich nichts unerhörtes sage.

*) Ein verrükter Richter in den Klägern von Racine.

Alle Anlagen der Jugend, die sich einst in dem Mann zu Tugenden entwikkeln werden; haben in ihrem Ursprunge die Gestalt der Fehler; weil sie vorizt noch unreif sind; und unreife Früchte können den Saft und das Ansehn nicht haben, das sie erst durch die Reif erlangen müssen. Jedes Werk der Natur und der Kunst, so vollkommen, so schön es auch seyn mag, ist vor seiner Vollendung wenig schön, wenig angenehm: es ist noch immer roh und hart. Ein ungeschliffener Diamant hat keinen Glanz; er sieht beinah wie ein schlechter Kiesel aus.

Eine zwote Ursach, warum die besten Anlagen der Kinder eine unangenehme Gestalt haben, und wie Fehler und Laster aussehen; ist, daß die Verhältnisse, in welchen sie stehen, sehr von denen abweichen, in welchen sie sich einst als Männer befinden werden.

Es ist gewiß, daß die Kinder Eigenschaften haben müssen, die in ihre dermaligen Verhältnisse passen; und die haben sie auch. Vor allen Dingen aber sind ihnen die Anlagen nötig, woraus einst männliche Eigenschaften und Tu-

genden erwachsen werden; weil die Mannheit nun einmal ihre Bestimmung, ihr wahres Leben ist; und die Kindheit nur als ein vorübergehender Vorbereitungszustand angesehn werden kann. Was nun aber in einer Lage gut ist, kann nicht in einer ganz entgegengesezten Lage auch gut seyn. Ein Mann, der plözlich in die Verhältnisse der Kindheit versezt würde, müßte nothwendig ein schlechtes Kind abgeben; und zwar ein desto schlechteres, je vortreflicher seine männlichen Eigenschaften wären.

Die mehresten Klagen unwissender Erzieher fallen gerade auf die besten Anlagen, weil solche ihnen die meiste Arbeit machen. Sie wissen nur schlaffe Kinder zu regieren; weil solche leicht zu regieren sind; und diese nennen sie gute, fromme, folgsame, gehorsame Kinder. Jene, die Muth und Feuer haben, können sie nicht bändigen, und geben sie für Bösewichter aus. Solchen Lehrern sind sie freilich eine harte Prüfung. Nun arbeiten diese mit aller Gewalt an der Bezähmung derselben, und wenden alle Mittel, schikliche und unschikliche, an. Wie viele

Gei-

Geisteskräfte mögen nicht, seitdem Schulen sind, unter dem Namen der Zucht und der Besserung erstikt worden seyn?

Ein Kind, das einst ein Mann von lebhaftem Verstande seyn wird, ist jezt wild, unachtsam. Der künftige Denker reift in der Stille; man hält ihn für blöde, dumm, eigensinnig; Gradsinn erscheint unter der Gestalt der Leichtgläubigkeit; Festigkeit heißt Eigensinn, u. s. w.

Man hat nichts dringenderes, als recht artige, fromme, vollkommne Kinder zu ziehn. Man bietet alle Kräfte auf, man läßt sichs recht sauer werden, und macht es den Kleinen herzlich sauer. Und wer nur dieß thut, kann mäßig heißen. Die Eifrigeren wollen gar Männer in kindischer Gestalt haben. Und weil das nun eben nicht schwer ist, und man damit recht glänzen kann; so gibts der Eifrer viele. Beide Arten von Erziehern gleichen Gärtnern, deren einer seinen ganzen Garten zum Treibhause machen würde, um recht früh Früchte zu haben; der aber zur rechten Zeit nichts, als welke Gewächse hät-

te. Dieß war das Bild der lezteren Erzieher; hier ist das Bild der ersteren. Ein Gärtner hat mit vielen Kosten Spargel gepflanzt; um aber einigen Nuzzen aus seinen Beeten zu ziehn, unterdessen daß der Spargel wächst, säet er darauf einige Kräuter; damit aber seine Kräuter recht hübsch wachsen, reißt er seine Spargelpflanzen nach einander aus. Ist das nicht ein vortreflicher Gartenbau! Hat man mich verstanden? — Wohlan ich will mich deutlicher erklären. Man will vollkommene Kinder bilden. Die Keime der einstigen männlichen Vollkommenheiten verhindern die kindische Vollkommenheit; man erstikt jene Keime, um ein vollkommenes Kind zu haben; und man bekommt für seine Bemühung, weiter nichts, als ein Kind in jedem Alter.

Ich kann dieses Kapitel, von den Fehlern der Kindheit, nicht besser, als durch folgende Bemerkungen, beschließen.

Daß Kinder einen gewissen Gradsinn, eine Art von Rechtschaffenheit von Natur haben; ist, deucht mich, ganz unleugbar.

Wenn meine Kinder in jedem Alter, vom vierten bis ins zwölfte Jahr, sich etwas ausbitten; und einer von den Eltern gewährt ihnen ihre Bitte, ohne daß es der andre weiß; so nehmen sie es von diesem lezten nicht noch einmal, ob er es ihnen gleich anbietet: Ich habe es schon bekommen, sagen sie. Das ist mir fünfzigmal wiederfahren, und bei allerlei Gegenständen; hauptsächlich bei Näschereien; was wohl zu bemerken ist, weil Genäschigkeit das Hauptinteresse, die Lieblingsleidenschaft der Kinder ist; und doch vermag diese nicht, ihre Rechtschaffenheit zu bestechen.

Aber was wird man zu folgender Bemerkung sagen? Gestern (es war am 14ten Julius 1784.) hatte mein jüngster Sohn einige Mandeln. Er ist genäschig, und aß sie mit dem größten Appetite. Ernst wird der Mama auch eine geben, sagte ich. Unterdessen hatte die Mutter schon ins Papier gegriffen, und eine genommen; das Kind hatte es gesehn, denn es hielt sein Papier mit den Mandeln in der Hand. Nun glaubte ich, daß es abgethan seyn würde.

Doch nein; das Kind grif zu, und gab seiner Mutter eine.

Es hatte nicht zum Ueberfluß; denn sein ganzer Vorrath mochte etwa ein Halbduzzend betragen.

Das Kind ist jezt zwei und ein Viertel Jahr alt.

Man wird vielleicht denken, daß ich grossen Fleiß auf seine Bildung verwandt habe — Gar keinen, als meinen gewöhnlichen negativen Fleiß; nemlich, soviel als möglich das Kind vor Verderben zu hüten. Es kann noch nicht sprechen; kaum daß es Papa sagt; Mama artikulirt es noch nicht recht.

In dieser That ist mehr als Rechtschaffenheit. Das Kind wollte eine Mandel geben; und gibt sie, obgleich die Mutter schon nach dem Versprechen die Mandel genommen hatte. Gewiß hat das Wort geben, wenn ich so sagen darf, verführt. Die erstere hatte es nicht gegeben. Wie genau bindet sich der Kleine an sein Wort — Er hatte bei meiner Frage das Ja genikt — Wie leicht wäre es gewesen, sich

von seinem Versprechen, und mit Recht, loszusagen — denn es war erfüllt!

Ist solche Bemerkung nicht ein Beweis der Gradheit und Rechtschaffenheit? Sieht man daraus nicht, daß der Mensch wesentlich gut ist; und daß seine Fehler und Vergehen nichts anders, als das Uebermaaß oder die unrechte Anwendung seiner wohlthätigen Kräfte sind.

VII. Kapitel.

Schluß dieses Buchs.

1. Artikel.

Uebersicht des Buches.

Ich habei n diesem Buch zu bewe isen gesucht daß alle unsre Leiden die Wirkung, nicht eines, bösartigen Prinzipiums, sondern der nüzlichen Kräfte in der Natur und in dem Menschen sind.

Dieses zu beweisen bin ich folgenden Weg gegangen.

Erstens habe ich die Unzulänglichkeit der gangbaren Lehren vom Ursprunge des Uebels untersucht; und, wie mich deucht, hinlänglich dargethan.

Hernach bin ich durch einige Bemerkungen auf die Vermuthung gekommen, daß das Uebel

a) aus dem Mangel des Guten entspringt, und dieses habe ich negatives Uebel genannt;

b) aus dem Uebermaaß, oder der unrechten Anwendung des Guten fließt;

c) mit dem Guten, d. h. mit dem Maaße der Kräfte fortwachsen kann.

Auf die Wahrheit oder Unrichtigkeit meiner Vermuthung zu kommen, habe ich

Drittens die bekanntesten Kräfte in der Natur und in dem Menschen betrachtet; und habe meine Vermuthung gegründet befunden.

Zur Bestätigung meines Sazzes, und um ihn so allgemein zu machen, als es mir möglich war, habe ich

Vier=

Viertens die merkwürdigsten Uebel, und die allgemeinsten Klagen betrachtet, ihre Quellen untersucht, und meine Vermuthungen bestätigt gesehn.

So daß ich mich nunmehr für berechtigt halte, anzunehmen,

a) daß das Uebel aus keiner bösen Quelle fließt; sondern

b) daß es eine Wirkung der heilsamen Kräfte ist, und zwar

c) der Irrung und des Uebermaaßes derselben; so daß

d) diejenige Kraft, die am wirksamsten ist, Gutes zu erzeugen, auch das mehreste Uebel erzeugen kann; und daraus folgt, daß zwischen der Möglichkeit des Guten und des Bösen immer ein gerades oder direktes Verhältniß statt haben muß. Das heißt, je mehr Gutes geschehn kann, desto mehr kann auch Schaden geschehen; oder, je mehr die Kräfte Wirksamkeit

zum Guten haben, desto mehr haben sie auch zum Uebel.

Ist nun aber diese Lehre erwiesen? Sind meine Sätze richtig, und — allgemein?

Ich habe nicht alle, nicht den kleinsten Theil von den Kräften in der Natur; von den Uebeln, worüber man klagt, untersucht, noch untersuchen können. Das kann kein Mensch; nicht die vereinigte Menschheit; und vielleicht nur Gott allein.

Wie hab' ich mir aber erlauben können, allgemeine Sätze aus meiner mangelhaften Untersuchung zu ziehn?

Aus eben dem Grunde, aus welchem man den Saz zur Allgemeinheit erhoben hat: Alle Menschen müssen sterben. Auch dieser Saz beruht, wie alle unsre Gemeinsäzze, bloß auf einer incompletten Induktion. Wir haben ja nicht alle Menschen sterben sehn; sie sind nicht alle gestorben: niemals werden sie alle gestorben seyn. Wir schliessen die Allgemeinheit dieses Sazzes aus seiner Gemeinheit. Ich schliesse eben so: Alle Uebel, die ich kenne, entstehn

aus

aus Kräften, die an sich wohlthätig sind; daher schließe ich vermuthlich, wahrscheinlich, daß es mit allen so ist.

Es ist wahr, daß die Analogie und die Gründe a priori, die aus der sichtbaren Schwäche und Hinfälligkeit derer, die noch nicht gestorben sind; diese unvollkommene Induktion unterstüzzen, und die Allgemeinheit des Sazzes: Alle Menschen müssen sterben; sattsam erweisen. Beide Beweismittel aber, Analogie und Gründe a priori, bestätigen meinen Saz: Alles Uebel ist eine Folge des Guten; eben so wol, als jenen. Die Analogie zwischen den verschiedenen Uebeln ist so groß, als zwischen den Menschen.

Die Gründe a priori sind ganz für mich. Gott ist gütig; seine Werke beweisen es. Er hat das Uebel, als Uebel, nicht wollen können. Seine Allwissenheit, seine Macht lassen es nicht zu, daß man einen bösen Dämon glaube, der das gute Werk des Schöpfers verdorben hätte. Woher sollten also die wesentlich bösen Grundkräfte in der Welt herkommen?

Freilich gibt es Uebel in der Welt, die aus Kräften entstehn, deren Wohlthätigkeit nicht in die Augen fällt; und die wir wol gar überall nicht kennen.

Allein wer wills wagen zu behaupten, daß die Ursachen dieser Uebel, nicht an sich wohlthätig; sondern von Natur bösartig sind? Noch täglich macht man in der Natur neue Entdekkungen; täglich lernt man den Nuzzen von Dingen kennen, die man sonst für bloße Uebel hielt. Sollte es nicht mit allen Dingen also seyn? sollte vielleicht die Bösartigkeit, wo wir welche sehn, nicht bloß in unsrer Unwissenheit stekken?

Es ist immer sehr gewagt und unbesonnen, der Natur unsre Unwissenheit zum Vorwurf zu machen. Den Nuzzen aller Dinge zu kennen, die Ordnung der Natur richterisch zu tadeln; müßte man alle Dinge, und alle ihre Verhältnisse kennen; d. h. man müßte allwissend — Gott seyn. Wir kleben und nagen noch immer an einem kleinen Flekke der Schalen; das Innre, der Zusammenhang sind uns ganz verborgene Dinge.

Dinge. Wer weiß, ob das, was wir für ein beklagenswerthes Uebel halten; nicht vielleicht eine der vortreflichsten Einrichtungen des Schöpfers ist?

Ich habe bei solchen Zweifeln immer zwei Entscheidungs- oder wenigstens Trostgründe.

Der erste ist: Gott hat es so eingerichtet. Aus anderweitigen unzweifelhaften Gründen, bin ich überzeugt, daß er gütig und weise ist; was für Nuzzen hätte er von der Bosheit? Die Erfahrung bestätigt die Vermuthungen der Vernunft. Man mag sagen, was man will; es ist in der Welt tausendmal mehr Gutes, als Uebel. Das Uebel, so weit wir die Natur und den Ursprung desselben kennen, ist eine zufällige Wirkung des Guten; das Gute aber ist wesentliche Grundeinrichtung; es ist nicht Irrung, wie das Uebel, sonder Absicht. Das ist offenbar. Es ist unleugbar daß die Krankheiten eine Folge der vortreflichen Konstitution unsers Körpers; der unendlich zusammengesezten Organisation desselben; unsrer Kräfte und unsers Reichthums sind. Unmöglich kann

man

man sich einen organischen, lebendigen Körper, ohne die Möglichkeit, daß seine Theile zuweilen in Unordnung gerathen, denken; und man sieht nicht ein, wie dieses Uebel weggeschaft werden könnte. Man kann sich aber sehr leicht tausenderlei Gutes wegdenken, was da ist. Der Mensch könnte, ohne Geschmak; wenigstens doch ohne den feinen Geschmak, der ihm so viel Vergnügen gewährt; ganz füglich leben. Leben doch viele Thiere, von denen wir offenbar sehen, daß sie wenig Geschmak haben müssen. Können wir uns nicht eine Welt, ohne Nachtigall, ohne Blumen, ohne Wein, und mehrere dergleichen angenehme Dinge, vorstellen? Können wir uns wenigstens nicht den Menschen denken, ohne Organe, ohne Gefühl für alles Vergnügen? Wir haben ja Beispiele von Leuten, die kein Gehör für die Musik, keine Empfindung für die Schönheit der Blumen, keinen Geruch für Wohlgerüche haben. Wir sehen also, daß nur so viel Uebel in der Welt ist, als nothwendig, als durchaus unvermeidlich ist. — Das sehen wir an allem, was wir einigermaßen kennen.

Also

Also hat Gott das Gute aus freiem Willen, und das Uebel nur nothgedrungen erschaffen. Also ist Er gütig — also ist alles, was er geschaffen hat, gut, oder nothwendige Folge des Guten: also ist alles in der Welt gut, oder eine unvermeidliche Folge des Guten; denn Gott hat alles gemacht. Wenn nun manches in der Welt mir unerklärbar vorkommt: so gebe ich, nicht Gotte, nicht der Schöpfung; sondern meiner Unwissenheit Schuld, und sage zu mir selbst, nicht: Dieses ist Uebel; sondern ich spreche: Ich sehe es nur nicht ein.

Mein zweiter Beruhigungsgrund ist: Alles, was ich deutlich und im Zusammenhang kenne; ist, ohnerachtet des ersten widrigen Anbliks, gut. Also kann ich mit Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß auch dasjenige, was ich nur halb, nur oberflächlich einsehe, gut ist, ob es gleich nicht so scheint.

Wenn man in einer Gallerie ein grosses Gemälde, etwa ein jüngstes Gericht vom Raphael, so bedekte, daß der Zuschauer nur hin und wieder, unter den Zipfeln und durch die Risse in

der

der Dekke, bald eine ganze Figur, bald nur ein Glied, einen Kopf, einen Arm, zu sehen bekäme; gesezt, daß einige Figuren, die man ganz sähe, vortreflich wären, daß man aber in den Stükken von Figuren, die aus den Löchern des Tuches hervorstechen, einige Verdrehung, eine unnatürliche Stellung, übermäßige Größe oder Kleinheit wahrzunehmen glaubte: wer würde wol so unbesonnen seyn, diese Figuren, nach den abgerissenen Stükken, und wol gar das ganze Gemälde zu tadeln? Dieses Vorwizzes würde sich gewiß jeder Andere, als der leichtsinnige Gek, schämen. Sehn wir aber von dem Weltall mehr? und — beurtheilen wir es mit der Bescheidenheit?

2. Artikel.

Ein Einwurf.

Wenn eine jede Kraft nach Maaßgabe ihrer Wirksamkeit, bei Gelegenheit so viel Böses, als Gutes, thun kann; so muß viel mehr Böses, als Gutes, in der Welt geschehn; weil es viel öfter Gelegenheit zu schaden, als zu nuzzen gibt.

Denn

Denn es ist gemeiniglich nur eine einzige Art, Gutes zu thun; nemlich die Wirkung der Kraft gerade auf die Natur des Gegenstandes, und auf seine Bestimmung anzupassen, und darnach abzumessen. Diese Anpassung erfordert Kenntniß, Wahl, Klugheit.

Zur Erzeugung und Erhaltung des Guten müssen immer mehrere Kräfte auf verschiedene Arten zusammenwirken; manches Hinderniß muß weggeschaft, manche zerstörende Kraft gehemmt werden.

Jede Wirkung hingegen irgend einer Kraft, die ihrem Gegenstande und dessen Bestimmung nicht genau angemessen ist; ist Uebel.

Schaden zu wirken, ist eine jede Kraft allein, und ohne Führung, zureichend.

Will man fahren, so muß ein verständiger Mann die Pferde führen. Leute umrennen, den Wagen zertrümmern, das können die Pferde ganz allein.

3. Artikel.

Es ist leichter, Böses als Gutes zu thun.

Um ein Haus zu erhalten, muß ich alle die Handwerke verstehn, oder die Handwerker brauchen, die zu seiner Erbauung nötig waren. Es besteht nie von selbst; es gehört Kunst dazu, den Schaden, den die Zeit thut, zu ersezzen.

Es ist nicht genug, daß ich auf den guten Zustand eines Theiles, der Balken etwa, oder der Schwelle oder der Mauern, oder des Daches, sehe; sondern ich muß auf alle diese Theile zusammen, und alle übrige, ein wachsames Auge haben, ohne einen zu vergessen; sonst reißt das Verderben durch diese einzige übersehene Lükke ein.

Beständig muß ich, mit angestrengter Sorgfalt und Wachsamkeit, die zerstörenden Kräfte abwenden; und zwar nicht eine nur, als etwa das Feuer, oder den Regen, oder den Sturm, oder die Unreinlichkeit; sondern Feuer, Regen,

Sturm,

Sturm, Unreinlichkeit, Schwamm, Ueberschwemmung, unbedachte Angriffe der Kinder, Muthwillen Andrer, mit einem Wort, alle zusammengenommen, und beständig und unaufhörlich. Erst wann ich das Alles werde gethan haben, alsdann erst werde ich mein Haus erhalten.

Zum Verderben aber! — o da darf ich nur — die Hände in den Schooß legen, nichts thun, das Verderben kommt von selbst; die Zeit bringt es. Ist mir aber diese zu träge, so darf ich nur die Augen wegwenden; das Gesinde wird durch Unreinigkeit und Verwahrlosung genug verderben; die Kinder werden im Spiele die Wände durchboren, muthwillige Knaben die Fenster zerschmeißen. Dazu brauche ich keine geschikte Hand herbei zu rufen. Ein Loch im Dache wird zureichen; jeder Bube kann mehr schaden, als vier geschikte Bauleute ersezzen. Und — nur eine, oder ein Paar Aexte, oder Feuer; so liegt in der Geschwindigkeit das Gebäude über den Haufen.

Zur Fortdauer unsrer Gesundheit müssen mäßige und gesunde Nahrung, reine Luft, hin-

 läng-

längliche Uebung der Kräfte, Schuz vor schädlicher Witterung, ohne Aengstlichkeit, Frölichkeit, oder wenigstens Ruhe der Seele, zusammen treffen. Und jedes von diesen Erfordernissen bedarf noch der Uebereinstimmung mehrerer Dinge. Allein, die Gesundheit zu zerrütten, bedarf es nur eines Stoßes, einer heftigen Wallung des Blutes, einer ungesunden Speise, einer Ueberfüllung, nur eines kleinen Knochens, einer Nadel, die man unvorsichtiger Weise mit hineinschlukt, eines Bissen Brods, das im Halse stekken bleibt, nur eines Windstoßes, eines kühlen Trunkes.

Unser Leib besteht aus einer in der That unzählbaren Menge von Gefäßen und Röhren und Theilen aller Art. Eine Menge von flüssigen Theilen durchströmen ohn Aufhören die festen Theile des Körpers, woraus unser Leib zusammengesezt ist. Diese Theile alle müssen in gutem Stande seyn; alle Röhren müssen gehörig offen stehn; alle Flüssigkeiten frei fließen; alle weder zu dik noch zu dünn seyn; wenn

der

der Mensch gesund seyn soll. Nur eine darf zerrüttet werden, das Blut, der Nervensaft dürfen nur in einem Gefäße stokken; so entsteht Krankheit. Krankheit kann also millionenmal leichter, als Gesundheit, bewirkt werden: denn die Gesundheit ist eine untheilbare Einheit, nemlich der gute Zustand aller Theile, die das Ganze ausmachen. Der Krankheiten hingegen gibt es so viele, als der Theile im Leibe, und der Mittel und Wege, sie zu beschädigen. Es ist wahrlich ein Wunder, ein göttliches Wunder, daß der Mensch nicht beständig krank ist! Und doch ist Gesundheit sein gewöhnlicher Zustand, und Krankheit nur eine seltene Ausnahme!

Der Mensch wird durch die Gesellschaft so gepreßt, gedrängt, gereizt; leidet in allen seinen Gefühlen einen beständigen Widerspruch, daß er zum Schaden viel mehr Reizungen, als zum Guten hat. Man sehe, was ich in dem Abschnitte von der Gesellschaft hierüber gesagt habe.

Es wäre also wol nicht zu viel gesagt, wenn ich behauptete, daß zum Uebel zehnmal mehr Gelegenheit, als zum Guten, ist. Und es ist wol nicht anders möglich.

4. Artikel.

Es geschieht mehr Gutes als Böses.

Und dennoch geschieht unzählig mehr Gutes, als Böses. Unter zehntausend Gebäuden wird jährlich eins von den Flammen verzehrt; obgleich in allen diesen täglich und stündlich Feuer angezündet wird, und alle Sommer der Bliz vom Himmel mehr als einmal dazwischen niederfährt. An unsern Häusern und Thürmen ist viel Eisenwerk, das den Bliz eigentlich dahin bestimmen sollte; und doch schlägt dieser öfter vorbei, als er sie trift. Selten einmal wird unsre Gesundheit zerrüttet, und die Krankheit ist wirklich nur eine Ausnahme, zumal wenn der Mensch solche nicht, durch Thorheit, Ausschweifung oder Aengstlichkeit,

herbei ruft. Es geschehn gewiß mehr Dienstleistungen, Gefälligkeiten, selbst mit eigner Beschwerde, mit Unkosten und Gefahr; als Beleidigungen und Uebervortheilungen. Wer hat je den Vorübergehenden angegriffen, gemishandelt? Wer hat ihm hingegen nicht Gefälligkeiten erzeigt; den Weg gewiesen; auf seine Fragen geantwortet; eine hülfreiche Hand in seiner Verlegenheit geboten? Und in großer Noth? Da eilt alles herbei, und geht in die Gefahr, um den Leidenden zu retten. Sollte nicht zehnmal mehr Gutes als Uebel in der Welt seyn?

5. Artikel.

Folgerungen aus dem Vorigen.

Es ist zum Uebel zehnmal mehr Gelegenheit, und doch geschieht zehnmal mehr Gutes; also geschieht, in Verhältniß mit der Gelegenheit, wenigstens hundertmal mehr Gutes, als Böses.

Wie wäre es also möglich, daß alle Kräfte in der Natur und in dem Menschen, nach Maaße ihrer Wirksamkeit, Böses sowol als Gutes bewirken können?

Es sey mir erlaubt, ehe ich diesen Einwurf beantworte, den Nuzzen daraus zu ziehn, der zur Bestätigung meiner Theorie daraus folgt.

1) Daß die wohlthätigen Kräfte schaden können, und wirklich schaden, sehn wir aus allen uns deutlich bekannten Begebenheiten. Das ist unstreitig.

2) Daß alle wohlthätigen Kräfte bei Gelegenheit wirklich schaden müssen, läßt sich, ohne Erfahrung, schon aus den deutlichsten Begriffen behaupten.

3) Daß die Gelegenheit zum Bösen weit häufiger, als zum Guten ist, ist eben so klar.

Was läßt sich nun aus diesen Beobachtungen für ein Schluß, auf die Menge des Uebels in der

Welt,

Welt, in Vergleichung mit dem Guten, ziehn? Sollte man nicht glauben, daß alles in Elend versunken ist, daß alles unter der Last der Leiden schmachtet und seufzet? Nicht wahr, man möchte die Welt *) für ein Jammerthal halten, wo selten einmal eine Lindrung des Schmerzens zu finden ist?

Nun denke man sich noch bösartige Kräfte hinzu, die, ohne Gutes zu thun, nur und immer für das Uebel wirksam sind! — Wer kann sich den Jammer vorstellen?

Und — nun sehe man um sich! Nichts von dem allen; der Mensch ist mehrentheils heiter und froh, und nur hin und wieder misvergnügt. Ueberall Fülle, **) Segen des Schöpfers, überall munteres Gewimmel.

*) Ich sage mit Fleiß, die Welt; und nicht, die Erde. Denn ich halte meine Säzze für ganz allgemein; und ich bin vollkommen überzeugt, des Ansehns Leibnitzens ohnerachtet, daß es in dem ganzen Weltall eben so, wie auf unsrer Erde, ist; doch mit Beobachtung der Verhältnisse.

**) Siehe die Kapitel von der Armuth.

Also muß wol etwas Irriges in irgend einer von den vorigen Behauptungen seyn. In welcher aber?

Die drei ersten sind bestätiget; und mit diesen haben wir schon weit mehr Uebel, als wirklich da ist. Ich wage es also daraus zu schließen, daß die leztere Meinung, von bösartigen Kräften in der Natur und im Menschen, ganz falsch ist.

Nun komme ich auf die Beantwortung des Einwurfes, und die Berichtigung der vorigen Beobachtungen.

6. Artikel.

Beantwortung des Einwurfes.

Hier ist der Einwurf (Art. 2.) Wenn jede Kraft für das Böse eben sowol, als für das Gute, nach Maaßgabe der Gelegenheit, wirksam ist; wenn das Uebel leichter bewirkt werden kann, als das Gute; und wenn die Gelegenheit zum Bösen häufiger,

als zum Guten, vorkömmt: so muß mehr Böses, als Gutes, in der Welt seyn. Nun aber ist unvergleichlich mehr Gutes, als Böses. Also muß in der Hypothese: Daß die Kräfte in der Natur alle zum Uebel eben sowol, als zum Guten, wirksam sind, etwas falsches seyn.

Jene Säzze, nemlich, daß jede Kraft, nach ihrer Wirksamkeit, Böses sowol als Gutes bewirken kann; und, daß es weit leichter ist, Böses, als Gutes, zu thun; sind, meines Erachtens, richtig. Eben so gewiß ist es, daß viel mehr Gutes, als Böses, in der Welt ist.

Daraus fließt eine allgemeine Vermuthung von der vortreflichen Einrichtung der Welt, die das so leichte Uebel hindern, und das schwere Gute mächtig befördern muß. Davon will ich hier einige Proben vorlegen.

Daß das Uebel leichter zu bewirken, und häufiger als das Gute möglich sey, ist richtig. Möglichkeit aber und leichte Erzeugung reicht

noch

noch nicht zum wirklichen Daseyn zu. Es muß noch erstlich eine wirkende Kraft darauf gerichtet, und die Hindernisse dieser Kraft weggeräumt werden.

Nun sind, in der Natur und in dem Menschen, die Kräfte mehrentheils

—

a) auf gewisse angemessene Gegenstände gerichtet, so daß sie nur zufällig auf die daneben stehenden, unrechten Gegenstände sich verirren.

b) Sie sind durch andre ihnen entgegengesezte Kräfte gemäßigt und beschränkt, daß sie nur selten das nüzliche Maaß überschreiten.

Diese Bestimmungen und Einschränkungen geschehn, theils durch die Natur, und theils durch den Menschen.

Dem Feuer widerstehn alle unbrennbare Körper; Erd und Wasser erstikken es; der Saft in den Bäumen schüzt die Wälder, bei der brennenden Sonnenhizze, vor Entzündung und Feuersbrunst.

brunst. Berge und Wälder hemmen den Wind, und brechen seinen Ungestüm. Die Ungleichheit des Erdbodens schränkt den Lauf des Wassers ein; verhindert, beschränkt, hemmt die Ueberschwemmungen. Faulende Dünste werden durch den Wind vertrieben, durch balsamische Düfte gemildert; zahlreiche Arten von Thieren verzehren die Leichname und Aeser, die solche ausdünsten; diese werden wieder durch andre Thiere, durch den Menschen, in den gehörigen Schranken erhalten.

Nun wünschte ich einen Theil der Geheimnisse in dem Bau unsers Körpers aufdekken zu können, um zu zeigen, wie da allerlei Vorkehrungen getroffen sind, dem Mangel, dem Ueberfluß, den Irrungen abzuhelfen; das Gleichgewicht zu erhalten und zu ersezzen; die Reibungen, die Erschöpfung zu verhüten; alles Schädliche wegzuschaffen; allen Schaden zu verbessern! Es gehört aber dazu mehr Kenntniß von unserm Bau, als sich hier anbringen liesse, und — als ich besizze.

Dem Menschen, als dem mächtigsten Geschöpfe, als dem, der durch seine Fähigkeiten am meisten verderben und verheeren kann, sind von der Natur und von ihm selbst, die meisten und mächtigsten Schranken gesezt worden.

Seine verheerende Begierde beschränkt sich selbst, indem sie ihn in die Nothwendigkeit sezt, für die Erhaltung und Vermehrung vieler Geschöpfe zu sorgen. Seine Lekkerhaftigkeit ist nach dem Fleische der Thiere lüstern; um sie zu haben, muß er ihrer pflegen, sie schüzzen, für ihre Nahrung sorgen; und Vorrath für sie, auf den Winter, sammeln; da sie sonst großentheils umkommen müßten. Er muß sie vor den reissenden Thieren schüzzen, und sie vermehren. Er will reichen Vorrath, große Mannigfaltigkeit haben; dieß bewegt ihn, durch Kunst die Erde fruchtbarer zu machen; ihre Erzeugnisse zu vermehren; die Früchte zu veredeln; und selbst Morästen und Sandwüsten, wo die Natur allein nichts hervorzubringen vermag, reiche und herrliche Produkte abzuzwingen. Diese Erzeugnisse seiner Arbeit und

Kunst

Kunst genießt er aber nicht allein; Gewürme, Insekten, Vögel, vierfüßige Thiere nehmen daran Theil; und finden durch den Menschen, ihren Feind, eine reichlichere, angenehmere Nahrung; folglich vermehren sie sich stärker, und genießen mehr, ohnerachtet der menschlichen Nachstellungen, als sie, ohne unsre Begierde, thun würden. Ihre Vermehrung bereichert wieder andre Arten, die von ihnen leben. So wird selbst die verheerende Kraft des Menschen, zu einer reichen Quelle des Lebens und des Genusses für die Geschöpfe, die seine Begierde braucht, oder zu vertilgen sucht. Andre Thiere hegt und schont er, um eines andern Genusses willen; die Nachtigall, den Canarienvogel füttert er, weil ihr Gesang sein Ohr kizzelt; den Pfau herbergt er in seinem Hause, weil das prächtige Gefieder dieses Vogels ihn in Verwundrung sezt; er hält Pferde aus Eitelkeit, oder aus Bedürfniß; fremde, seltene Thiere, aus Neubegierde.

Alle diese Schranken hat die Natur keinem Thier gesezt. Der Habicht wird weder durch den

Gesang

Gesang der Nachtigall, noch durch das bunte Gefieder der Taube gerührt; der Tiger schont keines Lammes, um der Wolle willen, und keines Pferdes, wegen seiner Dienste. Es war nicht nötig; denn was kann der Tiger viel schaden; wie viele Tauben kann der Habicht verzehren? Sie selbst müssen sich verbergen, und dürfen mehrentheils nur bei Nacht ihren Raub stehlen. Der Mensch aber stiehlt nicht heimlich; er nimmt alles weg am hellen Tage. Sehet, wie viel er verzehrt; und wenn er vertilgen will, wie er vertilgt! Wo sind alle die Wölfe und Bären geblieben, die vor Zeiten unser Deutschland überschwemmt, und noch jezt unsre Nachbaren beunruhigen? Gesezt der Mensch hätte nur zum Zeitvertreib, oder um seine Felder vor Nachstellungen zu hüten, allen Thieren solchen blutigen Krieg angekündiget; was wäre da für eine Verheerung entstanden! Was können Löwen und Tiger, in der Vergleichung mit ihm, thun? *)

Aus

*) Supposé même, que le plus fort règne sur le plus foible, et que l'homme soit le tyran de l'univers; *la nature matte ce tyran.* Lui seul connoit et sent les besoins des

Aus der Selbstliebe und Eigensucht selbst, die alle Kräfte und Triebe des Menschen in der Gesellschaft, wie ein gährender Sauerteig, verdirbt, hat der Schöpfer ein kräftiges Gegengift, nemlich das Mitleid, zu ziehen gewußt, das der Eigensucht widersteht, und jederzeit mit derselben zunimmt. Denn es ist merkwürdig, daß das Mitleid sehr mäßig ist, wo das Gefühl stumpf ist,

und

des autres créatures. Le milan fondant sur le pigeon, frappé de la varieté de son plumage, l'épargnera-t-il? le faucon écoutera-t-il le chant du rossignol? le geai admire-t-il les ailes dorées des insectes? L'homme seul s'intéresse pour tout. Il fait jouir les oiseaux des bois, les bêtes des pâturages, et les poissons des rivières. Il prend soins des uns par intérêt; son plaisir l'excite à en soigner un plus grand nombre d'autres; et un plus grand nombre encore est soigné par sa vanité. Tous subsistent par les soins d'un maitre vain, et jouissent de l'étendue de bonheur, qui nait de son luxe, (*et de toutes les autres passions.*) C'est lui qui préserve contre la famine et contre les bêtes sauvages la vie de ce qu'une faim savante convoite. Il regale les animaux qu'il déstine à son regal; tant qu'ils éxistent, il les rend heureux. Ces animaux prévoyant aussi peu le coup fatal, y étant aussi peu sensibles, qu'un homme prévoit ou résent le coup de la foudre; ils ont joui de la vie avant que de mourir.

Pope, Essai sur l'homme, Epitre III.

und mithin die Eigensucht wenig Kraft hat; sie wird aber immer da desto stärker, wo feineres Gefühl den Menschen reizbarer, zorniger, begieriger macht; wo Aufklärung die Begierden ausdehnt, die Kräfte des Menschen vergrößert, und ihm mehr Mittel zu schaden in die Hand gibt.

Welche Weisheit hat alle diese Kräfte und Gegenkräfte, gegen einander abgewogen?

Und nun alle Vorsicht, wodurch der Mensch den Kräften der Natur, und seinen eignen, Schranken sezt! Die Künste, und die Gesezze — Erstere sind den Kräften der Thiere und der Elemente, mächtiger Zügel; und die leztern, ihm selbst. Seine Weichlichkeit, seine Furcht, seine Vorsicht sind ihm Reize, alle seine Kräfte zur Verhütung des Schadens anzustrengen. Und je listiger der Mensch zum Schaden wird, desto klüger wird er, den Schaden einzusehn, ihm vorzubeugen oder abzuhelfen.

Unsern Leiden hat die Natur zwo kräftige Erleichterungen entgegengesezt; nemlich die Hofnung und den Leichtsinn. Erstere tröstet uns dadurch, daß sie uns eine glüklichere Zukunft vorspiegelt; der andre macht uns unsre Leiden vergessen. Die Thiere kennen die Hofnung nicht; sie bedürfen derselben nicht, weil sie viel weniger, als die Menschen, leiden.

Man wird vermuthlich einsehn, warum nicht jede Kraft allen Schaden thut, der an sich möglich ist.

7. Artikel.

Von dem Nuzzen dieser Lehre.

Was haben wir dabei gewonnen? Aus wohlthätigen oder aus bösartigen Kräften; das Uebel ist immer da; keins wird dadurch gehoben.

Gehoben ist keins, das ist wahr. Ich dächte doch aber, daß es für unsre Ruh und Zufrieden-

heit nicht ganz unnüz wäre. Wir lernen aus unsern Untersuchungen:

1) Daß nichts an sich Schädliches in der Welt, sondern daß das Uebel nur eine zufällige Wirkung des Guten ist.

2) Daß also die Absicht des Schöpfers Wohl und Glük der Geschöpfe ist. Sein Zwek ist Güte; das Uebel ist Nebensache.

3) Daß wir also die wahrscheinliche Hofnung haben können, daß jederzeit und überhaupt genommen das Gute überwiegen muß, und das Uebel zulezt vielleicht ganz ausgerottet werden möchte. *)

4)

*) Ich hab' es schon zu verstehn gegeben, und werd' es noch ausdrüklich behaupten; ich glaube, daß das Uebel bedingt nothwendig ist; d. h. es kann nicht ausbleiben, bis daß der Mensch seine eigne Kräfte, und die Kräfte der Natur so zu mäßigen und zu lenken weiß, daß er jedes Uebel abwendet. Allein diese Behauptung nimmt mir die Hofnung, die ich hier äußre, nicht, das Uebel einstens vielleicht gänzlich aufgehoben zu sehn; denn ich hoffe,

4) Daß wir also nicht fürchten dürfen,

a) Weder, daß wir vom Schöpfer verlassen, oder gar gehaßt werden;

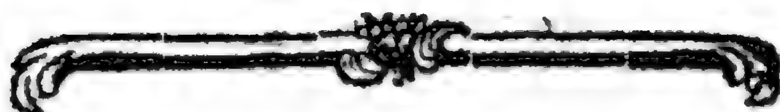
b) Noch, daß wir einem mächtigen bösen Feinde übergeben sind.

Dieses alles kann uns keineswegs gleichgültig seyn. Das habe ich in dem Eingange schon bemerkt.

„Das ist etwas; wir möchten aber vom „Uebel ganz frei seyn; das wäre weit besser. O „ja, wenigstens dem Scheine nach. Wir wollen „also diesen Wunsch betrachten, und die Ursa„chen, warum er uns nicht gewährt wird. Das „ist der Gegenstand des folgenden Buchs."

hoffe, daß die Menschheit noch sehr an Weisheit und Vorsicht zunehmen wird. Ich habe dieses angemerkt, um den etwanigen Anschuldigungen des Widerspruchs vorzubeugen.

Ende des ersten Bandes.



Register.

Register.

II.

Register.

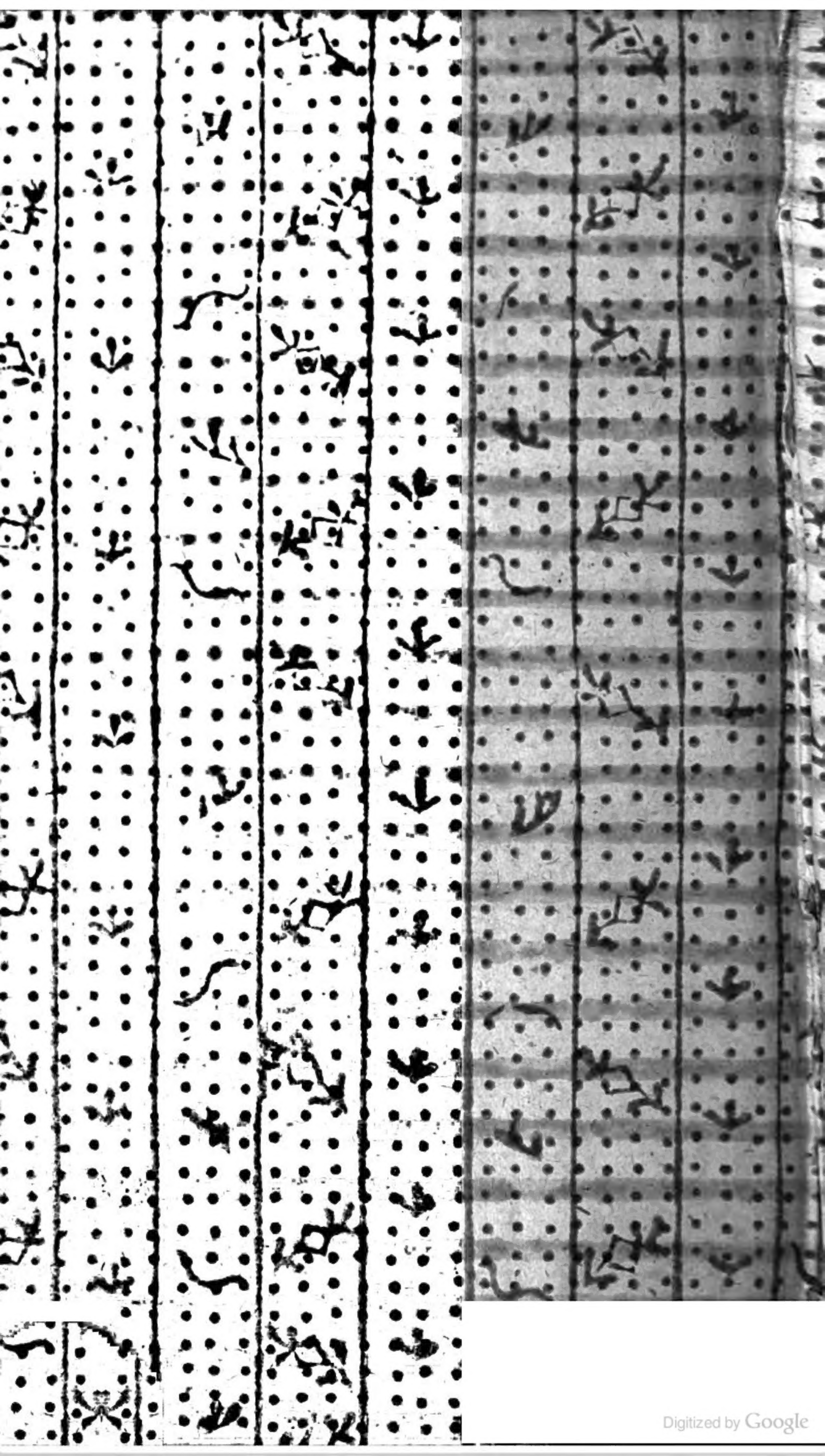
Register.

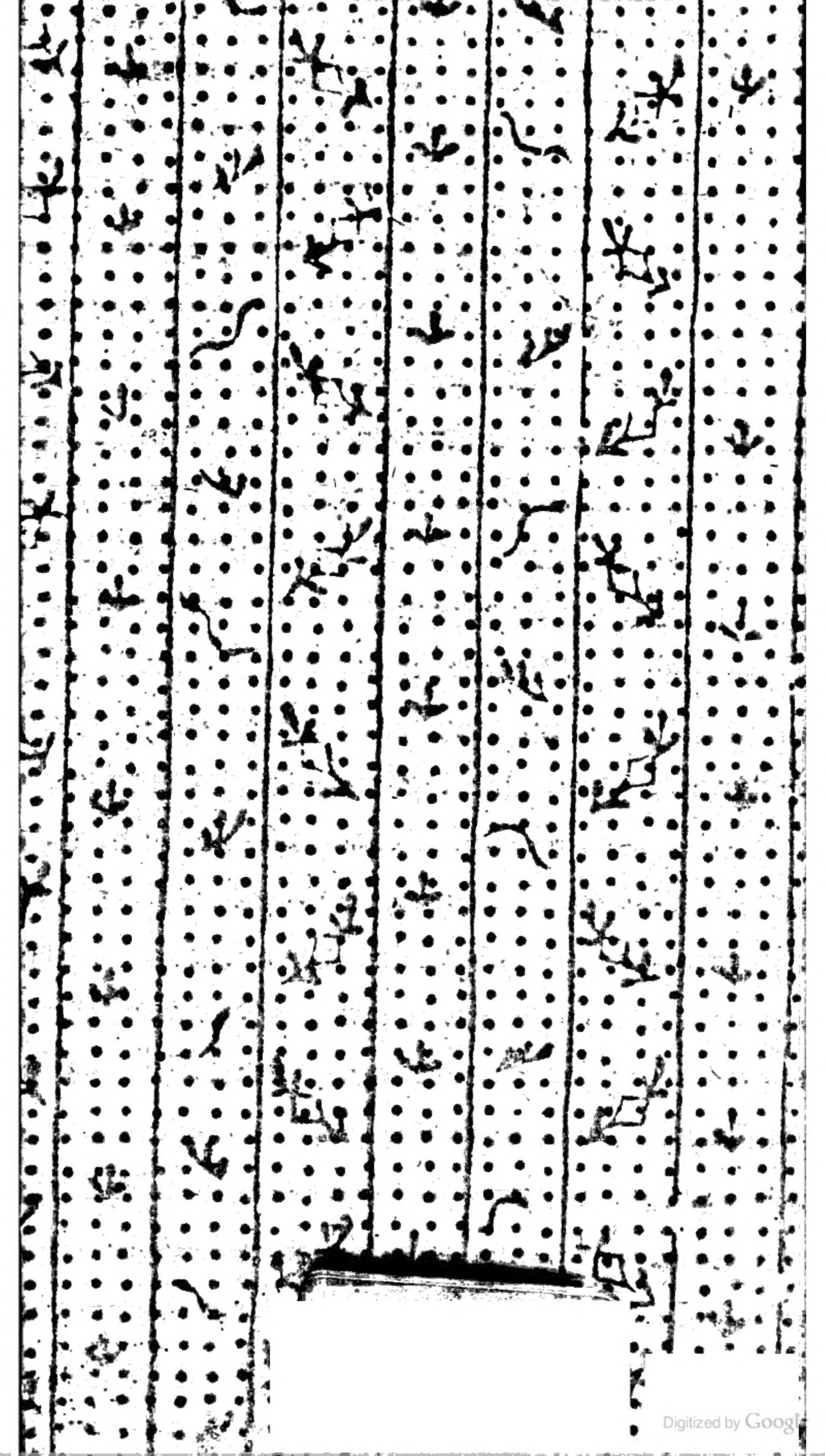
IV.

Register.

3. Art.

VII. Kap. Schluß dieses III. Buchs.





Digitized by Google